

Die Suchmaschine
Was taugt die Partnerbörse
im Internet?

DER SPIEGEL

Nr. 14/2.4.12

Deutschland: 4,- €

4 190700 704004 14

PRINTED
IN GERMANY

Spanien / Kanaren € 5,40
Portugal (cont) € 5,20
Schweden skr. 61,-
Slowenien € 5,20
Spanien € 5,20

Japan (inkl. Tax) Yen 1.680,-
Malta € 5,60
Norwegen NOK 62,-
Polen (ISSN 00387452) ZL 29,-

Griechenland € 5,70
Großbritannien £ 4,99
Hongkong HK\$ 79,-
Italien € 5,20

BeNeLux € 4,50
Dänemark dkr 43,-
Finnland € 6,70
Frankreich € 5,20

Österreich € 4,30
Schweiz sfr 7,30

WIE ÖL-KONZERNE
DIE SPRITPREISE
MANIPULIEREN

DAS BENZIN-KARTELL

www.spiegel.de



**Verunsicherung
verstehen.**

**Distanz
verstehen.**

**Fragezeichen
verstehen.**

**Einen eigenen
Kopf verstehen.**

**Einen Scherz
verstehen.**

**Ein erstes
Verstehen.**

**Verstehen.
Je mehr, desto besser.**

ERGO

Versichern heißt verstehen.

Hausmitteilung

2. April 2012

Betr.: Titel, Quasthoff, Roma

Nie zuvor war Tanken so teuer, und nie zuvor schwankten die Preise so unverrechnbar auf und ab. Warum? Und warum gerade jetzt? SPIEGEL-Redakteur Alexander Jung, 45, der den Energiemarkt und das Ölgeschäft seit Jahren beobachtet, ging diesen Fragen nach. Gemeinsam mit vier Kollegen untersuchte Jung, wie die Ölkonzerne ihre Marktmacht nutzen, um die Notierungen hochzutreiben – und wie sie eine neue Taktik einsetzen: die systematische Verwirrung ihrer Kunden. Zugleich haben die hohen Preise auch einen Nutzen. Sie bieten den Anreiz, mit dem kostbaren Rohstoff Öl weniger verschwenderisch umzugehen. „Jede Preiswelle bewirkt einen Innovationsschub“, sagt Jung, „und so erneuert sich die Volkswirtschaft“ (Seiten 62, 69).



Jung

Mehr als 30 Alben hat der mit einer Contergan-Behinderung geborene Bassbariton Thomas Quasthoff, 52, aufgenommen, drei Klassik-Grammys hat er gewonnen, ein internationales Millionenpublikum begeistert – vor allem aber hat er mit seiner Kunst seine Frau Claudia erobert: Vor dem ersten Treffen kaufte Quasthoffs heutige Ehefrau eine seiner CDs und hörte sie im Auto. Sie habe gleich rechts ranfahren müssen, gestand sie Quasthoff später, seine Stimme habe sie zu Tränen erschüttert. Er erzähle diese Geschichte, sagte Quasthoff zu SPIEGEL-Redakteur Joachim Kronsbein, 56, übrigens nicht aus Angeberei, sondern als Beleg, dass Musik magisch wirken könne. „Daran glaubt Quasthoff zutiefst“, sagt Kronsbein. Er sprach mit dem 1,31 Meter großen Künstler über die Gründe für dessen Rückzug aus dem Konzertgeschäft, über Gott und Bach und die Frage, warum der Mensch wahrscheinlich doch eine Fehlkonstruktion ist (Seite 132).

Der Schnee lag meterhoch, das Roma-Dorf Fântânele, 35 Kilometer von Rumäniens Hauptstadt Bukarest, war nur nach langem Fußmarsch erreichbar. Angekommen, sahen SPIEGEL-Redakteurin Özlem Gezer, 30, und ihr Übersetzer Mihai Radu, 49, auf dem Marktplatz das halbe Dorf versammelt, Männer, Frauen, Kinder, die sich hier tagsüber treffen – um nichts zu tun: In Fântânele sind die meisten Menschen arbeitslos. Auf einen Besuch aus Berlin, so Gezer, „reagierten sie, als wäre eine Delegation von Angela Merkel gelandet“. Nach Fântânele war Gezer gekommen, weil dieses Dorf gleichsam umzieht in die deutsche Hauptstadt, wo man sich ein besseres Leben erhofft, zumindest genügend Kartoffeln. „Und alle bleiben zusammen, sie wollen in dieselbe Straße in Neukölln“, sagt die Redakteurin. In Fântânele erlebte Gezer, wie die Menschen für die Kanzlerin beten: „Angela, du bist die Mama Europas“ (Seite 42).

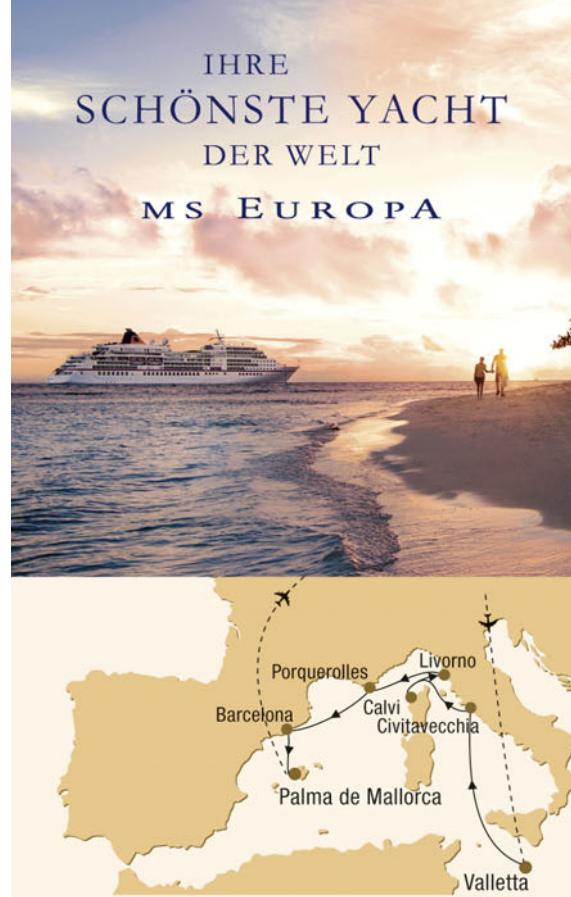


DIAMLA GROSSMAN / DER SPIEGEL

Gezer (r.) mit Roma in Fântânele

Die nächste SPIEGEL-Ausgabe wird wegen der Osterfeiertage bereits am Samstag, dem 7. April, verkauft und den Abonnenten zugestellt.

IHRE
SCHÖNSTE YACHT
DER WELT
MS EUROPA



Erleben Sie an Bord des besten Kreuzfahrtschiffes der Welt (lt. Berlitz Cruise Guide 2012) eine unvergessliche Zeit weit weg vom Gewohnten. Genießen Sie den einzigartigen Luxus, der seit Jahren unerreicht Maßstäbe bei erlebnisreichen Seereisen auf höchstem Niveau setzt.

Von Valletta nach Palma
26.5. – 2.6.2012, 7 Tage
Reise EUR1212_1

Höhepunkte:

- Einzigartig persönlich: 285 Crewmitglieder verwöhnen ca. 400 Gäste
- Meerblick inklusive: ausschließlich großzügige Außensuiten ab 27 m², nahezu alle mit Veranda
- UNESCO-Weltnaturerbe: die Bucht von Girolata und die Calanches von Piana
- Literatsalon an Bord – portugiesische, italienische und spanische Literatur
- Flamencoshow an Bord
- Stargast Iris Berben an Bord

Preis pro Person: ab € 4.290
in einer Garantie-Außensuite bei Doppelbelegung

Buchung und Beratung
unter +49 40 30703070 oder
in Ihrem Reisebüro

Hapag-Lloyd
Kreuzfahrten

In diesem Heft

Titel

Wie die Ölmultis die Benzinpreise auf Rekordniveau treiben	62
Mehr als die Hälfte der Benzinausgaben landet in der Staatskasse	66
Die Wirtschaft muss sich auf dauerhaft hohe Ölpreise einstellen	69

Deutschland

Panorama: Schäuble fordert finanzpolitische Überwachung der EU / Fehlerhafte Bundeswehr-Waffe / Gauck führt im Politiker-Ranking	15
Karrieren: SPIEGEL-Gespräch mit dem grünen Europa-Abgeordneten Daniel Cohn-Bendit über das Altern der 68er	20
Koalition: Die Liberalen gehen auf Konfrontationskurs zur Kanzlerin	24
Parteien: Wie die Piraten ihre Politik organisieren – der Weg einer Idee vom Laptop bis in den Bundesrat	26
Parlament: Die Mitspracherechte des Bundestags gefährden die Euro-Rettung	29
Ist der Fiskalpakt mit dem Grundgesetz vereinbar?	30
Wahlen: Der Linken droht im Westen das Aus	32
Union: Interview mit Bundesumweltminister Norbert Röttgen zum verpatzten Start des NRW-Wahlkampfs	34
Verkehr: Fahrverbot für betrunkenen Radfahrer	36
Zuwanderer: Wie Rumänen ihr Dorf nach Berlin verlegen	42
Internet: Lynchjustiz mittels Facebook	46
Fitness: Teuer und gefährlich – die Schattenseiten des Yoga-Booms	47
Zeitgeschichte: Die Ausschweifungen des früheren DDR-Verteidigungsministers Heinz Hoffmann	50

Gesellschaft

Szene: Eine Fotografin ohne Hände / Warum Menschen süchtig nach Rabatten sind	52
Eine Meldung und ihre Geschichte – wie ein Elfjähriger Praktikant in einer Bäckerei wurde	53
Partnervermittlung: Die Online-Börse Parship versucht, mit mathematischen Formeln Menschen zusammenzubringen	54
Ortstermin: Kreuzberg kämpft gegen das Großkapital und für den Ruf vergangener Jahre	59

Wirtschaft

Trends: Media-Saturn-Affäre schwelt weiter / Evoniks seltsame China-Tochter / KfW hofft auf Entschädigungszahlungen	60
Unternehmen: Haben die Energiereisen E.on und Gaz de France in Berlin ein Quotenkartell gebildet?	74
Affären: Den ehemaligen Ferrostaal-Chef Matthias Mitscherlich holt die Vergangenheit ein	77
Handel: Die Schlecker-Kinder erwägen den Rückkauf des Unternehmens	80
Transfergesellschaften sind unter Arbeitsmarktexperten umstritten	81

Ausland

Panorama: Wird die inhaftierte ukrainische Ex-Ministerpräsidentin Timoschenko nach Deutschland ausgeflogen? / Gaddafi-Sohn feilscht um seine Entlassung	82
--	----



„Ich habe Angst vor dem Tod“

Seite 20

1968 trug die Jugend ihre Wut auf die Straße, nun gehen Rebellen von einst in Rente. Im SPIEGEL spricht Daniel Cohn-Bendit über die Irrwege der Protestbewegung und seine Furcht vor dem Altern.

Vom Küchentisch nach Brüssel

Seite 26

Ein Berliner Pirat, einfaches Mitglied seiner Partei, hatte einen politischen Vorschlag, ließ ihn im Internet diskutieren und brachte ihn auf die Agenda der Fraktion. Die Idee kam bis in den Bundesrat, der jetzt die EU rügen will.

Ein Dorf zieht um

Seite 42

Vom ärmsten Rand Europas in die deutsche Hauptstadt: Eine Roma-Gemeinde träumt vom Wohlstand, zieht aus Rumänien nach Berlin-Neukölln und staunt über die Segnungen des Sozialstaats.



Yoga-Schüler in Timmendorfer Strand

Teure Entspannung

Seite 47

Yoga ist eine philosophische Lehre – und ein großes Geschäft. Millionen Deutsche praktizieren die Übungen, die Krankenkassen zahlen mehr als 100 Millionen Euro an Zuschüssen pro Jahr. Doch längst nicht alle Angebote sind sinnvoll. Experten warnen vor Geldschneiderei und Gesundheitsgefahren.



Der schwierige Rückzug

Seiten 94, 97

Wie bekommt die Nato ihre 130 000 Soldaten und ihr Militärgerät wieder aus Afghanistan heraus? Während die Amerikaner nach den besten Abzugsrouten suchen, macht die Bundeswehr bereits Inventur.

VYACHESLAV OSOLODKOV / AFP

Harter Stoff im Altenheim

Seite 118

Ohne Obdach und Hoffnung – wohin mit Junkies, wenn sie ins Rentenalter kommen? Ein niederländischer Streetworker hat eine Antwort gefunden. In Den Haag hat er das weltweit erste Altenheim für Junkies gegründet.

Das emotionale Ich

Seite 122

Menschen, die denken, sie seien vernünftig, sind es meist gar nicht, behaupten Forscher. Studien weisen nach, wie stark Gefühle unser Denken und Handeln steuern. Ein neues Bild des Menschen entsteht.

Quasthoffs Abschied

Seite 132

Er ist der einzige behinderte Sänger, der eine Weltkarriere gemacht hat. Nun beendet der Bassbariton Thomas Quasthoff seine Laufbahn. Im SPIEGEL spricht er über seine Gründe und das Leben als Contergan-Geschädigter: „Da gab es sicherlich einen Behindertenbonus. Aber den hat man nur einmal.“



AXEL ZEININGER / WIENER STAATSOPFER

Nahost: Israels verhaltener Umgang mit dem Aufbruch in den arabischen Nachbarstaaten ...	84
Frankreich: Ein Film offenbart die Genese des Libyen-Einsatzes ...	88
Syrien: Die zerstrittene Exil-Opposition ...	90
Spanien: Madrids Bürgermeisterin kämpft gegen die Schulden ihrer Stadt ...	92
Afghanistan: Die logistischen Schwierigkeiten des Rückzugs ...	94
Wie die deutschen Soldaten sich auf ihre Heimreise vorbereiten ...	97
Global Village: Warum türkische Ärzte das Operieren an Wiener Leichen üben ...	102

Sport

Szene: Dressurreiter Hiroshi Hoketsu über Leistungssteigerung im Alter / Zwei deutsche Ruderer beim Klassiker Cambridge gegen Oxford ...	103
Olympia: Der 17-jährige Turnspringer Tom Daley soll für die Briten der Star der Sommerspiele in London werden ...	104
Zeitgeschichte: Wie Sepp Herberger an braunen Seilschaften im DFB verzweifelte ...	107

Wissenschaft · Technik

Prisma: Urrinder der Steinzeit / Forensiker filmen Leichenfraß ...	108
Bildung: Wie ein Kosmologe Afrika retten will ...	110
Energie: Blowout in der Nordsee – die Gassuche wird teurer und riskanter ...	114
Medizin: Mangelnde Kontrolle im Organspendewesen ...	116
Sucht: Ein Altenheim für Junkies ...	118

Kultur

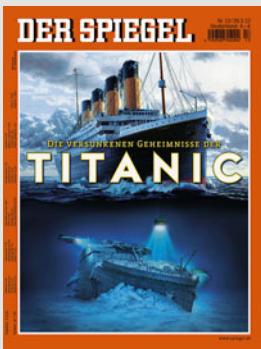
Szene: Die Bayreuther Festspiele müssen mehr Karten in den freien Verkauf geben / Paris feiert den Fotografen Helmut Newton mit einer Retrospektive ...	120
Anthropologie: Historiker, Hirnforscher und Psychologen entdecken die Macht der Gefühle ...	122
Kino: Die finnische Filmparodie „Iron Sky“ erzählt von durchgeknallten Nazis auf dem Mond ...	127
Bildung: Warum es falsch ist, aus unseren Kindern Streber zu machen ...	130
Musik: SPIEGEL-Gespräch mit dem Bassbariton Thomas Quasthoff über das Ende seiner Karriere und sein Leben mit der Contergan-Behinderung ...	132
Bestseller: ...	134
Sachbuchkritik: Die australische Psychologin Cordelia Fine und ihre erfrischende Studie „Die Geschlechterlüge“ ...	136

Medien

Trends: Misstöne bei Bertelsmann / Niggemeiers Medienlexikon ...	139
Essay: Bernhard Pörksen und Hanne Detel über den allgegenwärtigen Skandal in der Digital-Ära ...	140
TV-Sender: Nach dem Rauswurf von Harald Schmidt sucht Sat.1 nach einem neuen Konzept ...	142

Briefe ...	6
Impressum, Leserservice ...	144
Register ...	146
Personalien ...	148
Hohlspiegel / Rückspiegel ...	150

Titelbild: Illustration Michael Pleesz für den SPIEGEL



SPIEGEL-Titel 13/2012

„Die ganze Geschichte rund um die ‚Titanic‘ ist so bemerkenswert, dass man sie erfinden müsste, wäre es nicht tatsächlich passiert. Diese Hybris, dieses Fanal der menschlichen Schaffenskraft, weggefegt von etwas so Simplem und Profanem wie einem Eisberg.“

MARTIN SCHNELLE, VATERSTETTEN (BAYERN)

Nr. 13/2012, Titel: Die versunkenen Geheimnisse der „Titanic“

Heilsames Gleichnis

Das Faszinierendste am Untergang der „Titanic“ ist nicht, dass das damals größte Schiff der Welt, das als unsinkbar galt, doch gesunken ist. Es sind die Ruhe und die Gelassenheit, die den auf dem Schiff verbliebenen Menschen attestiert wurden. In allen Berichten zum Untergang ist das nachzulesen: keine Panik, keine Schreie, sondern das Einfügen in das Schicksal des Untergangs. Der Kapitän und der Konstrukteur bleiben auf der „Titanic“. Musik spielt, und das Schiff bleibt durch die Arbeit der Maschinisten, die auch untergehen werden, bis zum Schluss hell erleuchtet. Das ist es, was uns die Geschichte des Untergangs der „Titanic“ so lebendig hält.

ANDREAS HUCKLE, RHEINSTETTEN (BAD.-WÜRTT.)

Eine magere Story für ein ausgequetschtes Ereignis.

DR. RUDOLF HOLZAPFEL, AUGSBURG

Kein Therapeut könnte sich ein heilsameres Gleichnis denken, als es das Schicksal den Menschen der Neuzeit mit dem Untergang der „Titanic“ vermochte. Es birgt mehr göttliche Botschaft und Erkenntnis als das Neue Testament, mehr Zivilisationskritik als „Das Kapital“ von Marx. Es lehrt Toleranz gegenüber allen vom Ehrgeiz zerfressenen Mittmenschen und führt die Vergeblichkeit allen Strebens nach Reichtum, Ruhm und Ansehen vor. Wer sich mit dem Untergang dieses Schiffes befasst, das Synonym ist für die Gesellschaftsordnung des Kapitalismus und seiner Irrwege, lernt, über den Dingen zu stehen und allen materiellen Verlockungen zu entsagen.

RALF BIEROD, UETZE-HÄNIGSEN (NIEDERS.)

In dem Cameron-Film ist zu sehen, wie der Offizier „Volle Kraft zurück“ befiehlt, die Dampfmaschinen dann erst abbremsen und wieder in die Gegenrichtung beschleunigen müssen, um das Schiff zu stoppen. Das technisch simple Konzept



„Titanic“ am 10. April 1912 in Southampton

einer zwischen Dampfmaschine und Schraubenwelle geschalteten Kupplungs- und Getriebeeinheit hätte es ermöglicht, die volle Drehzahl der Maschinen beizubehalten und sie nach kurzem Schaltvorgang in den „Rückwärtsgang“ wieder auf die Schrauben zu leiten. Die zu primitive Technik der direkten Kraftübertragung ist also auch ein wichtiger Faktor beim Zustandekommen der Katastrophe.

MICHAEL SCHAEFER, MERDINGEN (BAD.-WÜRTT.)

Nr. 12/2012, Henryk M. Broder über den Unsinn von Pflichtbesuchen in Auschwitz

Dialektisch gewitzt

Ich traue unseren Fußballern durchaus zu, Auschwitz mit der nötigen Würde und Ernsthaftigkeit zu besuchen, um genau dies zu schaffen, woran Herr Broder nicht glauben mag: der Welt ein Bild zu liefern von modernen Deutschen, die zu ihrer nationalen Verantwortung sehr bewusst stehen und damit zeigen, dass Deutsch-

land Vorbild sein kann für Aufarbeitung und Aufklärung. Sollte die Elf tatsächlich „außer Tritt geraten“ und aus dem Turnier fliegen, wäre das ein klares Zeichen zum Nachbessern, für uns Deutsche und die gesamte Welt – es gibt Wichtigeres als Fußball. Herr Broder: Sechs, setzen!

ANDREAS HÖPP, WIESBADEN

Ein Bravo dem dialektisch gewitzten Stürmerstar Henryk M. Broder, der mit seinem Kommentar bei aller Angriffslust kein Eigentor geschossen hat. Und weil er keine Furcht vor einer Abseitsfalle kennt, war er mit seinen Spalten äußerst treffsicher. Mit seiner famosen Dialektik ist es ihm gelungen, die Räume so dicht zu machen, dass zum Kontern mit Gegenargumenten kaum eine Chance gegeben sein dürfte.

BERND REUTLER, SAARBRÜCKEN

Nr. 12/2012, Der Bund subventioniert die Ferienaufenthalte seiner Beamten

Erholte Mitarbeiter

Ich bin Mitglied im Sozialwerk, kein Beamter, habe ein kleines Einkommen und bin froh, dass es solche Einrichtungen gibt. So konnte ich meiner Familie (meine Tochter und ich sind schwerbehindert) einen Urlaub ermöglichen. Die Mitglieder, die ich kenne, sind in ähnlicher Situation.

MARTIN BECKSCHÄFER, HAMM

Sie übersehen, dass der größte Teil der Beschäftigten in der Bundesverwaltung keine Ministerialdirigenten sind und von 8000 Euro nur träumen können. Damit sich auch geringverdienende Beschäftigte in den Hauptferienzeiten einen Familienurlaub leisten können, wenden die Sozialwerke ein Punktesystem bei der Vergabe an. Dabei werden Mitglieder mit geringem Einkommen bevorzugt. Damit dieses System auch funktioniert, zahlen sehr viele Mitglieder ihren Beitrag in die Solidargemeinschaft ein, ohne selbst Leistungen in Anspruch zu nehmen. Dass dabei auch der Bund als Arbeitgeber seinen Beitrag leistet, halte ich für legitim. Denn erholte Mitarbeiter leisten ihm und somit auch der Bevölkerung eine gute Arbeit.

GERD STEHLING, TAUNUSSTEIN (HESSEN)

Diskutieren Sie im Internet

www.spiegel.de/forum und www.facebook.com/DerSpiegel

► **Titel** Soll Benzin billiger – oder teurer werden?

► **Gesellschaft** Können Liebesbeziehungen, die über das Internet geknüpft wurden, stabil sein?

► **Erziehung** Wie ungerecht ist unser Schulsystem?



DEEPSEA CHALLENGE



IN 11.000 METERN TIEFE,
AM TIEFSTEN PUNKT
DER ERDE, SCHREIBT ROLEX
GESCHICHTE.
WIEDER EINMAL.



MEHR ÜBER DIESE EXPEDITION ERFAHREN SIE AUF: WWW.DEEPSEACHALLENGE.COM



23. JANUAR 1960: DIE TRIESTE
KOMMT WIEDER AN DIE OBERFLÄCHE.

DIE
GESCHICHTE
DER OYSTER
SETZT SICH FORT

26. MÄRZ 2012:
JAMES CAMERON
TAUCHT ALS GASTFORSCHER
FÜR DIE NATIONAL GEOGRAPHIC
SOCIETY ZUM TIEFSTEN PUNKT
DER ERDE AB, DEM
MARIANENGRABEN.
DIES IST DER ERSTE
SOLO-TAUCHGANG
ZUM MARIANENGRABEN,
WOHIN SICH BIS DATO
NUR JACQUES PICCARD
UND DON WALSH IM JAHR 1960
IN DER TRIESTE GEWAGT HABEN.
LEDIGLICH EIN PASSAGIER
WAR BEI BEIDEN
EXPEDITIONEN DABEI:
EINE ROLEX.


ROLEX



Morgen werden die Neugierigen belohnt

Kreativere Ideen, erweiterte Horizonte und manchmal sogar tiefere Leidenschaft – die Belohnung für alle, die sich über Grenzen hinwegsetzen, ist vielfältig. Für das Entdecken von Neuem.

Fliegen Sie mit Emirates zu 6 Kontinenten.



Hello Tomorrow


Emirates

Nr. 11/2012, Debattenbeitrag von Stefan Niggemeier zum Urheberrecht, und Nr. 12/2012, Der Filmproduzent Martin Moszkowicz verteidigt das Urheberrecht

Die wahren Räuber

Wer verfolgt hat, wie Verlage oder Musikproduzenten mit den Rechten der eigentlichen Schöpfer von geistigem Eigentum verfahren, der weiß, wo die wahren Räuber sitzen. Die Verlage wollen wettmachen, was sie seit den Anfängen des Internets dank ihrer ignoranten Inkompotenz an Möglichkeiten ungenutzt ließen. Mit Hilfe der Politik wollen sie ihr einträgliches Vertriebs- und Kontrollmonopol retten, indem sie sich als Beschützer der Autoren und Künstler aufspielen.

REINER LANGWALD, BAD HARZBURG

Die Argumentation Niggemeiers ist naiv und erfolgt einseitig aus der Sicht der Internetnutzer, die alles sofort, uneingeschränkt und kostenlos wollen. Er unterstellt dem Zugehen auf diese Egoismen auch noch Markterfolgsaussichten – Adam Smith pervers zugespitzt. Raubkopieren ist die Aneignung geistigen Eigentums ohne das übliche wechselseitige Agreement beim Austausch von Leistung und Gegenleistung. Abstrus ist die Forderung, dem Kunden einen Preis zu machen, den er als fair empfindet. Das kann nur bei null enden, genau da, wo es bei der Raubkopie ja schon ist.

ROLF MONNERJAHN, EMMELSHAUSEN (RHLD.-PF.)



Messestand auf der Games Convention

Niggemeier hat recht. Besonders die Tonträgerindustrie ignoriert hartnäckig, dass seit den für sie goldenen Jahren andere Industrien erfolgreich um das Taschengeld der Jugend konkurrieren.

ALEX BAUCH, FREIBURG

Mit seinen Ausführungen begibt sich Niggemeier leichtfüßig an die Grenze des Widerspruchs zur geltenden Rechtsprechung, zum Schutz des Eigentums und zur Declaration of Human Rights. Die Musikbranche unterstützt 500 legale Angebote im Internet; für zehn Euro monatlich können zehn Millionen Songs gehört werden.

EDGAR BERGER, LONDON
SONY MUSIC INTERNATIONAL

Schauspieler leben nicht nur von den Drehtagsgagen, sondern auch von einer Vergütung für die Nutzung ihrer Werke. Doch durch Buy-out-Verträge und eine faktische Aushöhlung des Urheberrechts werden sie zunehmend von der Teilhabe an der Verwertungskaskade ausgeschlossen. Der Wert von Kreativität wird ignoriert. Eine weitere Aufweichung des Urheberrechts wird im Filmbereich viele Existzen vernichten. Das Gegenteil dessen, was Niggemeier fordert, ist vonnöten: Jede Nutzung muss bezahlt werden.

MARTIN MAY, BERLIN
BUNDESVERB. D. FILM- UND FERNSEHSCHAUSPIELER

Google/YouTube stellt lieber große Millionenbeträge für eine Anwalts-Armada an Urheberrechtsspezialisten zurück, als den Künstlern, mit deren Werken sie Millionen verdienen, einen Anteil abzugeben. YouTube gibt mittlerweile unverblümmt zu, dass sie selbst die Videos auf ihrer eigenen Website sperren und nicht die Gema. Gleichzeitig macht YouTube mit diesem Vorgehen äußerst polemisch und erfolgreich Antistimmung gegen unsere Rechtevertretung. Bei Werbeeinnahmen von 20 Euro pro 1000 Kontakten haben Google/YouTube sogar den minimalen Anteil von zwei Cent für den Urheber als absolut utopisch abgetan.

HELMUT ZERLETT, BRÜHL
BANDLEADER UND KOMPONIST



PEOPLE PICTURE / COMPAZ

Ich kenne viele Raubkopierer. Zahlen im Laden alle brav ihre Milch, aber zu Hause am Computer klauen sie, so viel sie nur können. Und dank des Verbal-Geschwurbels der Piraten und Schreibern wie Niggemeier und Sascha Lobo gilt das auch noch als cool. Warum soll ich es okay finden, dass Leute, die meine Bücher lesen wollen, sie klauen, anstatt sie zu kaufen?

ULI T. SWIDLER, MÜNCHEN

Fast alle meine DVDs enthalten den sachlich falschen „Raubkopierer sind Verbrecher“-Spot. Wie dämlich ist Moszkowicz' Verband eigentlich, dass er meint, ausgerechnet die ehrlichen Kunden bedrohen, beschimpfen, belügen zu müssen?

HANNO ZULLA, HAMBURG

Nr. 12/2012, Die große Gefahr durch ältere Autofahrer

Kurzfristiger Blackout

Endlich mal ein Artikel, der das hohe Unfallrisiko der Senioren nicht sofort mit dem Hinweis auf die Daten von Fahreranfängern und jüngeren Altersgruppen bagatellisiert. Deshalb müssen diese Un-

fallzahlen Älterer im Vergleich mit anderen Altersgruppen auch wirklichkeitsnah betrachtet werden. Welcher 70-Jährige fährt morgens im Dunkeln und bei Glätte durch die Gegend oder erreicht die Jahresleistungen jüngerer Fahrer? Könnte man das mitberechnen, wären die Unfallzahlen der Senioren im Straßenverkehr wohl die absolute Katastrophe.

THOMAS SAUER, BIELEFELD



POLIZEI

Unfallstelle auf einer Straße im Westerwald

Man muss sich wundern, dass nicht mehr passiert. Ich bin vor kurzem auch in einen Verkehrsunfall mit Totalschaden verwickelt worden, der durch einen Rentner, der auf einer Schnellstraße unvermittelt auf die Gegenfahrbahn fuhr, verschuldet wurde. Hinterher stellte sich heraus, dass der 77-Jährige an Morbus Parkinson litt, auf eine dementsprechende Medikation eingestellt war und vermutlich einen kurzfristigen Blackout hatte.

DR. MICHAEL WUCHNER, BASEL

Eines ist wichtig, man muss immer in Übung bleiben. Wir haben ältere Freunde, die einen guten Fahrstil fahren. Es gibt natürlich auch solche, die aus Vorsicht nur in ihrem Außenbezirk zum Einkaufen fahren, aber die trifft man auch nicht auf der Autobahn an.

NILS BÖTTCHER, BERLIN

Wollen wir bereits den Autofahrer, der allein aufgrund seines Alters gegenüber dem Durchschnittsfahrer etwas eingeschränkt ist, ausschließen? Oder den behinderten Fahrer? Den Minderbegabten? Es gibt weitaus mehr gute Gründe, dem Staat die Ausforschung des Gesundheitszustands zu verwehren. Die Einführung von Tests könnte einen Dammbruch darstellen, der zu immer weiter gehenden Untersuchungen führen würde.

DR. FLORIAN FISCHER, DÜSSELDORF

Nach dem Urteil des EuGH zum Fliegen bis 65 könnte in einigen Ländern die groteske Situation entstehen, dass ein Pilot, nachdem er kurz vor seinem 65. Geburtstag die letzte erfolgreiche Landung mit 600 Passagieren in einem A 380 vollbracht hat, ein halbes Jahr später darauf getestet wird, ob er überhaupt noch in der Lage ist, ein Auto sicher zu bewegen.

EBERHARD DALICHOW, WEINHEIM (BAD.-WÜRTT.)

2012



1979



Zeit für neue
Dachfenster -
und mehr
Tageslicht.

Jetzt mit VELUX Dachfenster modernisieren – Ideen & Lösungen unter velux.de/neu



Auf Wunsch zeitgesteuertes Lüften
mit automatischen Fenstern.



Bessere Wärmedämmung mit
moderner Verglasung.



Inspiration, Video-Beratung,
Planungshilfen und mehr ...

VELUX[®]

www.velux.de

**Sie sind sich unsicher, ob Sie bei der Planung
Ihrer Vorsorge an alles gedacht haben?**



*9 Cent aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunk
maximal 42 Cent, jeweils je angefangene Minute.

plan360° von AXA.

Beste Rundum-Beratung. Von der Sicherung Ihrer Existenz bis zur Planung Ihres Ruhestands.

Sie wollen bei der Planung Ihrer Zukunft an wirklich alles denken? Zum Glück gibt es plan360° von AXA. Die Rundum-Beratung mit individuellen Lösungen, die sich Ihren unterschiedlichen Lebensphasen flexibel anpassen. Von der Sicherung Ihrer Existenz über den Aufbau Ihrer Altersvorsorge bis zur Planung Ihres Ruhestands. So können Sie beruhigt in die Zukunft schauen. Mehr Informationen erhalten Sie bei Ihrem persönlichen Betreuer, unter www.AXA.de oder unter Telefon 01803/003131*.



Kommen Sie zur Versicherung, die neue Maßstäbe setzt.

Maßstäbe / neu definiert



Nr. 11/2012, Vier Experten fordern den Umbau des deutschen Subventionssystems, und Nr. 12/2012, Kulturstatssekretär André Schmitz antwortet auf die Thesen

Zur Strafe: Laienkonzert

Das Gefühl der vier Autoren, dass die staatliche Finanzierung von Kunstmuseen und anderen Kulturinstitutionen verschwendetes Geld für einen irrelevanten Zweck ist, wird mit einer großen Mehrheit von Mächtigernkunstliebhabern geteilt. Ein Besuch eines Museums zeitgenössischer Kunst ist ausnahmslos ein enttäuschendes Erlebnis. Man steht entnervt vor lächerlichen Installationen, um die tiefere Bedeutung herauszufinden. Das ist mit Sicherheit eine Krisensituation, und es ist eine Krise des Kunstzustands, nicht der Kulturförderung.

NADINE GRENZ, LÜBBEN (BRANDENB.)



JOCHEN ZICK / ACTION PRESS

Museum in Berlin

Wenn die Hälfte aller Theater, 3000 Museen, mehrere Dutzend Bühnen und 4000 Bibliotheken geschlossen werden, gibt es keine „frei gewordenen“ Mittel, denn wo sollen die zum Teil hochspezialisierten, ebenfalls frei gewordenen Mitarbeiter auf dem Arbeitsmarkt denn unterkommen?

F. ROMEISS, BERLIN

Zur Strafe sollten die Herren bis an ihr Lebensende nur noch Laienaufführungen und -konzerte besuchen dürfen! Sind wir denn so weit, dass wir alles nur dem Geld unterordnen? Können gute Aufführungen auf der Grundlage von extremen Konkurrenzdruck und Existenzangst entstehen?

PAUL SCHMITT, URBAR (RHLD.-PF.)

Ein leeres Soziologengeschwafel auf akademischem Na-ja-Niveau mit den üblichen Worthülsen ohne konkrete Beispiele und Analysen. Wenn die Finanzminister den Rotstift ansetzen, dann doch wohl immer zuerst bei der Kultur, und zwar gezielt bei der bürgerlichen Hochkultur, die den vier als besonders überflüssig erscheint. Als ob wir diese Debatte seit 1968 nicht schon oft geführt hätten.

BERND HANEWINKEL, BÜLSTEDT (NIEDERS.)

„Kultur für alle“ – dieser Grundsatz aus den siebziger Jahren war nett gedacht,

hat sich jedoch inzwischen ins Gegenteil verkehrt: Es findet eine Umverteilung von unten nach oben statt. Geringverdiener, die weder Theaterkarten für sich kaufen noch für ihre Kinder Musikschulunterricht bezahlen können, finanzieren durch ihre Steuern die Theaterkarten und den Musikunterricht an den kommunalen, geförderten Musikschulen mit. Dort treffen sich (mit wenigen Ausnahmen) die gutverdienenden Schichten. Sie nehmen die Steuergelder des kleinen Mannes gern in Anspruch, um „Kultur“ zu betreiben – beziehungsweise das, was einige maßgebliche Köpfe als „Kultur“ definieren.

CHRISTINE BÜTTNER, GÖTTINGEN

Was die vier da von sich geben, ist so unglaublich, dass man es kaum für möglich hält, dass sie etwas mit Kultur zu tun haben. Sie müssten sich nach ihren Thesen als Erstes selbst abschaffen. Wenn man als Intendant 25 Jahre gegen die Politik gearbeitet hat, manchmal auch mit ihr, ist jedes Wort dazu zu schade, weil es Aufmerksamkeit auf die vier lenkt, deren sie nicht wert sind.

PAVEL FIEBER, INGOLSTADT

Was die vier wollten, war keine Forderung, sondern ein zugespitztes Gedankenexperiment, bei dem vor Augen geführt werden sollte, dass in der deutschen Kulturlandschaft derzeit alles von der Angebotsseite aus betrachtet wird. Nirgendwo fordern sie, wie von André Schmitz unterstellt, dass die Finanzmittel im Kulturbereich halbiert oder anderweitig gekürzt werden sollen, schon gar nicht, um damit öffentliche Haushalte zu sanieren. Die Mittel sollen jedoch anders eingesetzt werden. Die Nachfrageseite sollte ins Zentrum allen künstlerischen Bemühens rücken. Ein diskussionswürdiger Ansatz, sollte man meinen, doch scheint er das Ego vieler aktiver Kulturverweser nachhaltig zu erschüttern.

PETER CONZELMANN, BÖBLINGEN

So richtig André Schmitz' Überlegungen zur staatlichen Kulturförderung sein mögen, so sehr wäre es auch wichtig, Kulturschaffende in Berliner Landesbetrieben auch vernünftig zu entlohen. Es kann nicht sein, dass Statisten und Kleindarsteller einen Bruttoarbeitslohn von knapp 5,50 Euro haben und bei einer Arbeitsbelastung von teilweise mehr als 40 Stunden pro Wochen kaum die Miete davon bezahlen können.

LENNY BÖCKMANN, BERLIN

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

In dieser Ausgabe befindet sich im Mittelbund ein achtseitiger Beifechter der Firma Schöffel, Schwabmünchen.



Harbour Bridge, Sydney, Australia

A mark of true design

Multifort

Veredeltes Automatikwerk, Edelstahlgehäuse mit PVD-Beschichtung, entspiegeltes Saphirglas, Krone und Sichtboden verschraubt, wasserdicht bis zu einem Druck von 10 bar (100 m / 330 ft).
Unverbindliche Preisempfehlung € 1560.-

MIDO[®]

SWISS WATCHES SINCE 1918

Informationen unter www.mido.ch
Deutschland Tel. ++49 (0) 6173 60 60
Österreich Tel. ++43 (0) 1 981 850
Schweiz Tel. ++41 (0) 32 933 33 30



Von: Stefan Rehm
An: E.ON
Betreff: Energie der Zukunft

**Ihr gestaltet also die Zukunft der Energie.
Redet Ihr nur oder macht Ihr auch was?**

**Hallo Herr Rehm, wir bauen den
Windpark „Amrumbank West“.
Für noch mehr grünen Strom.**

Mit dem Bau des Hochsee-Windparks Amrumbank West in der Nordsee werden wir bald weitere 700.000 Menschen in Deutschland mit Strom aus Erneuerbaren Energien versorgen. Und das ist nur ein Projekt von vielen. Künftig wollen wir alle 18 Monate einen neuen Windpark auf dem Meer in Betrieb nehmen.

eon.de/energiezukunft

e-on



VIRGINIA MAYO / AP

EURO

Kontrolle ist besser

Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) wagt einen neuen Vorstoß für eine bessere finanzpolitische Überwachung und Koordinierung in der EU. Um dauerhaft Sparsamkeit und Haushaltsdisziplin zu erreichen, will er unabhängige Expertengremien vorschlagen, die auf nationaler und EU-Ebene eingerichtet werden könnten. Diese Finanzräte haben die Aufgabe, die Lage der Etats

in den Mitgliedstaaten, aber auch von Euro-Zone und Europäischer Union im Ganzen zu kontrollieren und vor Fehlentwicklungen zu warnen. Zudem sollen sie „die Vereinbarkeit der nationalen Finanzpolitik mit den europäischen und nationalen Vorgaben und die Umsetzung des nationalen und europäischen Regelwerks überprüfen“, heißt es in einem internen Papier des Finanzministeriums.

Dazu zählt der verschärfte Stabilitäts- pakt genauso wie der neue Fiskalpakt. Als Mitglieder der Expertengremien sollen vor allem Wissenschaftler berufen werden. Zudem schlagen Schäubles Mitarbeiter vor, die Rolle des EU-Finanz- kommissars zu stärken. Er müsse die Regelwerke „ohne Widerspruchsrecht anderer Kommissare oder des Kommissionspräsidenten“ durchsetzen können.

VERTEIDIGUNG

Gewehr mit Schwächen

Die Standardwaffe deutscher Soldaten, das Gewehr G36, ist in langen Feuergefechten nicht voll einsatzfähig. Nach mehreren hundert Schuss wird der Lauf der Waffe so heiß, dass auf 300 Meter Entfernung die Trefferwahrscheinlichkeit auf ein Drittel sinkt, wie sich bei Untersuchungen der Bundeswehr herausstellte. Aus dem Einsatz, vor allem in Afghanistan, habe es allerdings auch nach stundenlangen Schusswechseln mit Taliban-Kämpfern bislang keine solchen Erfahrungen gegeben, heißt es aus der Truppe. Das

Einsatzführungskommando wies die Isaf-Einheiten dennoch vorsorglich auf die amtliche Gebrauchsanweisung für das Gewehr hin. Demnach muss „nach

dem Verschießen von Patronen im schnellen Einzelfeuer oder in kurzen Feuerstößen bei starker Rohrerhitzung das Rohr auf Handwärme abkühlen, bevor weitergeschossen werden darf“.

Das von der deutschen Waffenschmiede Heckler & Koch hergestellte und vor rund 15 Jahren in die Bundeswehr eingeführte G36 wird überwiegend aus leichtem Kunststoff gefertigt. Für anhaltendes Dauerfeuer war die Waffe nie vorgesehen.



Bundeswehrsoldat mit G36

THOMAS KOEHLER / PHOTOTHEK.NET

STEUERABKOMMEN

Letzte Chance

Der nordrhein-westfälische Finanzminister Norbert Walter-Borjans (SPD) gibt dem Steuerabkommen mit der Schweiz noch eine letzte Chance. „Es ist nicht alles verstellt“, sagte der Minister am vergangenen Freitag, obwohl sich die Ministerpräsidenten der von SPD und Grünen regierten Länder gegen das Abkommen ausgesprochen hatten. Der bilaterale Vertrag, der die Besteuerung von deutschem Schwarzgeldvermögen in der Schweiz regeln soll, droht bisher im Bundesrat zu scheitern. Die Schweiz habe sich be-

reits bewegt, räumt Walter-Borjans nun ein. So wurde der Steuersatz auf Altvermögen auf bis zu 41 Prozent erhöht. Sein Land könne aber nur zustimmen, wenn auch die Schlupflöcher von Schweizer Seite gestopft würden und sich die Alpenrepublik endgültig vom Geschäftsmodell Steuerhinterziehung verabschiedete.



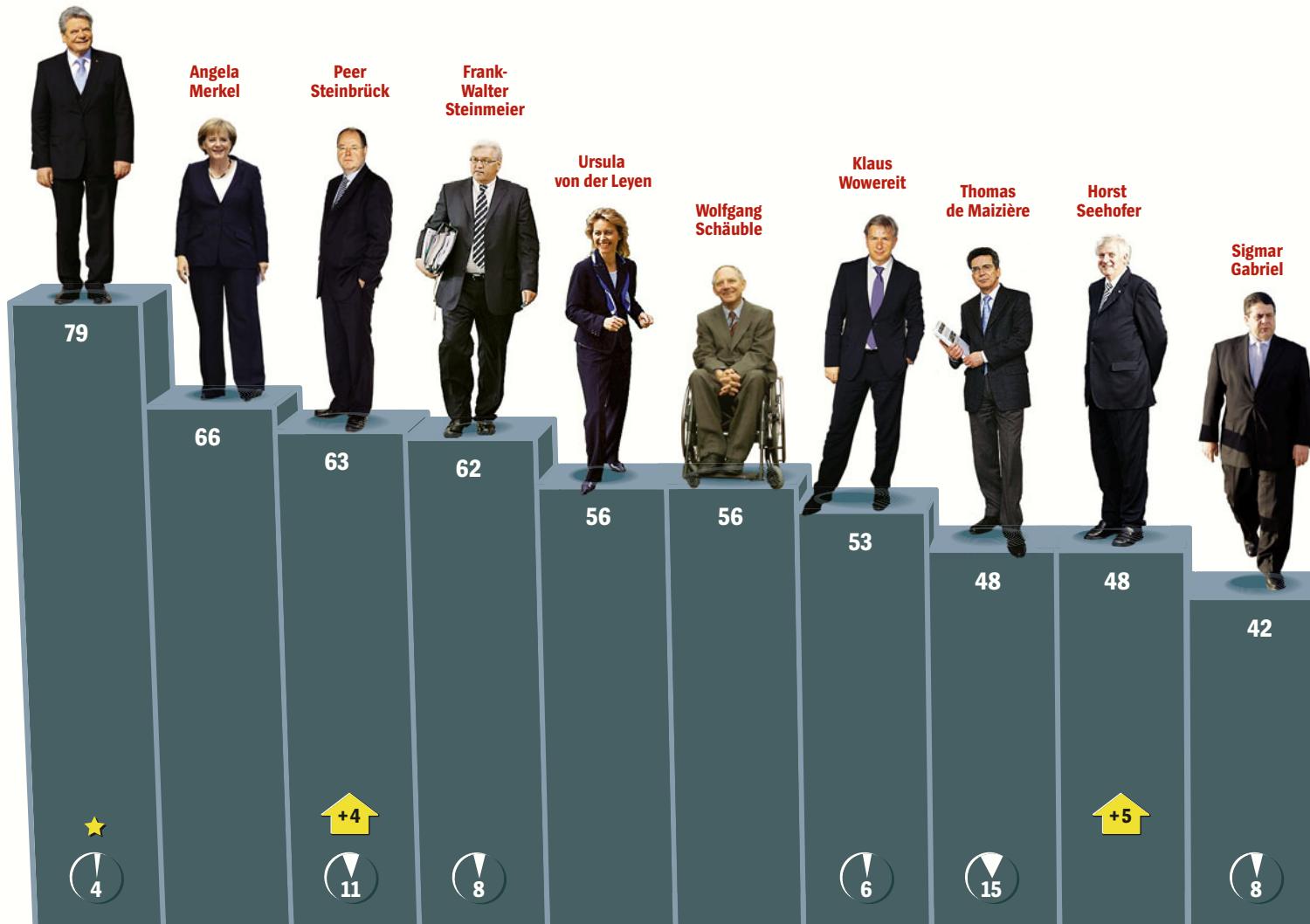
Bankgebäude in Zürich

AFGHANISTAN

Enormer Schwund

Beim Aufbau der afghanischen Armee registriert die Nato-Schutztruppe Isaf eine extrem hohe Zahl an Soldaten, die die Ausbildung plötzlich und ohne jede Angabe von Gründen abbrechen. Zwischen März 2011 und Februar dieses Jahres, so geht aus einer Antwort der Bundesregierung auf eine Anfrage des grünen Verteidigungsexperten Omid Nouripour hervor, verließ fast jeder Vierte vor Ablauf des Trainingsprogramm für Polizei und Armee. Bei der afghanischen Armee ANA war es mit rund 52 000 Abgängen gar eine Abrecherquote von rund einem Drittel. Der Aufbau der Sicherheitskräfte gilt als entscheidende Voraussetzung für die Übergabe der Verantwortung von der Isaf an die Afghanen und für den Nato-Abzug

Joachim Gauck



Veränderungen von bis zu drei Prozentpunkten liegen im Zufallsbereich, sie werden deshalb nicht ausgewiesen.



Ausbildung afghanischer Polizisten in Herat

bis Ende 2014. Dieses Ziel, so jedenfalls die Bundesregierung, sei durch die hohe Abbrecherquote nicht gefährdet, da der Andrang an neuen Bewerbern die Aussteigerzahl kompensierte.

RECHTSEXTREME

Lasche Fahndung

Die bayerische Polizei fahndete offenbar nachlässig nach den mehr als 30 aus Bayern stammenden Neonazis, die noch per Haftbefehl gesucht werden. Der frühere Münchner Rechtsextremist und Liedermacher Felix Benneckenstein behauptet, die Polizei sei zumindest an seiner eigenen Verhaftung nicht besonders interessiert gewesen. Im Januar 2010 habe es mehrere Haftbefehle gegen ihn gegeben, so Benneckenstein. Er habe sich damals regelmäßig in seiner gemeldeten Wohnung aufgehalten. Dort hätten die Beamten lediglich



Benneckenstein

dreimal vormittags geklingelt, seien aber weggefahren, als niemand öffnete. Später sei er in München zu einer Bekannten gezogen, aber fast jedes Wochenende bei Versammlungen und bei Nazi-Demos aufgetreten. Dort habe ihn trotz Anwesenheit von Polizei und Verfassungsschutz nie jemand behelligt. Erst im Juni 2010 habe ihn der

Staatschutz aufgesucht, da er nach einer Schlägerei als Zeuge aussagen sollte. Das bayerische Landeskriminalamt teilte mit, die Haftbefehle gegen Benneckenstein seien damals nicht in allen Polizeiwachen veröffentlicht worden, da sie „nicht gravierende Straftaten“ bestrafen. Dass er festgenommen werden sollte, sei nur der Polizei in seiner Wohngegend bekannt gewesen.

Aus dem Stand an die Spitze

Nach nur zwei Wochen im Amt hat es Bundespräsident Joachim Gauck bereits auf die oberste Stufe der Politikertreppe geschafft. FDP-Chef Philipp Rösler verliert weiter an Zustimmung.

TNS Forschung nannte die Namen von 20 Politikern.

- **BELIEBTHEIT** Anteil der Befragten, die angaben, dass der jeweilige Politiker künftig „eine wichtige Rolle“ spielen sollte
- ▲ Veränderungen zur letzten Umfrage im Januar 2012
- ★ Im Januar nicht auf der Liste
- „Dieser Politiker ist mir unbekannt.“

Alle Angaben in Prozent



TNS Forschung für den SPIEGEL vom 27. und 28. März; 1000 Befragte



CZAREK SOKOŁOWSKI / AP

HOLOCAUST

Entschädigungsansprüche gegen Deutsche Bahn

Die Deutsche Bahn fürchtet offenbar Millionenklagen von Überlebenden des Holocaust vor US-Gerichten. Der Staatskonzern hat Ende des Jahres eine New Yorker Anwaltskanzlei und eine PR-Agentur beauftragt, Gesetzesinitiativen im US-Parlament und in der Regierung zu beobachten, die zur Grundlage etwaiger Klagen werden könnten. Zudem soll die auf Krisen-PR spezialisierte Agentur die Sicht der Bahn in Washington verbreiten. Ein Bahn-Sprecher bestätigte die Mandatierung, wollte sich aber zu

Details nicht äußern. Aufgeschreckt hat die Berliner Konzernzentrale der Holocaust Rail Justice Act, der zurzeit im US-Kongress behandelt wird. Das Gesetz soll Entschädigungsansprüche von Überlebenden des Holocaust in den USA sichern, die während der deutschen Besetzung Frankreichs von der französischen Staatsbahn SNCF in die Nazi-Verbindungslager transportiert wurden. Laut Senator Charles Schumer, Initiator der Gesetzesinitiative, wurden mehr als 76 000 Juden, Widerstandskämpfer und

vereinzelt US-Kriegsgefangene mit SNCF-Zügen in Konzentrationslager deportiert. Nur drei Prozent von ihnen hätten überlebt. Bisher waren Klagen gegen die SNCF in den USA wegen unklarer Rechtslage gescheitert. Auch die Deutsche Bahn wurde bereits mehrmals mit Entschädigungsfordernungen von Holocaust-Überlebenden konfrontiert. Im vergangenen Jahr kündigten osteuropäische NS-Opfer eine Klage vor US-Gerichten gegen das Unternehmen an, die aber noch nicht eingereicht ist.

GRÜNE

Mut zu mehr Markt

Die Grünen debattieren über den richtigen Weg zur Förderung alternativer Energien. Die langjährige Bundestagsabgeordnete Christine Scheel, mittlerweile im Vorstand des hessischen Energieversorgers HSE in Darmstadt, fordert einen Kurswechsel. Die Grünen sollten als Träger der Energiewende nicht länger „auf Stadtwerke und Regionalversorger in öffentlicher Hand“ setzen, sondern verstärkt auf private Großunternehmen, schreibt sie in einem Positionspapier. Die Energiewende sei kein „Idealisten- und Nischen-thema“ mehr, das mit „Verstaatlichung und in kleinen Einheiten“ zu lösen sei: „Die Energiewende braucht Markt, Kapital und mutige und innovative unternehmerische Entscheidungen.“ Daher müssten die Grünen ihre Antworten überdenken und anpassen.



Scheel

EMILY WABITSCH / PICTURE ALLIANCE / DPA

AGENTEN

„Bob und Petra“ klagen

Die Stasi-Unterlagenbehörde in Berlin streitet mit einem früheren Angestellten des SPD-Parteivorstands über dessen mögliche Arbeit als Spitzel für die DDR. Es geht um die Frage, ob Ost-Berlin dadurch „ein umfassender Einblick in die SPD“ möglich gewesen sei. Die Auseinandersetzung dreht sich um die Behördenpublikation „Hauptverwaltung A“, in der Autor Helmut Müller-Enbergs aufdeckt, wie flächendeckend der Geheimdienst Politik und Gesellschaft im Westen ins Visier genommen hatte (SPIEGEL 47/2011). In dem Handbuch wurde auch über die Quellen „Bob“ und dessen Frau „Petra“ berichtet. Obwohl die beiden, so Müller-Enbergs, „nach einem Stasi-Ranking in den achtziger Jahren als dritt wichtigste Quelle in der SPD und damit bedeutsamer als der DDR-Spion Günter Guillaume eingestuft“ wurden, wollen sie nun klagen. Die Jahn-Behörde habe mit dem Buch den Eindruck erweckt, sie hätten bewusst Informationen an die Stasi geliefert. Der Generalbundesanwalt hatte das Ehepaar 1996 angeklagt, das Verfahren wurde gegen eine Geldzahlung eingestellt.

Jetzt gratis dazu:
5 INSPEKTIONEN²



Abb. zeigt Sonderausstattung.

Das OPEL ASTRA JUBILÄUMSANGEBOT

DAS GIBT'S NUR ALLE 150 JAHRE.

1

Sondermodell
mit Preisvorteil
€ 2.700¹

5

Inspektionen
gratis²

0

Zinsen und
Anzahlung³



Zuverlässig unterwegs mit einem Siegerauto. Der Opel Astra erreichte beim DEKRA Report 2012 die beste Einzelwertung aller getesteten Fahrzeuge.

www.opel.de



Wir leben Autos.

¹Kundenpreisvorteil des Sondermodells Opel Astra Color Edition „150 Jahre“ gegenüber der unverbindlichen Preisempfehlung für ein entsprechend ausgestattetes Basismodell.

²Beinhaltet die ersten 5 Inspektionen nach Opel Serviceplan, bis max. 5 Jahre Laufzeit oder 150.000 km Laufleistung, ohne Zusatzarbeiten, ohne Verschleißreparaturen. Auch bei Barzahlung. Nur bei Ihrem teilnehmenden Opel Partner. Mehr Informationen unter www.opel.de/gratisinspektionen

³Finanzierungsangebot, beispielsweise für den Opel Astra 1.6 Color Edition „150 Jahre“: zu leistende Anzahlung: € 0,-; Gesamtbetrag der Finanzierung: € 24.290,-; Laufzeit: 37 Monate; monatliche Rate: 36-mal € 361,-; Schlußrate: € 11.294,-; Nettodarlehensbetrag: € 24.290,-; eff. Jahreszins/Sollzinssatz, gebunden: 0,00%/0,00%; Bearbeitungsgebühr: € 0,-; Kaufpreis bei Finanzierung: € 24.290,-; zzgl. Überführungskosten. Angebot ist gültig bis zum 30.06.2012. Ein Angebot der GMAC Bank, basierend auf der unverbindlichen Preisempfehlung der Adam Opel AG. Weitere Informationen bei Ihrem teilnehmenden Opel Partner.

Kraftstoffverbrauch Opel Astra Color Edition „150 Jahre“ innerorts 10,1–5,2 l/100 km, außerorts 5,8–3,9 l/100 km, kombiniert 7,4–4,4 l/100 km; CO₂-Emission kombiniert 174–117 g/km (gemäß VO (EG) Nr. 715/2007). Effizienzklassen E–A



BERT BOSTELMANN / BILDFOCUS / DER SPIEGEL

Grünen-Politiker Cohn-Bendit: „Das Entscheidende ist wohl der Verlust der Spontaneität“

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Jetzt kommt das Endspiel“

Der grüne Europa-Abgeordnete Daniel Cohn-Bendit, 66, über seine Bilanz der 68er Bewegung, die Vor- und Nachteile von Viagra und freier Liebe und über die letzte große Herausforderung der einstigen Revolutionäre: das Altern in Würde

SPIEGEL: Herr Cohn-Bendit, im vergangenen Jahr wurde bei Ihnen Krebs diagnostiziert. Was war Ihre erste Reaktion?

Cohn-Bendit: Ich saß mit meiner Frau im Auto, wir wollten nach Südfrankreich, als mein Internist mich anrief. Er sprach von einem Krebsknoten in der Schilddrüse und einer notwendigen Operation. Zum Glück war meine Frau am Steuer.

SPIEGEL: Dachten Sie: Jetzt ist der Spaß vorbei?

Cohn-Bendit: Mein erster Gedanke war: So, jetzt ist es wohl so weit. Jetzt kommt die Phase X, das Endspiel. Wie immer das genau aussieht, wie lange es dauern mag. Erst nach einer Weile wurde ich realistischer. Wenn man denn unbedingt Krebs bekommen muss, ist ein Knoten in der Schilddrüse wie ein Sechser im Lotto – man hat sehr gute Chancen. Trotzdem war es ein Einschnitt.

SPIEGEL: Sie haben mal gesagt, Sie hätten sich Ihr ganzes Leben lang gefühlt wie Obelix, der in den Zaubertrank gefallen ist. In welchem Alter mussten Sie erkennen, dass selbst der Revolutionär Cohn-Bendit verwundbar ist?

Cohn-Bendit: Das ist so ein schleichendes Gefühl, das sich einnistet, und irgendwann ist es evident. Dieses Gefühl, Kraft zu haben, diese Jugendlichkeit, die war für mich, für meine Generation lange selbstverständlich. Und dann muss man zusehen, wie man mit dem Alter einfach auch körperlich abbaut. Das Entscheidende aber ist wohl der Verlust der Spontaneität. Wobei das nicht nur schlecht ist – aus der Spontaneität heraus habe ich jede Menge Fehler gemacht. Ich spüre heute so etwas wie die Besonnenheit des Alters, oder die Trägheit des Alters, wenn Sie es negativ wollen.

SPIEGEL: Fällt es den 68ern, die wie keine andere Generation ihr Jungsein betonte, besonders schwer zu altern?

Cohn-Bendit: Mag sein. Ich helfe mir da mit einem Scherz. Wenn ich 68 werde, in zwei Jahren, will ich ein riesiges Fest geben. Endlich 68er – und stolz darauf! Um das Ganze einmal umzudrehen.

SPIEGEL: Wenn der Körper schwächer wird, schlägt das auf das Selbstbewusstsein?

Cohn-Bendit: Es fällt schwerer, sich in Dinge hineinziehen zu lassen. Ein Beispiel: In Frankreich gibt es Präsidentschaftswahlen. Viele hätten es gerne gesehen, wenn ich dort als grüner Spitzenkandidat angetreten wäre. Aber dagegen habe ich mich gewehrt. Vor 20 oder 30 Jahren hätte ich die Idee einfach an mich herangelassen, hätte mich ganz hingegeben. Jetzt bin ich davor zurückgeschreckt. Nach der letzten erfolgreichen Europawahl in Frankreich



AFP

Revoltenführer Cohn-Bendit in Paris 1968: „Das Gefühl, du schreibst gerade Geschichte“

merkte ich, dass die Intensität eines Wahlkampfs, die nur mit einer Rocktour zu vergleichen ist, mich langsam überfordert.

SPIEGEL: Wie viele 68er konnten auch Sie wenig mit Religion anfangen. Hat sich das nach Ihrer Krebs-Diagnose geändert?

Cohn-Bendit: Nein. Das Leben hat ein Ende, aber das müssen wir miteinander ausmachen, wir Menschen. Mit den Freunden, der engsten Familie. Wir müssen selbst entscheiden, wie wir unser Leben in den Griff kriegen. Für mich persönlich existiert Gott nicht. Es gibt keinen Gott. Ich brauche ihn nicht.

SPIEGEL: Haben Sie Angst vor dem Tod?

Cohn-Bendit: Ja. Ich habe Angst vor dem Tod. Aber ich möchte die Zeremonie nach meinem Tod miterleben. Ich möchte das sehen, ich möchte die Reden hören, deshalb werde ich die Reden auch selbst schreiben. Die kann dann jemand vortragen, oder, noch besser: Ich nehme sie auf Video auf, und das wird dann gezeigt. Ich habe sehr verrückte Ideen, ich weiß.

SPIEGEL: Trotzdem werden Sie nicht wirklich dabei sein bei Ihrer Beerdigung.

Cohn-Bendit: Ich weiß. Das ist ein Problem, mit dem ich nicht fertigwerde. Der Tod ist traurig, aber es gibt nur eine Möglichkeit, die Trauer zu überwinden. Man muss die schönen Momente des Lebens wieder aufleben lassen.

SPIEGEL: Haben Sie schon angefangen, Ihre Beerdigungsrede zu schreiben?

Cohn-Bendit: Nein. Ich habe ja noch Zeit.

SPIEGEL: Wenn Sie morgen vom Lkw überfahren werden, liegt keine Rede vor.

Cohn-Bendit: Ich werde aber nicht vom Lkw überfahren. Ich bin mir sicher, dass ich noch 30 Jahre vor mir habe. In dieser Zeit kann sich auch mein Bewusstsein noch verändern, ich kann noch abgeklärter werden. Das käme der Rede zugute.

SPIEGEL: Wenn man wie Sie mit 23 ganz Frankreich zum Generalstreik aufruft, denkt man dann: Ich bin der Größte?

Cohn-Bendit: Als ich 23 war, wurde ich innerhalb von sechs Monaten von einem No-Name, von einem netten Kumpel, den alle mochten, zu einer Ikone. Ich fühlte mich tatsächlich unverwundbar. Es war das Gefühl: Du schreibst gerade Geschichte! Mit 23! Dieses Selbstbewusstsein begleitet mich bis heute. Ich brauchte keinen Doktortitel von der Uni mehr. Ich habe meinen Doktor auf der Straße gemacht. Auf der Straße 68. Und jeder weiß, dass ich nicht abgeschrieben habe.

SPIEGEL: Wie sind Sie mit diesem frühen Ruhm fertiggeworden?

Cohn-Bendit: Am Anfang nicht so gut, jetzt ist es okay. Ich war eigentlich der gleiche junge Mann, der ich vor der Revolution war. Aber plötzlich war ich bekannt, plötzlich haben mich alle anders angesehen, besonders die Frauen. In der Folge bin ich völlig abgehoben. Zu der Zeit hatte ich auch noch ein Techtelmechel mit der bekannten französischen Schauspielerin Marie-France Pisier. Ich dachte echt, ich sei der Größte, mir fehlte der Boden unter den Füßen. Deshalb bin ich dem damaligen Innenminister in Frankreich unheimlich dankbar, dass er mich 1968

ausgewiesen hat. Er zwang mich, nach Deutschland zu gehen. Deutschland hat mir gutgetan.

SPIEGEL: Warum?

Cohn-Bendit: Alles war gemütlicher, geselliger, denken Sie nur an das Prinzip Wohngemeinschaft. Ich war plötzlich kein Anführer mehr. Deutschland hat mich gezwungen, mich wieder zu erden. Geholfen hat mir auch, dass ich mich hier in Frankfurt richtig verliebt habe. Vorher war ich emotional viel zu bindungslos unterwegs. Ich war ständig auf der Suche, auch in meinen ganzen Beziehungen. Ich schien damals bindungsunfähig zu sein.

SPIEGEL: Haben es die 68er mit Sex und Drogen wirklich so krachen lassen, wie es immer heißt? Oder haben sie sich nur besonders geschickt vermarktet?

Cohn-Bendit: Das Bild der 68er war eine Projektion der Gesellschaft, die Lust nach einem anderen Leben hatte. Diese Lust wurde auf uns übertragen. Dass etwa die berühmte Kommune 1 mit Uschi Obermaier das Modell für alle anderen WGs war, das war die Lustprojektion von verklemmten „Bild“-Redakteuren. Die Wahrheit ist: Die Mehrheit der 68er war verklemmt.

SPIEGEL: Sie auch?

Cohn-Bendit: Ich war natürlich verklemmt, aber gleichzeitig gehörte ich zur libertären Strömung, die diese Erfahrung, das Wilde, die freie Liebe, bewusst machen wollte. Das war natürlich anstrengend. Immer wenn Sie viel Neues erleben wollen, ist das anstrengend.

SPIEGEL: Welche Drogen nahmen Sie?

Cohn-Bendit: Die meisten von uns haben natürlich Haschisch oder Gras konsumiert. Ich selbst habe aber nie geraucht. Ich habe mir stattdessen Haschkekse gemacht: Sie nehmen einen Keks, machen ihn ein bisschen warm, machen ihn auf, füllen ihn mit angewärmtem Shit und machen ihn wieder zu. Hat Spaß gemacht. Leider haben die meisten 68er mehr Bier gesoffen als Shit geraucht. Die waren viel zu deutsch.

SPIEGEL: Mit wie vielen Frauen waren Sie damals im Bett?

Cohn-Bendit: Die Zahl spielt keine Rolle. Es waren sicherlich mehr, als der normale deutsche Familienvater hatte, und doch waren es viel weniger, als Sie vermuten.

SPIEGEL: Warum drucksen Sie jetzt so herum? Wir dachten: Das Private sei politisch. Das haben wir so von Ihnen gelernt.

Cohn-Bendit: Das Private ist auch politisch. Ich will das nicht leugnen. Ich halte den Wunsch, in einer Wohngemeinschaft zu leben, für politisch. Auch die Frage, wie man eine glückliche Patchwork-Familie hinbekommt, ist politisch. Das finde ich wichtiger als die Anzahl der Frauen, mit denen man zusammen war.

SPIEGEL: Sie sind seit 30 Jahren mit Ihrer Frau zusammen und betonen immer wieder, wie wichtig Bindungen für Sie sind. War es demnach Unfug, was die 68er gefordert haben: das Aufbrechen der Familie als Unterdrückungszusammenhang?

Cohn-Bendit: Mit 23 wollen Sie Dinge aufbrechen. Wenn Sie mit 70 immer noch der gleiche Aufbrecher sind, dann ist das gaga. Das halten Sie doch gar nicht aus.

SPIEGEL: Was faszinierte Sie am Konzept der freien Liebe?

Cohn-Bendit: Konzept ist ein starkes Wort. Natürlich haben wir damals alle in unterschiedlichsten Momenten Beziehungen gehabt, auch sexuelle, die nicht dem Vorbild der traditionellen kleinen Familien entsprachen. Es war auch schön – eine Zeitlang. Wenn man das alles erlebt hat, darüber nachgedacht hat, die Schwierigkeiten erkannt hat, dann kann es passieren, dass man in einer Beziehung landet, die dieses Bedürfnis des Ausbrechens aufhebt. Und dann war es das eben mit der freien Liebe, denn dann ist man in den Brunnen der großen Liebe gefallen.

SPIEGEL: Sagen Ihre Söhne manchmal: Papa, was habt ihr damals für komische Sachen gemacht?

Cohn-Bendit: Ja, wenn wir diskutieren, sagen die: Das verstehen wir nicht. Das wollen die nicht verstehen.

SPIEGEL: Waren die Verlierer der freien Liebe die Frauen?

Cohn-Bendit: Ja und nein. Natürlich gab es ein unfassbares Macho-Gehabe in dieser scheinbar libertären Grundordnung, die zu neuen Formen der Unterdrückung geführt hat. Gleichzeitig haben viele Frauen in dieser Auseinandersetzung auch zu sich selbst gefunden. Die Frauen waren



Protest-Ikonen Obermaier, Rainer Langhans 1969: „Die Mehrheit der 68er war verklemmt“

ja auch nicht gerade die Gewinnerinnen der Kleinfamilie der fünfziger Jahre. Und dass eine Revolte über die Stränge schlägt, das ist immer so. Es gibt keine ordentliche, saubere, vernünftige Revolte.

SPIEGEL: Das Sexualverhalten wurde damals durch die Antibabypille verändert. Passiert jetzt, da die 68er Rentner sind, etwas Ähnliches mit Viagra?

Cohn-Bendit: Da sind meine Experimentalgrenzen erreicht. Ich will nicht ausschließen, dass ich das einmal probiere.

SPIEGEL: Ist es schön zu wissen, noch etwas in der Hinterhand zu haben?

Cohn-Bendit: Das beruhigt einen, okay. Den Vergleich mit der Pille finde ich übrigens interessant. Beides ist der Versuch, die objektiven Grenzen der Sexualität zu sprengen. Hier die absolute Lust für eine Frau, die vor Erfahrung der Pille von der Angst gedämpft war, schwanger zu werden. Dort nun die Angst der Männer, im Alter nicht mehr zu können. Viagra ist eine Möglichkeit, diese Grenze zu überwinden. Auch das hat, wie die Pille, etwas Befreiendes. Die Frage ist aber, ob Viagra nicht etwas verstärkt, was problematisch ist: die Diktatur des Phallus. Dass Sexualität nur mit einem starken Phallus verbunden wird, finde ich falsch. Es gibt auch andere beglückende Sexualität.

SPIEGEL: Verstehen Sie eigentlich, dass sich viele Männer Ihrer Generation im Alter Frauen suchen, die 30 Jahre jünger sind?

Cohn-Bendit: Nicht wirklich. Ich habe an der Natur, wie sie die Menschen gestaltet hat, nicht viel zu kritisieren, auch nicht dass man älter wird und gebrechlicher. Aber eine Sache finde ich von der Natur völlig bedeppert: Die Frau kann ab einem bestimmten Alter keine Kinder mehr kriegen, ein alter Knacker mit 60 oder 65 aber schon. Das halte ich für ein Problem.

Nicht aus moralischen, sondern aus praktischen Gründen. Ein Kind hat ein Anrecht auf einen Vater und nicht sofort auf einen Großvater. Ein älterer Freund mit einem kleinen Sohn musste neulich schlucken, als sein Kind ihm erzählte, wie seine Klassenkameraden über ihn reden: „Mensch, dein Großvater sieht aber jung aus.“ Ich selbst bin mit 45 Vater geworden – das war die Grenze. Sie müssen ja noch Fußball spielen können.

SPIEGEL: Einer der Gassenhauer der 68er lautete: „Trau keinem über 30.“ War das, rückblickend, kompletter Blödsinn?

Cohn-Bendit: Natürlich, völliger Quark. Aber Sie müssen das aus der Logik der Revolte sehen, die eine der Jugend war. Wir brauchten damals einfach Sprüche, die uns Selbstbewusstsein gaben.

SPIEGEL: Gab es bei den ach so toleranten 68ern so etwas wie Altersrassismus?

Cohn-Bendit: In den Sprüchen vielleicht, in der Praxis nicht. Schauen Sie sich unsere Helden an, Leute wie Herbert Marcuse oder Jean-Paul Sartre, die waren damals ja schon über 60. Was uns störte, war der Muff, die Enge der Gesellschaft. Wir sagten uns: So wie unsere Eltern wollen wir einfach nicht leben.

SPIEGEL: Was macht der 66-jährige Cohn-Bendit, was der junge Cohn-Bendit spießig gefunden hätte?

Cohn-Bendit: Ich muss gestehen, dass ich im Zug nur noch erste Klasse fahre, weil ich es in der zweiten einfach zu eng finde. Aber ist das spießig? Ich war schon immer der Meinung, dass es allen Leuten gutgehen soll. Es ist keine soziale Erungenschaft, in einem verwanzten Bett zu übernachten. Da gehe ich lieber in ein Luxushotel. Die deutschen 68er waren ja so furchtbar genussfeindlich, das waren Biertrinker und Wurstesser, ich konnte das nie verstehen. Ich habe im

mer gesagt: Sozialismus, das heißt Austern für alle.

SPIEGEL: Wann war es schwerer, jung zu sein: 1968 oder heute?

Cohn-Bendit: Eindeutig heute. 1968 war die Gesellschaft so verkrustet, dass wir als junge Rebellen den größten Unsinn erzählen konnten. Es gab die Sozialisten, die Anarchisten, die Maoisten, aber auf Inhalte kam es gar nicht an, weil es immer gegen die richtige Sache ging: gegen das Establishment. Damals glaubten wir zu wissen, wie sich die Gesellschaft ändern muss. Wir hatten ein unglaubliches Sendungsbewusstsein.

SPIEGEL: Fehlt Ihnen dieses Sendungsbewusstsein bei der heutigen Jugend?

Cohn-Bendit: Nein, die Dinge sind einfach komplizierter geworden. Heute müssen sich die jungen Leute mit allen möglichen Problemen herumschlagen, die wir gar nicht kannten: Klimawandel, Aids, Arbeitslosigkeit, die Finanzkrise. Klar, es gibt Protestbewegungen wie Occupy, die richtet sich gegen die Macht der Banken. Aber ich habe nicht das Gefühl, dass Occupy genau weiß, wie sie die Welt will.

SPIEGEL: Ihr Sohn möchte Banker werden. Ist das für den Antikapitalisten Cohn-Bendit die größtmögliche Provokation?

Cohn-Bendit: Mein Sohn definiert sich als Hyperrealo. Er ist sehr engagiert, trainiert eine Jugend-Fußballmannschaft und hat in Paris in einem Jugendhaus mit Einwanderern gearbeitet. Aber der Junge ist gespalten. Er studiert Wirtschaftswissenschaften und sagt: Papa, bis 30 will ich Millionär werden, als Investmentbanker. Dann habe ich genug Geld, um meine Familie zu ernähren und als Sozialarbeiter zu arbeiten. Ich finde das in Ordnung.

SPIEGEL: Früher hätten Sie dazu gesagt: Es gibt kein richtiges Leben im falschen!

Cohn-Bendit: Ach, wieder so ein dummer Spruch von früher. Ich wollte als Jugendlicher mein Leben selbst gestalten, meine Autonomie war mir sehr wichtig. Da kann ich doch meinem Sohn nicht vorschreiben, wie er zu leben hat.

SPIEGEL: Was waren die drei größten Dummheiten Ihres Lebens?

Cohn-Bendit: Es gibt einen unsinnigen Text von mir in dem Buch „Der große Basar“ von 1975. Ich schrieb über meine Erfah-



MG / GNONPREISS

Ehepaar Fischer
„Ruhestand anders gestalten“

rung als Erzieher in einem Frankfurter Kinderladen, und das Thema Sexualität der Kinder wollte ich nicht ausklammern.

SPIEGEL: Sie schrieben unter anderem: „Mein ständiger Flirt mit allen Kindern nahm bald erotische Züge an. Ich konnte richtig fühlen, wie die kleinen Mädchen von fünf Jahren schon gelernt hatten, mich anzumachen.“

Cohn-Bendit: Es sollte eine Provokation sein, aber heute muss ich sagen: Da hat einfach ein Korrektiv in mir nicht funktioniert. Das würde ich heute nicht wieder tun. Was ich schrieb, war ein großer Fehler. Es tut mir leid.

SPIEGEL: Mit Ihren Jahren als Revolutionär sind Sie im Reinen?

Cohn-Bendit: Es wäre blödsinnig zu behaupten, wir hätten damals alles richtig gemacht. Nur ein Beispiel: 1968 haben wir die Polizei auf den Straßen von Paris mit der SS verglichen, es gipfelte in dem Slogan: CRS gleich SS. Das war natürlich aberwitzig. Vor vier Jahren habe ich den damaligen Pariser Polizeipräfekten Maurice Grimaud getroffen, einen ehemaligen Widerstandskämpfer. Ihm hat der Vergleich mit den Nazis sehr weh getan. So ungerecht darf man nicht sein, sagte er, und er hatte recht. Unser Gespräch hat mich sehr berührt. Da war ein Mann, der sagte, ich konnte euren Protest verstehen, aber unsere Aufgabe war es, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Nennen Sie es Altersweisheit oder was auch immer, aber heute würde ich sagen, dass wir 68er oft auch sehr ungerecht waren.

SPIEGEL: Und der dritte große Fehler?

Cohn-Bendit: Meine kindliche Abneigung gegen das Heiraten. Ich lebe jetzt seit 30

Jahren mit meiner Frau zusammen, aber wir feierten erst nach 15 Jahren Hochzeit. Damals war unser Sohn schon sieben.

SPIEGEL: Sie galten immer als einer der intellektuellen Köpfe der 68er Bewegung. Wie konnte es passieren, dass nicht Sie, sondern Ihr Freund Joschka Fischer es bis zum Vizekanzler brachte?

Cohn-Bendit: Joschka und ich haben viele Schritte gemeinsam gemacht. Aber im Gegensatz zu mir ist Joschka ein intuitiver Machtmensch. Er wollte immer mit Haut und Haaren Politiker sein und hat sich der Politik völlig hingegeben.

SPIEGEL: Joschka Fischer geht im Alter einen Weg, den einige 68er gehen: Er macht das große Geld. Finden Sie es unappetitlich, dass Fischer sich heute als Lobbyist für Großkonzerne verdingt?

Cohn-Bendit: Ich finde, er hat nie eine Grenze überschritten, anders als Gerhard Schröder, der sich jetzt von Gazprom bezahlen lässt. Aber warum Joschka Konzerne wie Siemens berät, habe ich nie richtig verstanden. Ich jedenfalls werde meinen Ruhestand anders gestalten.

SPIEGEL: Sind Leute wie Schröder und Fischer nicht ein Problem für die Glaubwürdigkeit der 68er? Erst predigten sie die Weltrevolution, heute lassen sie sich von der Industrie bezahlen?

Cohn-Bendit: Schröder war nie ein 68er, da muss ich vehement widersprechen. Er war damals ein Stamokap-Linker, ein Gegner des sogenannten Staatsmonopolistischen Kapitalismus. Mit den 68ern konnte der nie was anfangen. Ich war 1999 bei der vierten Hochzeit von Joschka eingeladen. Ich saß an einem Tisch mit Schröder und dessen neuer Frau Doris. Plötzlich geht Joschka mit Baby auf dem Arm durch den Saal, und Schröder fragt mich: Wer ist denn das Kind? Ich sage ihm, das sei das Kind von Fischers früherer Frau Claudia. Schröder war völlig perplex, er konnte nicht verstehen, wie man so ein gutes Verhältnis zu den Kindern seiner Ex-Frau haben kann. Und dann erzählte er, dass er seit der Scheidung von seiner dritten Frau Hillu keinen Kontakt mehr mit deren Kindern habe. Ich war fassungslos. Wir 68er sind da einfach nicht so spießig und rigide. Patchwork-Familien sind für uns etwas Normales.

SPIEGEL: Sie leben heute in einer Haussgemeinschaft mit gleichaltrigen Paaren. Hat man in Ihrem Alter nicht langsam genug vom ewigen Kommunenleben?

Cohn-Bendit: Nein. Wir sind alle miteinander befreundet. Wir hoffen, uns gegenseitig helfen zu können, wenn einer wegen Alter oder Krankheit einmal nicht mehr so gut auf den Beinen sein sollte. Trotz mancher Verirrung haben wir 68er unter dem Strich ja gute Erfahrungen mit einer kollektiven Lebensform gemacht.

SPIEGEL: Herr Cohn-Bendit, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



BERT BOSTELMANN / BILDOLIO / DER SPIEGEL

Cohn-Bendit, SPIEGEL-Redakteure
„Sehr verrückte Ideen, ich weiß“

* Markus Feldenkirchen und René Pfister in Frankfurt am Main.

Der letzte Funke Leben

Angela Merkel versucht, mit Zugeständnissen die sieche FDP zu päppeln. Doch Parteichef Philipp Rösler will sich um jeden Preis gegen die Kanzlerin profilieren.

Es kommt nicht oft vor, dass FDP-Politiker Siege feiern dürfen, deshalb werden sie im Moment besonders genüsslich ausgekostet. Ende vergangener Woche stand Rainer Brüderle im Foyer des Bundestags und erklärte, warum seine Partei einer Transfergesellschaft für die Schlecker-Verkäuferinnen auf keinen Fall zustimmen könne.

Der Fraktionschef redete von ordnungspolitischen Überzeugungen und den Prinzipien der Marktwirtschaft, aber Brüderle wäre nicht Brüderle, wenn er nicht auch noch eine kleine Spitzel gegen die Union parat gehabt hätte. Es gebe ja immer wieder „Phänomene der Sozialdemokratisierung“ bei den lieben Kollegen, sagte er. Diesmal aber, das zeigte schon das zufriedene Gesicht Brüderles, haben die Liberalen diese erfolgreich bekämpft.

Das Glück des FDP-Fraktionschefs ist das Leid der Kanzlerin. Monatelang hatte Angela Merkel die Liberalen kurzgehalten, sie zwang ihnen die Energiewende auf und ein Betreuungsgeld für Hausfrauen, doch die Wahl im Saarland bewirkte bei Merkel und ihren Leuten ein Umdenken. Auf 1,2 Prozent waren die Liberalen abgestürzt, ein beispielloses Desaster. In internen Runden gelangten Merkels Strategen zu der Überzeugung, dass es nicht im Interesse der Union sei, wenn die Partei vollends untergehe. „Wir müssen die Liberalen über der Wasserlinie halten“, sagt einer von Merkels Beratern.

Die Union fürchtet Chaos in der Koalition. Das ohnehin schon angekratzte Nervenkostüm der FDP soll nicht durch immer neue Hiobsbotschaften weiter zerstört werden. Fliegt die FDP auch bei den kommenden Landtagswahlen in Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen aus den Parlamenten, wäre die Partei in ihren Grundfesten erschüttert. Das Ende von FDP-Chef Philipp Rösler wäre noch die harmloseste Konsequenz.

In der FDP-Fraktion denken bereits manche daran, die Berliner Koalition platzen zu lassen und das Heil in der Opposition zu suchen. Merkel will dieses Szenario unbedingt verhindern, sie hält es für politischen Selbstmord.



Vizekanzler Rösler, Regierungschefin Merkel

THOMAS TRUTSCHEL / PHOTOTHEK.NET

Aus ihrer Sicht würde das nur einem nützen: der SPD. In einem Bundestag ohne FDP verschöben sich die Kräfteverhältnisse hin zu einer linken Mehrheit, ein rot-grünes Bündnis würde wahrscheinlicher werden. Die Union stünde ohne Machtoption da. Den Wahlkampf 2013 möchte die Kanzlerin mit einer Koalitionsaussage zugunsten der Liberalen führen. Die ist aber nur glaubwürdig, wenn in der Partei zumindest noch ein Funken Leben steckt.

Die Union ist deshalb dabei, der FDP eine Art Notbeatmung zu verpassen. Da ist das Thema Zuwanderung, das die FDP schon seit Beginn der Koalition umtreibt. Sie will, dass endlich die strengen Regeln

für den Zuzug ausländischer Fachkräfte gelockert werden. Der Partei geht es um die Sache, denn tatsächlich leuchtet es kaum ein, warum eine blühende Wirtschaft wie die deutsche, der immer mehr Fachkräfte fehlen, sich nicht auch im Ausland nach qualifizierten Leuten umschauen soll.

Aber Parteichef Rösler möchte auch einen parteipolitischen Punkt machen. Vor allem die CSU wehrte sich lange gegen mehr Zuwanderer, selbst wenn die ein Diplom in der Tasche haben. Das wiederum bot Rösler die Chance, seine Truppe als weltoffene Partei der wirtschaftspolitischen Vernunft zu präsentieren, die den engstirnigen Bayern Beine macht.

Vergangene Woche dann rang sich die Spitzel der Unionsfraktion dazu durch, den Liberalen einen Triumph zu gönnen. Sie erklärte sich bereit, die Einkommensgrenzen für ausländische Chemiker, Ingenieure und Computerspezialisten zu senken – von 66 000 auf 44 800 Euro. Es war nicht das einzige Geschenk an die Liberalen.

Auch bei der heiklen Frage einer möglichen Finanztransaktionsteuer zeigte sich die Union versöhnlich. Monatelang hatte die Kanzlerin erklärt, eine solche Abgabe zur Not auch in der Euro-Zone einführen zu wollen, sehr zum Ärger von Rösler und Brüderle. Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble redete gar von einem nationalen Alleingang.

Jetzt rückt ein Kompromiss näher. Schäuble und Unionsfraktionschef Volker Kauder erwägen, eine Stempelsteuer nach britischem Vorbild einzuführen, falls diese nicht nur den Aktien-, sondern auch den Derivatehandel umfasst. Wundersamerweise folgt dieser Vorschlag genau dem Konzept, das zuvor Brüderle vorgeschlagen hat. Selbst beim ewigen Streitthema Pflege gab es Bewegung.

Aber all das reicht den Liberalen nicht aus, längst haben sie den Glauben daran verloren, dass der Wähler harmonische Sacharbeit honoriert. Erfolge der Bundes-



Koalitionsfrage

„Welche Regierungskoalition würden Sie sich nach der nächsten Bundestagswahl wünschen?“



regierung verbucht allein die Kanzlerin auf ihrem Konto, das ist Röslers Überzeugung. Deshalb warb er am vergangenen Montag im Parteipräsidium für einen Konfrontationskurs.

Die Analyse des Wahlergebnisses im Saarland habe ergeben, dass die CDU als Stabilitätsanker gepunktet habe, sagte Rösler. Der FDP dagegen nutze es, wenn sie auch mal Kante zeige wie bei der Nominierung von Joachim Gauck und der Ablehnung des Haushalts in Nordrhein-Westfalen. „In Berlin und Düsseldorf haben wir gezeigt, dass wir mit Mut zum Handeln erfolgreich sein können“, sagte Rösler. „Wir bleiben bei diesem Kurs.“

Einige Präsidiumsmitglieder warnten zwar, dass man den Abgrenzungskurs „nicht zu plakativ“ verfolgen dürfe. An der FDP dürfe kein „Streithanselimage“ hängen bleiben. Der Wähler müsse den Eindruck bekommen, die Abgrenzung erfolge aus rein inhaltlichen Gründen. Gesundheitsminister Daniel Bahr mahnte, die FDP-Führung dürfe „nicht die Nerven verlieren“. In der Sache aber war man sich einig: Die inhaltliche Distanz zur Union ist der richtige Weg.

So ist die Harmonieoffensive Merkels gescheitert, bevor sie richtig begann. Im Fall Schlecker hätte man doch demonstrieren können, dass man an einem Strang ziehe, klagen ihre Leute: „Die FDP überzieht schon wieder.“ Doch für Rösler war die Versuchung zu groß, Schlagzeilen zu produzieren. Der Wirtschaftsminister hatte ja gesehen, wie sein Vorgänger Brüderle an Statur gewann, als er ein Veto gegen Merkels Wunsch einlegte, Opel Staatshilfen zu gewähren. Also gab er auch seinen FDP-Freunden in den Ländern das Signal, dass sie die Schlecker-Hilfe blockieren sollen (siehe Seite 80).

Viele in der Union halten die Liberalen nun schlicht für undankbar. Merkel ist unglücklich, und daran ändert auch die Tatsache nichts, dass ihr Sprecher Steffen Seibert vergangenen Freitag Transfergesellschaften als Instrument „aus einer anderen beschäftigungspolitischen Zeit“ bezeichnete. Als die ersten Meldungen liefen, die Kanzlerin stützte den Kurs der Liberalen, ruderte Seibert sofort zurück. So sei das keinesfalls gemeint.

Bayerns Ministerpräsident Horst Seehofer macht aus seinem Ärger gegen die Liberalen und seinen FDP-Wirtschaftsminister Martin Zeil keinen Hehl. „Ich bin sehr betroffen, dass den Schlecker-Mitarbeitern durch das Veto unseres bayerischen Wirtschaftsministers der Weg in eine sichere Zukunft verbaut wurde“, schimpft der CSU-Chef. „Bayern ist in ganz Deutschland als ein Land bekannt, das Probleme löst“, sagt er und fügt mit Blick auf die FDP dazu: „Jetzt machen wir Probleme. Das erfüllt mich nicht mit Stolz.“

MERLIND THEILE

Weitere Produktinfos:



postbank.de/qrc-giro



beweglich

Kostenloses Girokonto mit ADAC Mitgliedschaft.

Geschenkt: ADAC Mitgliedschaft im 1. Jahr*

Postbank Giro plus **€ 0,00***



UNTERM STRICH ZÄHL' ICH.

- www.postbank.de/adac
- 01803 2881 (9 Cent/Min.)*
- Postbank Finanzcenter
- Postbank Finanzberatung, gerne auch bei Ihnen zu Hause

Postbank

* Die Postbank schenkt allen Giro-Neukunden bei Abschluss eines Privat-Girokontos als Gehaltskonto zwischen 19.03. und 30.04.2012 ein Jahr beitragsfreie ADAC Mitgliedschaft für Neumitglieder bzw. für ADAC Mitglieder die Erweiterung zur ADACplusMitgliedschaft. Danach ist jährlich der Mitgliedsbeitrag von 44,50 EUR/Jahr bzw. für die Erweiterung von 35 EUR zusätzlich/Jahr vom Mitglied selbst zu entrichten. Postbank Giro plus kostenlos für alle Privatkunden mit monatlichem bargeldlosem Geldeingang ab 1.000 EUR, sonst 5,90 EUR/Monat. ** 9 Cent/Minute aus dem dt. Festnetz; Mobilfunktarif max. 42 Cent/Minute.



Pirat Hemme
Bottom-up statt Top-down

Vom Laptop in die Volksvertretung: Was Hemme in der Hauptstadt gelang, könnte bald bundesweit die eingespielten demokratischen Prozesse durcheinanderbringen. Verwirrt beobachteten bislang nur Berliner Landespolitiker den Stil ihrer neuen Kollegen. Jetzt beginnt auch im Saarbrücker Landtag das Piraten-Experiment, Kiel und Düsseldorf könnten im Mai folgen – und im kommenden Jahr vielleicht sogar der Bundestag.

Eine Generation, die im Internet sozialisiert wurde, zieht in die Parlamente ein und überträgt ihre digitalen Verhaltensmuster in die Politik. Gesetzgebung funktioniert für Piraten wie ein Computerspiel. Eine Armee einfacher Parteimitglieder entwirft in diesem Szenario einen Schlachtplänen, den Abgeordnete exekutieren; entsprechend verspielt bis chaotisch wirkt derart ferngesteuerte Politik.

Während in anderen Parteien politische Ideen den Ortsverein nicht verlassen und der Bundesvorstand die Richtung vorgibt, läuft es bei den Piraten genau andersherum: Bottom-up statt Top-down heißt der Politikansatz in ihrer Szene. Wenn nötig, ist die Basis binnen weniger Stunden über das Internet mobilisiert, die Willensbildung findet sofort statt – Abstimmung per Enter-Taste.

Was das Parteivolk bei Abstimmungen im Programm „Liquid Feedback“ für gut befindet, sollen die Abgeordneten berücksichtigen. Direkte und repräsentative Demokratie stoßen aufeinander, und noch ist nicht klar, ob und wie das gelingen kann. Mit dem Einzug in weitere Parlamente steht den Piraten ein Machtkampf bevor, denn das Selbstbewusstsein der Basis verträgt sich nicht zwingend mit der Freiheit des Abgeordnetenmandats.

Jan Hemme wirkt ein bisschen wie ein junger Karl-Theodor zu Guttenberg. Seine Haare sind gegelt, er trägt Hemden und Jacken und legt Wert darauf, gesiezt zu werden; für Piraten sind das eher ungewöhnliche Marotten.

Hemme arbeitet als Kommunikationsberater in Berlin-Mitte. In anderen Zeiten wäre er vielleicht bei der SPD gelandet, wie seine Mutter, die jahrelang im niedersächsischen Landtag saß. Doch die Konkurrenzkämpfe in der Partei gefielen ihm nicht, ein Treffen der Jusos verließ er mit Grausen. „Die haben immer nur über Posten und Hierarchien geredet“, sagt Hemme. Im Herbst 2011 trat er den Piraten bei, kurz nach deren Einzug ins Abgeordnetenhaus in Berlin.

Schon wenige Wochen später hatte Hemme sein erstes Thema gefunden. Im Internet las er über einen EU-Vorstoß, der den Datenschutz stärken soll. Eigentlich eine gute Sache, fand der Pirat, nur die Form passte ihm nicht: Die EU-Kom-

PARTEIEN

Das Computerspiel Politik

Ein Berliner Pirat hat eine politische Idee von seinem Laptop bis in den Bundesrat getragen. Können die Newcomer direkte und repräsentative Demokratie miteinander versöhnen?

Als das Berliner Abgeordnetenhaus über seinen Antrag abstimmt, steht Jan Hemme auf der Besuchertribüne und blickt zufrieden hinab ins Plenum. Man könnte ihn auch für einen Praktikanten halten, der heute mal Landtagsluft schnuppert.

Hemme, 34, hat kein Mandat, aber eine Mission. Er will den Datenschutz stärken und die EU dazu bringen, ihre Politik zu ändern. Deshalb hat er zu Hause am Küchentisch an seinem Laptop einen Antrag für das Abgeordnetenhaus entworfen, dann hat er seine Piraten-Freunde im Internet überzeugt und schließlich die Berliner Piraten-Fraktion. Soeben hat er erfahren, dass auch SPD und CDU seinen Antrag unterstützen, wenn auch leicht abgeändert. „Macht nichts“, sagt Hemme und grinst. „Kopieren ist bei Piraten ja bekanntlich erlaubt.“ Am 22. März gegen 21 Uhr stimmt das Abgeordnetenhaus der Drucksache 17/0226 mit großer Mehrheit zu.

SPIEGEL-UMFRAGE

Piratenpartei

„Können Sie sich prinzipiell vorstellen, die Piraten zu wählen?“

„Ja, sicherlich“ oder „Ja, vielleicht“

35

„Wahrscheinlich nicht“ oder „Sicherlich nicht“

62

„Würden Sie es begrüßen, wenn nach der nächsten Bundestagswahl auch die Piraten an einer Regierungskoalition beteiligt wären?“

Ja

36

Nein

56

TNS Forschung am 27. und 28. März; 1000 Befragte; Angaben in Prozent; an 100 fehlende Prozent: „Weiß nicht“/keine Angabe

Erweitern Sie Ihren Horizont.
Jeden Morgen, wenn Sie wollen.



Erst das Vergnügen. Der neue Passat Alltrack.

Machen Sie den Alltag zu einem besonderen Tag. Mit dem neuen Passat Alltrack. Egal ob vor, während oder nach der Arbeit – dank 4MOTION®-Antriebskonzept, Offroad-Modus und erhöhter Bodenfreiheit ermöglicht er Ihnen jederzeit eine Auszeit in der Natur. Doch der neue Passat Alltrack zeigt auch im Großstadtdschungel, was er kann: So sorgen seine zahlreichen Assistenzsysteme für einmaligen Fahrkomfort. Auch das macht den Alltag weniger alltäglich.



Das Auto.

mission will die Regelung als Verordnung verabschieden und nicht als Richtlinie.

Bei Richtlinien werden EU-Vorhaben in nationales Recht umgewandelt. Jedes Mitgliedsland kann die Norm an seine eigenen Verhältnisse anpassen. Eine Verordnung wirkt dagegen unmittelbar, nicht mal das Bundesverfassungsgericht kann dann noch ohne weiteres eingreifen. Das machte Hemme nervös. „Facebook und Co. werden ihre Leute darauf ansetzen und den Entwurf der Verordnung verwässern“, befürchtet er. „Dann wäre das starke deutsche Datenrecht ausgehebelt.“

Also setzte er sich Anfang des Jahres an seinen Laptop und informierte sich intensiv über den Datenschutz, über die Rechtslage in Deutschland und der EU.

Am 9. Januar las Hemme einen Beitrag von Johannes Masing, Richter am Bundesverfassungsgericht. In der „Süddeutschen Zeitung“ kritisierte Masing die EU-Verordnung als „Abschied von den Grundrechten“. Hemme fühlte sich bestätigt. Am Küchentisch feilte er weiter an seinem Antrag für das Abgeordnetenhaus. Am 11. Januar stellte er das Ergebnis als Thema „#659“ auf Liquid Feedback vor und bewarb es zugleich auf Twitter und den Mailing-Listen der Partei.

In der Diskussionsphase konnten andere Piraten Änderungen vorschlagen. 14-mal überarbeitete Hemme seinen Text, er schärfe, kürzte, nicht alle Vorschläge gefielen ihm. „Es ist ein schmerzhafter Prozess“, sagt Hemme. „Aber am Ende wird der Text besser.“

Am 5. Februar begann die achttägige Abstimmung, dann stand fest: 104 Parteimitglieder votierten für Hemmes Antrag, 8 dagegen, 12 enthielten sich. Das Ergebnis liest sich wie der Zwischenstand bei einem Computerspiel. Tatsächlich betrachten viele Piraten Liquid Feedback als einen interessanten Wettstreit. Eine Spurensuche nach ihren Ursprüngen, nach der Herkunft ihrer Ästhetik, ihrer Sprache und ihrer Methoden führt schnell in die Welt der Rollenspiele, mit der viele Piraten aufgewachsen sind.

Sebastian Nerz etwa, der Bundesvorsitzende der Piraten, ist im Netz unter dem Namen „Tirsales“ unterwegs. Das Pseudonym hat er sich einst für seine Figur im Rollenspiel „Das schwarze Auge“ ausgedacht. Dort spielte Nerz einen Novadi-Krieger. Die frisch in den Landtag gewählte Chefin der Saar-Piraten, Jasmin Maurer, nennt sich bei Twitter „Sanguis Draconis“; bei diversen Online-Rollenspielen heißen Gruppen so.

Die Nähe ist kein Zufall. Nach den Amokläufen von Emsdetten (2006) und Winnenden (2009) hatten Vertreter etablierter Parteien ein Herstellungs- und Verbreitungsverbot von „Killerspielen“ gefordert. Die Debatte mobilisierte die bislang eher politikferne Zockerszene – und trieb den Piraten junge Unterstützer

und viele Stimmen zu. Denn die Partei positionierte sich von Beginn an klar gegen das „Propagandawort Killerspiel“ und jede Form von „Computerspielzensur“. Konsequent werben Piraten deshalb bis heute auf Spielemessen für ihre Partei. „Kaum irgendwo sonst können wir so leicht Anhänger gewinnen“, heißt es auf der Website des Landesverbands NRW.

Auch ihre Kommunikationsmethoden haben die Polit-Anfänger aus dieser Welt mitgebracht. Die virtuelle Sprachkonferenz Mumble etwa kannten viele von ihnen von Gewaltspielen wie „Counter-

Einer dieser Charaktere ist Jan Hemme. Am 13. März hatte er mit seinem Vorstoß den nächsten Schwierigkeitsgrad erreicht. Nach dem eindeutigen Votum auf Liquid Feedback beschäftigte sich nun die Piraten-Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus mit seinem Antrag zur EU-Datenschutzverordnung. Die Grenze zwischen direkter und repräsentativer Demokratie war erreicht – damit verschoben sich die Gewichte. Intensiv diskutierten die vom Volk gewählten Piraten über Datenschutz. Einige schlugen sich auf Hemmes Seite und gaben sich als Anhänger einer EU-Richtlinie zu erkennen. Andere sprachen sich für eine EU-Verordnung aus, zum Beispiel der Abgeordnete Fabio Reinhardt; er hatte es sogar gewagt, einen Gegenantrag zu stellen, ohne vorher auf Liquid Feedback die Basis zu befragen.

Es kam zur Kampfabstimmung in der Fraktion. Mit sechs zu fünf Stimmen votierten die Parlamentarier für Hemmes Vorschlag. Seine Unterstützer betonten, dass sie nicht gegen das Ergebnis bei Liquid Feedback stimmen wollten.

Inzwischen haben etliche Piraten erkannt, dass die Abstimmungs-Software auch Schwächen hat. Im Fall Datenschutz beteiligten sich nur 124 von 2700 Berliner Mitgliedern an der Meinungsbildung. Eine Minderheit schickte sich also an, den Abgeordneten die Richtung vorzugeben.

„Es ist ein großes Problem, dass nur so wenige Leute mitmachen“, sagt Hemme. Der Berliner Abgeordnete Christopher Lauer sieht das weniger kritisch: „Mich stört es nicht, wenn nur 100 Leute an der Abstimmung teilnehmen. Wenn das Meinungsbild eindeutig ist und wir den Antrag mit unserem Gewissen vereinbaren können, sollten wir den auch annehmen.“

Diskussionen gibt es auch über die Anonymität im Abstimmungsverfahren. Transparenzverliebte Piraten stören sich daran, dass ihre Parteifreunde nur unter Pseudonym auf Liquid Feedback unterwegs sind. Mitglieder sollten unter ihrem eigenen Namen für ihre Meinung einsteigen, finden sie. Andere halten die Idee einer geheimen Wahl für unantastbar. Der Vorsitzende Nerz will sogar die Partei verlassen, falls geheime Abstimmungen abgeschafft werden sollten: „Dann ist sie mich los.“

Jan Hemme hält trotz allem an Liquid Feedback fest, er hat bereits seinen nächsten Vorstoß zur Diskussion gestellt, dieses Mal geht um ein energiepolitisches Grundsatzprogramm.

Vorigen Freitag wanderte Hemmes Antrag vom Abgeordnetenhaus in den Bundesrat. Dort teilten viele Länder seine Kritik an der geplanten EU-Verordnung. Die Länderkammer beschloss, die Kommission zu rügen – Jan Hemmes Idee hatte es vom Laptop nach ganz oben in die Bundespolitik geschafft.

SVEN BECKER, MARCEL ROSENBACH

ANZEIGE

real watches for real people

Oris ProDiver Chronograph
www.oris.ch

ORIS
Swiss Made Watches
Since 1904

strike“. Spieler aus aller Welt sprechen dort in Echtzeit ihre Strategien ab. Heute nutzen Piraten die Plattform für Vorstandstreffen und Wahlkampfvorbereitungen.

Alexander Lange, Direktor des Berliner Computerspielmuseums, spricht mit Blick auf die Piraten und Liquid Feedback sogar ausdrücklich von einer „Gamification der Politik“. Ziel sei, „lust- und effektvollere Teilhabe- und Mitbestimmungsmöglichkeiten zu etablieren“, sagt er. „In der digitalen Welt von Liquid Feedback können, ganz wie in Online-Spielen, mächtige Charaktere entstehen.“



TORKIL ADSESEN / AFP

Euro-Retter Schäuble: Einige Instrumente bleiben stumpf

PARLAMENT

Grober Unfug

Der Bundestag hat sich weitgehende Mitbestimmungsrechte bei Europas Rettungsschirmen gesichert, zum Ärger erfahrener Parlamentarier. Sie fürchten, dass die Fonds kaum einsatzfähig sind.

Am Ende hatte Finanzminister Wolfgang Schäuble ein Einsehen. Am vergangenen Freitag stimmte der CDU-Mann jenen europäischen Rettungspaketen zu, deren Zahlenwerk die Bundesbürger schwindeln lässt. „Die Euro-Länder mobilisieren eine Brandmauer von 800 Milliarden Euro, mehr als eine Billion US-Dollar“, trompetete die Euro-Gruppe, die Versammlung der Finanzminister aus der Währungsunion, in die Finanzwelt.

Die Erleichterung im Kopenhagener Bella Center, in dem die Finanzministerrunde tagte, war allen Beteiligten anzumerken. Schließlich hatten sie einen langwierigen Streit beigelegt. Monatelang hatten sich die Deutschen gegen derart hohe Brandmauern gesträubt, wie sie von der EU-Kommission, der Europäischen Zentralbank (EZB) und dem Internationalen Währungsfonds gefordert wurden.

Nun haben die Deutschen nachgegeben, doch schon bald könnte sich zeigen, dass der Erfolg keiner ist. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass der aufgemotzte Rettungsapparat trotz all seiner Milliarden nicht funktioniert.

An der deutschen Regierung liegt es dieses Mal nicht, verantwortlich ist das deutsche Parlament. Weil der Bundestag bis ins letzte Detail bei den Hilfsfonds

mitreden will, erschwert er den Rettern die Arbeit. Einige Instrumente, auf die sich die Regierungen nach verbissenem Ringen geeinigt haben, werden deshalb wohl dauerhaft stumpf bleiben und womöglich nie zum Einsatz kommen.

Bislang besitzt der Bundestag Mitbestimmungsrechte wie kaum ein anderes Parlament in Europa. Nun werden sie weiter ausgebaut, haben Vertreter aller Parteien in der vergangenen Woche beschlossen. Zu fast allen Maßnahmen des temporären Rettungsfonds EFSF muss künftig der Bundestag sein Placet geben.

So gehört es sich in einer funktionierenden Demokratie; doch nötig sind auch praktikable Verfahren sowie handlungsfähige Entscheidungsgremien – und genau hier liegt das Problem. Erfahrene Parlamentarier monieren, dass sich die neuen Regeln kaum umsetzen lassen, und auch die EZB ist alarmiert. Die Reform, ließen ihre Vertreter die Bundesregierung wissen, bedroht die Einsatzfähigkeit der Rettungsschirme, so dass am Ende wieder jene Behörde gefordert ist, die doch eigentlich entlastet werden sollte: der Frankfurter EZB-Rat.

Dabei hatten die Parlamentarier die Kontrolle der neuen Vorsichtskassen zunächst weitgehend im Sinne der Euro-Rettung geregelt. Ganz gleich, ob der proviso-

rische Hilfsfonds nun Staatspapiere direkt von den Regierungen am „Primärmarkt“ oder an den Börsen („Sekundärmarkt“) erwirbt, um verschuldete Staaten zu entlasten – überwachen sollte die Entscheidungen vor allem ein von den Parlamentariern gewählter Geheimausschuss. So hatte es der Bundestag im vergangenen September beschlossen. Damit wollten die Abgeordneten verhindern, dass die Pläne der Euro-Rettung vorzeitig bekannt und von Spekulanten an den Finanzmärkten ausgehebelt werden.

Doch die Idee, einen Großteil der Rettungsbeschlüsse einem vertraulichen Expertengremium anzuvertrauen, widersprach der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts. Das hatte zuvor in mehreren Urteilen auf die besondere „haushaltspolitische Gesamtverantwortung des Bundestages“ hingewiesen. Und so kam, was kommen musste. Im vergangenen Februar kippte Karlsruhe das Werk der Parlamentarier wegen groben Unfugs. Von Sekundärmarkt-Käufen abgesehen, sei nicht einzusehen, befanden die Richter nach ausführlicher Anhörung aller Experten, warum die Entscheidungsbefugnis auf ein geheimes Minigremium beschränkt werde. Als Vertreter des Plenums, darauf wies das Gericht ausdrücklich hin, sei doch der Haushaltausschuss viel besser geeignet.

Doch berauscht von der „haushaltspolitischen Gesamtverantwortung“, die das Gericht dem Parlament damals zuschrieb, setzten sich die Abgeordneten über den Rat der Richter hinweg und handelten in einer ganz großen Koalition den Entwurf für ein neues Mitspracheregime aus, das jedes Augenmaß vermissen lässt. Nicht der 41-köpfige Haushaltausschuss mit seinen fachkundigen Experten aller Fraktionen, sondern das Parlament höchstselbst mit seinen 620 Abgeordneten soll nun über fast jede Detailfrage der Euro-Rettung abstimmen. Nur die besonders sensiblen Aufkäufe am Sekundärmarkt bleiben künftig einem Sondergremium vorbehalten.

Die Forderung nach maximaler Parlamentsbeteiligung hatten vor allem SPD und Grüne erhoben, doch die schwarz-gelbe Koalition schwenkte aus taktischen Gründen rasch auf die Oppositionslinie ein. Die Regierung wollte unbedingt die notwendige Zweidrittelmehrheit für die anstehende Abstimmung über den Fiskalpakt sicherstellen.

Unionsfraktionschef Volker Kauder ist die Haltung der Sozialdemokraten zudem grundsätzlich sympathisch. Auch er hält viel von einem selbstbewussten Parlament. Außerdem sei es bislang gute Tradition gewesen, dass Regierung und Opposition bei wichtigen Fragen der Euro-Rettung gemeinsam entscheiden.

Doch die anfängliche Zustimmung macht inzwischen wachsendem Unbehagen

Bis in alle Ewigkeit

Verstößt der Fiskalpakt gegen das Grundgesetz?

Selbst die Kanzlerin verzichtete auf alles Gesimse. So gespannt hatten die Abgeordneten im Bundestag schon lange nicht mehr dem Linken-Wortführer und Rechtsanwalt Gregor Gysi zugehört wie am vergangenen Donnerstag. In der Debatte über den Fiskalpakt überraschte der Redner seine Zuhörer mit ein paar „Verfassungsfragen“, über die es sich „vielleicht“ lohne, „ernsthaft nachzudenken“.

Tatsächlich hat das, was der Jurist gegen den europäischen Spar-Vertrag

tikel im Grundgesetz jemals wieder zu ändern?

Dabei ist die Bindung der innerstaatlichen Ordnung an Vorgaben zwischenstaatlicher Verträge nichts Ungewöhnliches. Das Bundesverfassungsgericht hat noch nie etwas dabei gefunden, dass der Bundestag in „langfristige oder gar grundsätzlich unauflösliche Bindungen völkerrechtlicher Art“ einwilligt, wie es in einem Urteil heißt. Die Delikatesse des Fiskalpakt-Falles liegt allerdings darin, dass es um die völkerrechtliche Verewigung von

Doch wahrscheinlich ist die „spannende Verfassungsrechtsfrage“ (Lorz) eher akademischer Natur. Anders als Kampeter in seiner Auskunft halten Europarechtler den Fiskalvertrag keineswegs für unkündbar, seine Regelungen also eben nicht für auf Ewigkeit angelegt. Die Tatsache, dass im Vertragstext eine Kündigungsmöglichkeit nicht vorgesehen ist, hat nicht viel zu bedeuten.

Schon aus Gründen des politischen Friedens mögen die Unterhändler von Brüssel alles vermieden haben, was ein Hinweis darauf sein könnte, dass sich Pleitestaaten, wenn sie die Segnungen des Rettungsschirms erhalten haben, aus dem Pakt einfach verabschieden können.

Aus dem Fiskalpakt kämen die Vertragspartner, so der Berliner FU-Professor und Europarechtsexperte Christian Calliess, „nach den allgemeinen Grundsätzen des Völkervertragsrechts“ heraus. Diese Grundsätze sind im „Wiener Übereinkommen über das Recht der Verträge“ niedergelegt. Auch Staatssekretär Kampeter verweist in seiner Auskunft an die Linken auf Artikel 56 dieses Abkommens. Aber: „Nach Auffassung der Bundesregierung sind die darin festgelegten Voraussetzungen für eine einseitige Kündigung nicht erfüllt.“

Doch der Jurist liest weiter. In Artikel 62 steht die rettende Klausel, auf die sich Völkerrechtler in solchen Fällen am liebsten berufen. Danach kann eine „grundlegende Änderung der Umstände“ als Anlass zum Ausstieg genommen werden, wenn jene Umstände eine „wesentliche Grundlage für die Zustimmung“ zum Vertrag gewesen sind.

Die von Juristen gern als „clausula rebus sic stantibus“ bezeichnete allgemein bekannte Vorschrift wäre aus Sicht des Europarechters Lorz beispielweise einschlägig, „wenn sich herausstellen sollte, dass die Schuldenbremsen nicht greifen oder der Haushalt einiger Länder aus dem Ruder läuft“.

Doch die Linken lassen die Klageschrift für Karlsruhe bereits vorbereiten. Abermals wird das Bundesverfassungsgericht über Europas Zukunft entscheiden.

THOMAS DARNSTÄDT



ULI DECK / DPA

Verfassungsrichter: Auch gewiefte Europarechtler nachdenklich gemacht

vorzubringen hatte, auch gewiefte Europarechtler nachdenklich gemacht. Der Vertrag, so Gysi, verstoße schon deshalb gegen das Grundgesetz, weil er von Deutschland nie wieder gekündigt werden könne. Bis in alle Ewigkeit also sei Deutschland verpflichtet, mit angezogener Schuldenbremse zu fahren.

Da hat er einen Punkt. Tatsächlich bestätigte Steffen Kampeter, der Parlamentarische Staatssekretär im Finanzministerium, was bei erster Lektüre des Vertragstextes jedem Leser auffällt: „Ein Kündigungsrecht ist im Vertrag nicht vorgesehen.“

Der Schreck mag selbst manchem Europafreund unter den Abgeordneten in die Glieder gefahren sein: Kann das angehen? Darf der Bundestag per Gesetzesbeschluss einen Vertragstext in Kraft setzen, der künftige Parlamente daran hindert, die rigiden Spar-Ar-

Verfassungsvorschriften geht, eben jenen der Schuldenbremse im Grundgesetz.

Wolfgang Nešcović, der Fraktionsjurist der Linken, hält einen solchen „Ewigkeitsvertrag“ über das Grundgesetz für verfassungsrechtlich verboten: „Welche Bestimmungen unabänderbar sind, hat das Grundgesetz selbst festgelegt. Und diese Festlegung ist abschließend.“ Es könne, so Nešcović, nicht jede beliebige Vorschrift im Grundgesetz einfach verewigt werden.

Das kann man so sagen, schon deshalb, weil noch nie jemand darüber verbindlich geurteilt hat. Doch der Düsseldorfer Verfassungsrechtler Ralph Alexander Lorz sieht die Dinge nicht so eng wie Nešcović: „Man muss sich fragen, warum es nicht möglich sein soll, auch eine Vorschrift wie die Schuldenbremse in die Ewigkeitsklausel aufzunehmen.“



Bundestages abwarten, ist er in dem Gremium kaum handlungsfähig.

Vollends lahmgelegt werden könnte der ESM, wenn das deutsche Beispiel in anderen Hauptstädten Schule macht. Bislang verfügt neben dem Bundestag vor allem das finnische Parlament über ähnlich ausgeprägte Mitspracherechte.

Doch nun könnten sich weitere Staaten die deutschen Demokratieprinzipien zum Vorbild nehmen, zum Beispiel Frankreich. Und so scheint es nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis die meisten nationalen Volksvertretungen bei jedem Schritt der Euro-Rettung mitreden.

„Natürlich wird es nicht einfacher, wenn noch mehr Parlamente abstimmen müssen“, sagt die CDU-Abgeordnete Antje Tillmann. „Aber wir können uns ja nicht als deutsche Abgeordnete Rechte herausnehmen, die wir anderen nicht zugestehen.“

Vor allem die Europäische Zentralbank ist von der Entwicklung enttäuscht. Sie hatte sich von den aufgestockten Rettungsschirmen Entlastung versprochen. „Es ist wichtig, dass EFSF und ESM zur Krisenintervention Staatsanleihen auf dem Primär- und Sekundärmarkt erwerben können“, mahnt EZB-Direktoriumsmitglied Jörg Asmussen. Nur so könnten die Rettungsschirme die Notenbank entlasten.

Doch nun, meinen die Währungshüter, werden die Handlungsmöglichkeiten von EFSF und ESM drastisch beschränkt. Vor allem dürfte es auch künftig kaum zu Primärmarktinventionen der beiden Rettungsschirme kommen, wenn der Bundestag als Ganzes zu entscheiden hat, ob mit deutschem Steuergeld klammen Staaten geholfen werden soll.

Und so lässt sich aus den Schwierigkeiten mit Europas Rettungsschirmen eine viel grundsätzlichere Lehre ziehen: Langfristig kann ein europäisches Problem nicht mit nationalen Entscheidungsgremien gelöst werden. „Wir brauchen einen Rettungsfonds, der aus europäischen Mitteln finanziert und auch auf dieser Ebene demokratisch legitimiert wird“, sagt der Grünen-Finanzpolitiker Gerhard Schick.

Eines fernen Tages werden dann wohl die Haushaltsexperten des EU-Parlaments oder einer Volksvertretung der Euro-Staaten über diese Fragen entscheiden.

SVEN BÖLL, THOMAS DARNSTÄDT,
PETER MÜLLER, CHRISTIAN REIERMANN

SUPERGÜNSTIG MOBIL SURFEN



1&1 NOTEBOOK-FLAT

AKTION: 1 MONAT

0,- €
sonst 9,99 €/Monat*

- ✓ Internet-Flatrate per HSDPA/UMTS!
- ✓ 1&1 Surf-Stick oder Micro-SIM-Karte für 0,- €!*
- ✓ Beste D-Netz-Qualität!

1&1

www.1und1.de

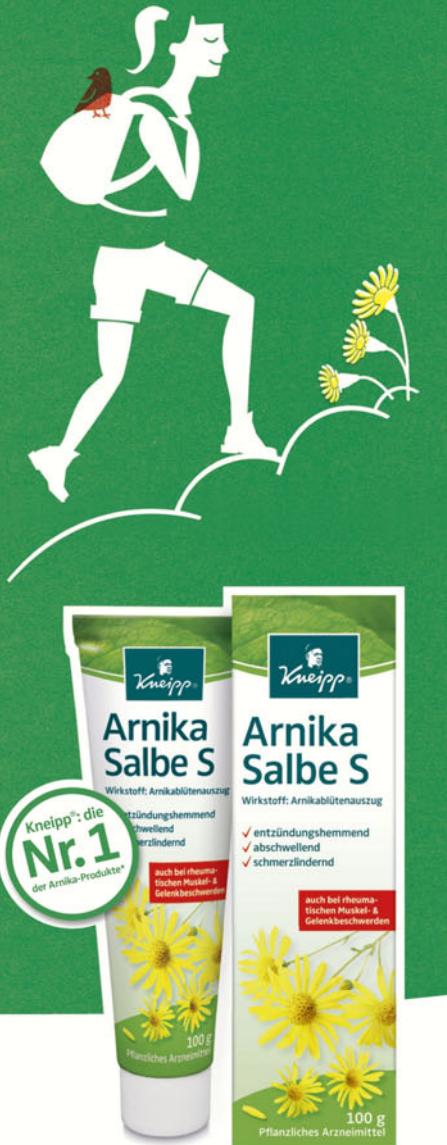
0 26 02 / 96 96

* 1&1 Notebook-Flat im 2. Monat für 0,- €, sonst 9,99 €/Monat. Ab einem Datenvolumen von 1 GB steht eine Bandbreite von max. 64 kBit/s zur Verfügung. 24 Monate Mindestvertragslaufzeit. Keine Bereitstellungsgebühr, keine Versandkosten.



Wirkt. Natürlich.

Lassen Sie die Natur auf sich wirken: Arnika.



Mit der Nummer 1 auf Nummer sicher: Kneipp®, der Arnika-Spezialist.

Kneipp® Arnika Salbe S. Wirkstoff: Arnikablütenauszug. Anwendungsgebiete: Zur äußerlichen Anwendung bei Verletzungs- und Unfallfolgen, z. B. bei Blutergüssen (Hämatomen), Verstauchungen (Distorsionen), Prellungen, Quetschungen, Wasseransammlungen im Gewebe infolge von Knochenbrüchen (Frakturödem), bei rheumatischen Muskel- und Gelenkbeschwerden und Entzündungen als Folge von Insekteneinstichen. Enthält Cetylstearylalkohol und entölte Phospholipide aus Sojabohnen.

Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker.

* Lebensmitteleinzelhandel und Drogeriemärkte Deutschland, nach Umsatz: Quelle: Nielsen, Allgemeine Gesundheitsmärkte 11/2010 - 10/2011, Kategorie „Muskel Gelenke äußerlich.“

Deutschland

WAHLEN

Abwärts

Zum internen Dauerstreit gesellt sich für die Linken ein weiteres, akutes Problem: der Aufstieg der Piraten.

Es gibt eine Zahl, die steht für die aktuellen Nöte der Linken: 56. Die Zahl gibt den Alterschnitt der Abgeordneten wieder, die für die Partei in den neuen saarländischen Landtag einzehen. Angeführt wird die Fraktion von Oskar Lafontaine, 68. Und dem Landesverband an der Saar steht Rolf Linsler vor. Er ist 69 Jahre alt.

Kann man mit einem 56er-Schnitt Politik gestalten? Womöglich sogar Staat machen? Die Wähler im Saarland befanden: Nein. Fünf Prozentpunkte büßte die Linke am vorvergangenen Sonntag ein, nicht mal der Bonus, den Oskar Lafontaine in jenem Land genießt, das er 13 Jahre lang als Ministerpräsident regierte, zog in der erhofften Stärke.

Jahrelang bot sich die Linke als Fluchstätte für Protestwähler an. Doch jene Schar der Verdrossenen hat nun eine Alternative: die Piraten. Allein im Saarland wanderten 7000 Wähler von der Linken zu den Piraten, bei der Wahl zum Abgeordnetenhaus in Berlin waren es im vergangenen September 13 000. Und in Nordrhein-Westfalen wechselten mehrere linke Mandatsträger zu den Piraten.

Die Aufsteiger des Jahres gelten als modern und offen, die Linken inzwischen als altbacken und unzugänglich. Die Parteispitze habe diese Entwicklung „wirklich unterschätzt“, räumt Heinz Bierbaum ein, stellvertretender Bundesvorsitzender der Linken. Träumte Lafontaine bei der Fusion von Linkspartei.PDS und WASG 2007 noch von einer neuen gesamtdeutschen Linken, droht der Partei ein Rückfall in den Status einer ostdeutschen Regionalpartei.

In den Führungsgremien wird der Urnengang in NRW als „Schicksalswahl“ betrachtet: Scheitert die Linke am 13. Mai, stehen auch die Zeichen für die Bundestagswahl 2013 schlecht. Doch im bevölkerungsreichsten und an Arbeitern und Arbeitslosen gewiss nicht armen Deutschland kommt die Partei auf gerade noch 8100 Mitglieder.

In Berlin bekneinen die Parteigründen Gregor Gysi und Klaus Ernst deshalb Sahra Wagenknecht, die NRW-Spitzenkandidatur zu übernehmen. Die stellvertretende Bundesvorsitzende hätte Klugheit, ein bisschen Glamour und eine politische Vision in den Wahlkampf an Rhein und Ruhr eingebracht. Doch Wagen-

knecht sagte ab. Das Risiko erschien ihr zu groß, Umfragen sehen ihre Partei in NRW bei drei bis vier Prozent.

Wohin die Parteiführung dieser Tage auch blickt, überall geht es abwärts. Überalterung, Mitgliederschwund, Profilverlust und ein scharfer Konkurrent im Protestmilieu – da erstaunt es kaum, dass vor allem in den Westverbänden die Hoffnung auf ein erlösendes Wort von Oskar Lafontaine wächst. Doch Lafontaine hat sich noch nicht entschieden, ob er als Parteichef zurückkehren will, jedenfalls sagt er es so engen Vertrauten.

Immerhin gibt es eine Verständigung mit seinem alten Widersacher Dietmar Bartsch: Lafontaine entscheidet selbst, ob er den Vorsitz übernimmt; Bartsch würde auf eine Kandidatur für den Chefposten verzichten und unter Lafontaine Bundesgeschäftsführer werden. Eine Schlammschlacht oder Kampfabstimmung soll es auf dem Parteitag im Juni in Göttingen nicht geben. Es wäre der Königsweg.



RONALD WITTEK / DAFD

Partei-Promis Wagenknecht, Lafontaine
Ein bisschen Glamour

Doch im Lager der vom Osten dominierten Partei-Realos stößt dies nicht auf Gegenliebe. „Als Spitzenkandidat für die Bundestagswahl ist Lafontaine genau der Richtige“, sagt der Berliner Bundestagsabgeordnete Stefan Liebich. „Eine Rückkehr als Bundesvorsitzender sehe ich skeptisch.“

Die Angst vor dem Absturz ist mittlerweile so groß, dass sich die Realos zu einem ungewöhnlichen Schritt entschlossen. Vergangenen Donnerstag verabredeten die Bundestagsabgeordneten Halina Wawzyniak und Jan Korte sowie andere Realos in einer Berliner Kneipe einen Burgfrieden mit den Fundis.

Um ein Scheitern im Westen abzuwenden, wollen sie den Hardlinern ein bisher undenkbares Angebot unterbreiten: Lafontaines Lebensgefährtin Sahra Wagenknecht in einer Doppelspitze mit Dietmar Bartsch als neue Vorsitzende zu wählen. Das wäre der Königinnenweg.

MARKUS DEGGERICH, SIMONE KAISER

Boarding completed.

Jetzt zu 800 Zielen weltweit abheben – mit airberlin und den oneworld Airlinepartnern.

- ✈ Meilen sammeln und Prämienflüge einlösen im gesamten Streckennetz der oneworld® Allianz
- ✈ Zugang zu 550 Airport Lounges
- ✈ Ausgezeichneter Service und beste Qualität

Mehr Informationen:
airberlin.com/oneworld



AmericanAirlines®

BRITISH AIRWAYS

CATHAY PACIFIC

FINNAIR

IBERIA

JAPAN AIRLINES

LAN

QANTAS

ROYAL JORDANIAN

S7 AIRLINES



Jetzt gewinnen: oneworld
Explorer 4-continent
Round-the-World Ticket
airberlin.com/oneworld



airberlin.com
Your Airline.

UNION

„Absurde Züge“

Bundesumweltminister Norbert Röttgen, 46, verteidigt seine Wahlkampfstrategie in Nordrhein-Westfalen und erklärt, wie er den Rückstand auf Rot-Grün aufholen will.



MAURICE WEISS / OSTKREUZ / DER SPIEGEL

Herausforderer Röttgen: „Mein Projekt heißt Schuldenwende“

SPIEGEL: Herr Röttgen, warum haben Sie so wenige politische Freunde?

Röttgen: Haben Sie sie gezählt?

SPIEGEL: Wir haben jedenfalls niemanden gefunden, der versteht, warum Sie sich nicht festlegen, auch im Falle einer Wahlniederlage nach Düsseldorf zu gehen.

Röttgen: Darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen.

SPIEGEL: Aber Ihre größten Unterstützer sind jetzt am tiefsten von Ihnen enttäuscht.

Röttgen: Wen genau meinen Sie denn?

SPIEGEL: Den Mittelstandspolitiker Hartmut Schauerte oder den früheren NRW-Finanzminister Helmut Linssen.

Röttgen: Die CDU in Nordrhein-Westfalen hat 150 000 Mitglieder. Die wollen, dass wir in Regierungsverantwortung kommen und ich diese Wahl als Spitzenkandidat gewinne, um Ministerpräsident zu werden. Darum geht es, und darum hatte die Diskussion in der professionellen Politik über die Oppositionsführerrolle auch leicht aburde Züge.

SPIEGEL: Ihr Problem ist nur, dass diese Debatte alle anderen Themen überlagert.

Röttgen: Dann sprechen wir doch mal über die relevanten Themen. Die Bürger interessieren sich zu Recht für die Alternative zu einer gescheiterten Regierung. Und die gibt es, und die ist entscheidend.

SPIEGEL: Sie werfen Hannelore Kraft und ihrer Regierung fehlenden Sparwillen vor. Wo würden Sie denn Ausgaben kürzen?

Röttgen: Bei diesem Thema geht es um mehr als die Frage: Wie sieht der nächste

Haushalt aus? Es geht um einen politischen Kulturwandel in Nordrhein-Westfalen, in Deutschland, in ganz Europa. Es geht darum, das seit 40 Jahren in der Politik geführte Leben auf Pump zu beenden. So lange leben wir nämlich schon von der Substanz: im Hinblick auf die öffentlichen Haushalte, die fehlende Vorbereitung auf den demografischen Wandel und die Ausbeutung unserer natürlichen Lebensgrundlagen. Hier umzusteuern ist die Verantwortung der Babyboomer-Generation für ihre Kinder und Enkel. Das Projekt meiner Generation heißt Schuldenwende. Gerade weil wir so viele sind und so wenig Kinder haben, gefährden wir ansonsten die Lebensgrundlagen der nächsten Generationen.

SPIEGEL: Mit Sparen werden Sie die Menschen kaum begeistern können.

Röttgen: Noch mal: Es geht um viel mehr, um einen neuen Gesellschaftsvertrag zwischen den Generationen. Gerade in Nordrhein-Westfalen lässt sich die Alternative von verantwortungsloser Schuldenpolitik und verantwortungsbewusstem Wirtschaften deutlich machen. SPD und Grüne haben hier ein auffällig klares Bekenntnis zum Schuldenmachen abgegeben. Der grüne Umweltminister Johannes Remmel sagt zum Beispiel: „Selbst wenn wir uns das Schwarze unter den Fingernägeln wegsparen, werden wir keinen ausgeglichenen Haushalt hinkriegen.“ Und das von einem Minister der sogenannten Nachhaltigkeitspartei „Die Grünen“!

SPIEGEL: Die FDP vergleicht NRW schon mit Griechenland. Von den Griechen erwarten wir, dass sie Beamte entlassen und später in Rente gehen. Noch einmal die Frage: Wo wollen Sie in NRW sparen?

Röttgen: Wir sind in Nordrhein-Westfalen, nicht in Griechenland. Bei uns ist nur ein Bruchteil dessen nötig, was wir Ländern wie Griechenland abverlangen. Aber selbst das Wenige hat Rot-Grün nicht hinbekommen. In den letzten zwei Jahren wurde die Landesverwaltung um 2000 Beschäftigte aufgeblättert, ohne dass anderswo bei 440 000 Bediensteten nur eine einzige Stelle eingespart worden wäre. Konsolidierung ist möglich, doch Rot-Grün fehlt der Wille zu politischen Entscheidungen.

SPIEGEL: Die Bürger finden sparen meist nur dann gut, wenn es nicht ihre eigene Schule oder Polizeiwache betrifft.

Röttgen: So reden Politiker und – mit Verlaub – Journalisten alten Stils. Sie halten die Menschen für Egoisten, die nicht in der Lage sind, Verantwortung zu übernehmen. Dieses Menschenbild teile ich nicht. Die Energiewende zeigt doch gerade, dass die Bürger bereit sind, sich zu beteiligen, wenn ihnen die Begründung einleuchtet.

SPIEGEL: Die Regierung Kraft scheitert mittleren in der Staatsschuldenkrise am Haushalt. Und dennoch liegt Rot-Grün in den Umfragen weit vorn. Wenn Sie recht hätten, müssten die Leute doch in Scharen zur CDU wechseln.

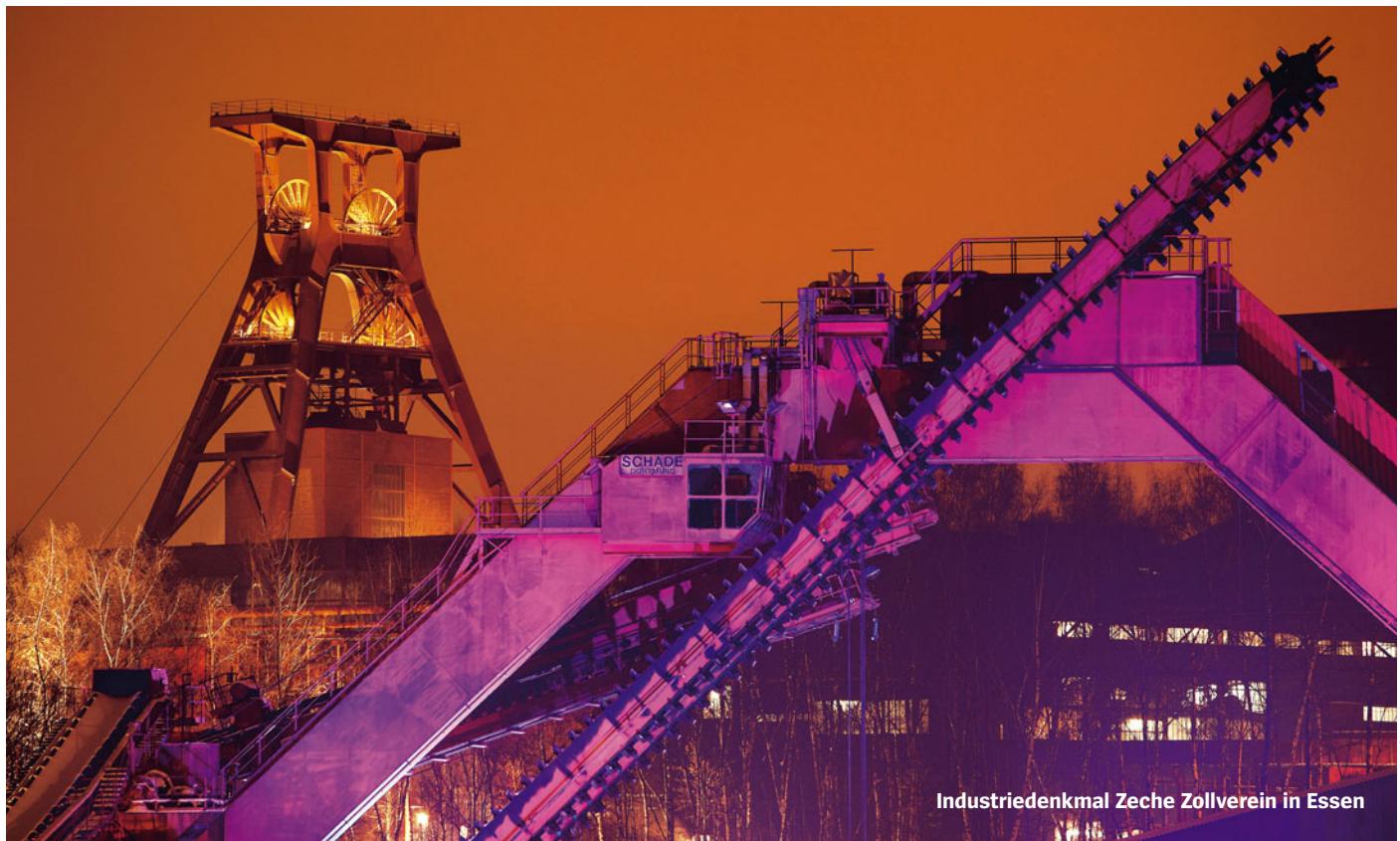
Röttgen: Darum wird sich unser Wahlkampf drehen. Durch die Staatsschuldenkrise, die zur Euro- und Währungskrise geführt hat, hat auch unsere Gesellschaft in den Abgrund geblickt. Wenn das bevölkerungsreichste Bundesland tatenlos im Schuldensumpf versinkt, verliert Deutschland in Europa seine Glaubwürdigkeit. Jeder Einzelne merkt doch inzwischen, was Verschuldung für ihn bedeutet: Die Kommunen können ihre Leistungen nicht aufrechterhalten, der Staat wird handlungsunfähig.

SPIEGEL: Und dann kommt der Spitzenkandidat Röttgen und fordert: Wir müssen noch mehr sparen. Die Leute fassen sich doch an den Kopf!

Röttgen: Denjenigen, die weiter auf Verschuldung setzen, sage ich: Falls ihr glaubt, dass euch dadurch jemals geholfen wird, seid ihr wirklich schief gewickelt! Durch Verschuldung lassen sich kurzfristig Probleme lindern, langfristig aber handelt man sich eine dramatische Verschärfung der Probleme ein.

SPIEGEL: Noch mal: Wie wollen Sie sparen? Nach der Rasenmähermethode?

Röttgen: Nein. Wenn wir regieren, werden wir an die Haushaltspolitik der CDU zwischen 2005 und 2010 anknüpfen. Wir haben damals 92 Prozent aller Steuermehreinnahmen für den Abbau der Verschuldung verwandt. Der Staat sollte zudem keine neuen Aufgaben übernehmen,



Industriedenkmal Zeche Zollverein in Essen

NORBERT ENKER / LAIF

wenn er sie nicht eigenständig finanzieren kann. Was man nur mit Schulden bezahlen kann, geht in Wahrheit zu Lasten künftiger Generationen.

SPIEGEL: Das heißt also, Sie wollen nachts weniger Polizisten auf den Straßen in Oberhausen oder Gelsenkirchen?

Röttgen: Schlechte Beispiele. Die beiden zählen zu den sichersten Großstädten Deutschlands. Wir werden nicht bei Schulen, Kindergärten oder bei der Polizei sparen. Es gibt irrsinnige Verwaltungsberiche, von denen man keine Vorstellung hat. Es kann doch nicht sein, dass bei zurückgehender Bevölkerung die Verwaltung unter Rot-Grün immer mehr wird.

SPIEGEL: Die Euro-Krise zeigt aber, dass Sparen allein kein Allheilmittel ist. Das gilt für Griechenland vermutlich ebenso wie für Nordrhein-Westfalen.

Röttgen: Richtig. Ohne Wachstum geht es nicht, weder in Griechenland noch in Nordrhein-Westfalen. Aber ohne Konsolidierung der Haushalte gibt es eben auch kein Wachstum. Die entscheidende Frage lautet: Wie entsteht Wachstum, ohne den bequemen Weg zu wählen und es durch Verschuldung der nächsten Generation zu finanzieren?

SPIEGEL: Mehrere Oberbürgermeister aus dem Ruhrgebiet haben gefordert, das Geld, das in den Aufbau Ost fließt, im Westen auszugeben. Haben sie recht?

Röttgen: Was die Lage vieler Städte im Ruhrgebiet angeht, ja. Ein verschuldetes Bundesland wird den Städten dauerhaft nicht helfen können. Das ist aber nötig,

denn in Nordrhein-Westfalen ist eine riesige Zahl von Kommunen strukturell unterfinanziert.

SPIEGEL: Selbstverschuldet?

Röttgen: Sowohl als auch. Der Strukturwandel, von dem viele Kommunen in Nordrhein-Westfalen betroffen sind, wurde während der Jahrzehntelangen Herrschaft der SPD durch Subventionen abgedeckt und nur verwaltet. Diesen Kommunen muss jetzt geholfen werden. Wenn Frau Kraft jetzt sagt, nach 2019 könne man sich den Solidarpakt ja mal ansehen, bringt das nichts. Wir haben keine sieben Jahre Zeit.

SPIEGEL: Was ist dann Ihre Lösung für das Ruhrgebiet?

Röttgen: Das Ruhrgebiet gibt es gar nicht mehr. In bestimmten Gebieten ist es wirtschaftlich noch immer oder wieder stark, aber in anderen ist es deutlich zurückgefallen. Ich bin nicht bereit hinzunehmen, dass die Schere zwischen Arm und Reich im Ruhrgebiet und übrigens auch im ganzen Land immer weiter auseinandergeht. Die Energiewende kann helfen, dass das Ruhrgebiet seine alte Stärke und sein altes Selbstbewusstsein wiederfindet. Die Offshore-Windenergie ist in Deutschland der zweitgrößte Stahlkunde, und ohne Aluminium, Kupfer und neue Werkstoffe wie Carbon ist die Energiewende nicht zu machen. Es gibt keinen Widerspruch zwischen alter und neuer Industrie. Leider hat Frau Kraft die Energiewende für NRW bisher verschlafen.

SPIEGEL: Das haben Jürgen Großmann und Johannes Teyssen offenbar nicht begriffen. Die Chefs der großen Energieversorger RWE und E.on machen Sie für ihre gesunkenen Aktienkurse verantwortlich.

Röttgen: Beide Unternehmen sind längst dabei, sich auf die Energiewende einzustellen und die Chancen für sich zu nutzen. Wenn die Stromversorgungskonzerne gewusst hätten, wie sich die Debatte um die Kernkraft entwickelt, hätten sie wohl früher auf die Energiewende gesetzt, das ist richtig. Aber ihr Geschäftsmodell ist doch nicht am Ende. Wir brauchen noch über Jahrzehnte effiziente, moderne fossile Kraftwerke wie in Datteln. Das unterscheidet uns in der CDU von den Grünen. In Datteln steht das modernste Steinkohlekraftwerk Europas als Investitionsruine, und Rot-Grün schaut zu.

SPIEGEL: Der Unmut in der Wirtschaft über den Umweltminister könnte ein Überlebensprogramm für die FDP werden. Können Sie sich eine Regierung vorstellen, an der Sie und FDP-Spitzenkandidat Christian Lindner beteiligt sind?

Röttgen: Wir wollen stärkste Partei werden und Rot-Grün verhindern. Dann haben wir alle Koalitionsoptionen. Mit Christian Lindner zu regieren wäre eine der Optionen.

SPIEGEL: Schöner, als mit ihm die Oppositionsbank zu drücken?

Röttgen: Regieren ist schöner als opponieren.

INTERVIEW: KONSTANTIN VON HAMMERSTEIN,
PETER MÜLLER



Polizeikontrolle in Münster
Stürze an der Bordsteinkante

so viel trinken und müssen selbst dann weniger blechen. Solange sie keinen Unfall verursachen, zahlen sie erst ab 1,6 Promille eine Geldstrafe.

Weitere Folgen müssen sie nur dann fürchten, wenn sie einen Führerschein besitzen: Den sind sie erst mal los. Wer keinen Führerschein hat, kann ihn natürlich auch nicht verlieren und kommt damit vergleichsweise glimpflich davon.

Münster aber will notorischen Alkoholsündern nun regelmäßig – nicht etwa nur ausnahmsweise – das Fahrradfahren verbieten. Zu widerhandlungen werden mit einem Bußgeld von mindestens 500 Euro bestraft, wie es im Behördendeutsch heißt. Zurück auf den Sattel darf nur, wer erfolgreich an einer Medizinisch-Psychologischen Untersuchung, dem „Idiotentest“, teilnimmt.

Damit nicht genug, die Münsteraner Polizei würde die Regeln für Radler am liebsten noch verschärfen. Sie ist sich mit dem Deutschen Verkehrssicherheitsrat (DVR) und der Unfallforschung der Versicherer einig: Die Bundesgesetze müssen geändert werden, und Radfahrer gehören schon ab 0,8 Promille nicht mehr auf den Sattel.

Etwas liberaler sieht das der Allgemeine Deutsche Fahrrad-Club. Zwar halten auch die Rad-Lobbyisten den Wert von 1,6 Promille für zu hoch. Sie plädieren aber für 1,1 Promille als Grenze, weil bei diesem Wert die Wahrscheinlichkeit eines Unfalls um das Zehnfache steigt.

Zusätzlich fordern Experten mehr Kontrollen. Münster – mit etwa 500 000 Rädern bei 285 000 Einwohnern eine Zweiradmetropole – könnte als Vorbild dienen. Im vergangenen Jahr wurde hier so häufig kontrolliert wie nie zuvor. Polizei und Staatsanwaltschaft ordneten 234 Blutentnahmen an, fast doppelt so viele wie im Vorjahr und mehr als bei Autofahrern.

Solche Konsequenz wünscht sich DVR-Hauptgeschäftsführer Christian Kellner auch von anderen Städten. Es falle zu selten auf, wenn ein Radler stark alkoholisiert sei, kritisiert Kellner. Kontrollen gebe es mancherorts so gut wie gar nicht, Blutproben würden zu selten abgenommen. Wer von der Polizei angehalten werde, weil er in Schlangenlinien fahre, werde „viel zu oft nur aufgefordert, sein Gefährt im eigenen Interesse besser zu schieben“.

In Münster sollten Radfahrer ab jetzt nicht auf Nachsicht hoffen. Mit dem Fahrverbot soll die Mobilität von Verkehrsündern umfassend eingeschränkt werden. Sättel aller Art sind tabu – wer aufs Rad verzichten muss, darf auch nicht mehr auf Mofa oder Reitpferd steigen.

GUIDO KLEINHUBBERT

VERKEHR

Trunkenheit am Lenker

Um die Zahl der Fahrradunfälle zu senken, will die Stadt Münster berauschte Radler mit Fahrverboten lahmlegen.

Münster, an einem frühen Wintermorgen: Als die Party vorüber ist und der Rausch noch nicht, könnte der junge Mann auch in den Bus oder ein Taxi steigen. Der 26-Jährige aber fährt lieber Rad.

Einige Minuten lang gelingt es ihm, dann fährt er – Schnaps scheint seinen Blick vernebelt zu haben – ausgerechnet auf zwei Polizisten zu. Einer der Beamten bringt sich mit einem beherzten Sprung in Sicherheit, der andere verfolgt den Zeicher und stellt ihn. Die Blutuntersuchung ergibt 2,12 Promille.

Strafe muss sein – doch bei Trunkenheit am Lenker kommt man normalerweise mit einem Bußgeld davon. Der 26-Jährige hingegen hat Pech, dass er sich in Münster erwischen ließ. Die westfälische Stadt geht seit kurzem rigoros gegen notorisch betrunke Radfahrer vor. Dem Mann wird eine bislang selten verhängte Sanktion aufgebrummt: ein unbefristetes Fahrradfahrverbot.

Was wie eine Maßnahme klingt, mit der Eltern ihre kleinen Kinder erziehen wollen, hat einen ernsten Hintergrund. 2011 wurden in Deutschland wieder Zehntausende Unfälle gemeldet, bei denen Radler Schaden nahmen: 398 wurden getötet, 76 386 verletzt. Zahlen aus Münster

lassen vermuten, dass bei vielen schweren Unfällen Alkohol im Spiel ist: Jeder zweite Radfahrer, der dort in den vergangenen fünf Jahren ums Leben kam, war ange-trunken.

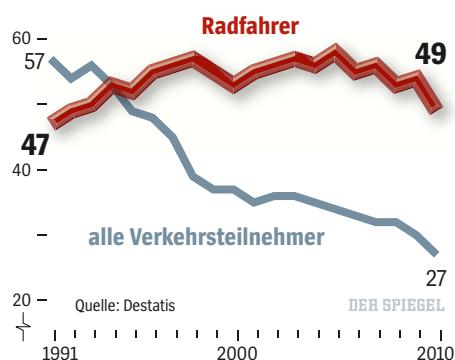
Dass Radler oft berauscht auf ihr Gefährt steigen, belegt nach Ansicht von Experten auch die hohe Zahl der „Alleinfälle“ – so nennen Polizei und Ordnungsämter jene Unglücks, von denen sie normalerweise gar nichts erfahren, weil nur der Radler Schaden nimmt. Allein in Münster werden im Schnitt jeden Tag vier Fahrradfahrer in Folge solcher Unfälle in die Kliniken eingewiesen. Klassiker sind Crashes gegen Laternenpfähle und Stürze an der Bordsteinkante.

„Wir mussten handeln“, sagt Martin Schulze-Werner, Chef des Münsteraner Ordnungsamts, „wir können den Radfahrer beim Alkoholkonsum nicht mehr so viel durchgehen lassen.“

Autofahrer müssen, wenn sie mit 0,5 Promille am Steuer erwischen werden, ihren Führerschein mindestens einen Monat abgeben und bis zu 1500 Euro zahlen. Radfahrer dürfen ungestraft etwa dreimal

Suff im Sattel

Alkoholisierte je 1000 Unfallbeteiligte



Erfolg hat viele Gesichter. Wir bedanken uns bei den über 3.000 angeschlossenen Unternehmen in Deutschland, Partnern, Lieferanten, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und natürlich bei unseren Kunden für ihr langjähriges Vertrauen.



ElectronicPartner

EP:
ElectronicPartner

ServicePartner

MEDIMAX

comTeam
SYSTEMHAUS-VERBUND

Die Verbundgruppe ElectronicPartner mit Sitz in Düsseldorf zählt zu den größten Handelsunternehmen in Europa für Unterhaltungs- und Haushaltselektronik, IT und Telekommunikation. Mehr als 5.000 Unternehmerschönheiten organisieren sich europaweit in den strategischen Geschäftsfeldern EP:Fachhandel, ServicePartner, der Fachmarktlinie MEDIMAX und den comTeam-Systemhäusern. Sie bieten mehr als 200.000 Endkunden Tag für Tag maßgeschneiderten Service, kompetente Beratung und hochwertige Produkte.

Mehr unter www.electronicpartner.de

75 Jahre ElectronicPartner

**Herzlichen
Glückwunsch,
Ihr seid
die wahren ...**



experten



Die Verbundgruppe ElectronicPartner mit Sitz in Düsseldorf zählt zu den größten Handelsunternehmen in Europa für Unterhaltungs- und Haushaltselektronik, IT und Telekommunikation. Mehr als 5.000 Unternehmerpersönlichkeiten organisieren sich europaweit in den strategischen Geschäftsfeldern EP:Fachhandel, ServicePartner, der Fachmarktlinie MEDIMAX und den comTeam-Systemhäusern. Sie bieten mehr als 200.000 Endkunden Tag für Tag maßgeschneiderten Service, kompetente Beratung und hochwertige Produkte.

Mehr unter www.electronicpartner.de

75 JAHRE ElectronicPartner

**HERZLICHEN
GLÜCKWUNSCH,
IHR SEID:
„BEST OF SERVICE“!**



Die Verbundgruppe ElectronicPartner mit Sitz in Düsseldorf zählt zu den größten Handelsunternehmen in Europa für Unterhaltungs- und Haushaltselektronik, IT und Telekommunikation. Mehr als 5.000 Unternehmerpersönlichkeiten organisieren sich europaweit in den strategischen Geschäftsfeldern EP:Fachhandel, ServicePartner, der Fachmarklinie MEDIMAX und den comTeam-Systemhäusern. Sie bieten mehr als 200.000 Endkunden Tag für Tag maßgeschneiderten Service, kompetente Beratung und hochwertige Produkte.

Mehr unter www.electronicpartner.de

75 JAHRE **ElectronicPartner**

*Geil, dass
es euch gibt!*



Tradition & Innovation

Die Verbundgruppe ElectronicPartner mit Sitz in Düsseldorf zählt zu den größten Handelsunternehmen in Europa für Unterhaltungs- und Haushaltselektronik, IT und Telekommunikation. Mehr als 5.000 Unternehmerspezialisten organisieren sich europaweit in den strategischen Geschäftsfeldern EP:Fachhandel, ServicePartner, der Fachmarktlinie MEDIMAX und den comTeam-Systemhäusern. Sie bieten mehr als 200.000 Endkunden Tag für Tag maßgeschneiderten Service, kompetente Beratung und hochwertige Produkte.

Mehr unter www.electronicpartner.de

Wir gratulieren zu 75 Jahre ElectronicPartner



**Blöd,
wer da nicht
mitfeiert!**



Die Verbundgruppe ElectronicPartner mit Sitz in Düsseldorf zählt zu den größten Handelsunternehmen in Europa für Unterhaltungs- und Haushaltselektronik, IT und Telekommunikation. Mehr als 5.000 Unternehmerpersönlichkeiten organisieren sich europaweit in den strategischen Geschäftsfeldern EP:Fachhandel, ServicePartner, der Fachmarklinie MEDIMAX und den comTeam-Systemhäusern. Sie bieten mehr als 200.000 Endkunden Tag für Tag maßgeschneiderten Service, kompetente Beratung und hochwertige Produkte.

Mehr unter www.electronicpartner.de

ZUWANDERER

Paradies Neukölln

Sie beten für Angela Merkel, für die Freiheit in der EU, für ein Leben im Wohlstand:

Ein rumänisches Dorf zieht nach Berlin. 700 sind schon da, viele weitere wollen folgen. Die Geschichte einer Armutswanderung in den deutschen Sozialstaat.



Gläubige in der Dorfkirche von Fântânele: „Angela, du bist die Mama Europas“

Das Gotteshaus der Pfingstgemeinde von Fântânele liegt am Ende einer langen Dorfstraße, ein kahles Backsteingebäude, drinnen hängen rote Plastikkrosen an der Wand, ein Steinofen wärmt die knapp 60 Menschen, die sich auf den Kirchbänken drängeln.

Der Älteste in Fântânele hält die Predigt, dann beten sie gemeinsam für ihre Familien in der Ferne, in Berlin-Neukölln, und für die deutsche Kanzlerin. Ein Mann mit Pelzmütze schickt Luftküsse: „Angela, du bist die Mama Europas, wir lieben dich.“ Gott möge sie segnen, weil sie die Roma aufnimmt und nicht „wegschmeißt“ wie Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy.

Nach dem Gottesdienst rennen Schulkinder durch die Straßen, sie grüßen auf Deutsch, rufen „tschüs“ und „Neukölln“ und können es kaum erwarten, endlich auch dorthin zu kommen.

In Deutschland gilt Neukölln als eines der ärmsten Viertel der Republik. In Fântânele, einem Roma-Dorf 35 Kilometer nordwestlich von Bukarest, nennen sie es: das Paradies.

Eine Straßenecke weiter streichelt eine Frau im Bademantel ihre Schweine. Einer ihrer Söhne war gerade in Berlin, in je-

nem Wohnblock in der Harzer Straße, in dem schon so viele ihrer Freunde leben. Die Berichte aus dem Paradies machten ihnen Hoffnung, jetzt spart die Großfamilie für den Umzug. Sie wollen nach Neukölln, mit zehn Kindern und vielleicht auch dem Großvater. „Hoffentlich für immer“, sagt die Frau.

Ein Dorf zieht um. Gut 500 Menschen aus Fântânele leben bereits in der Harzer Straße, 200 weitere sind über Berlin verstreut. Ein Viertel der Gemeinde ist dem Lockruf bislang erlegen, und viele mehr wollen folgen. Sie wollen das Versprechen auf Wohlstand einlösen, das mit dem EU-Beitritt in ihr Land gekommen war: das Versprechen auf ein besseres Leben für sich und ihre Kinder.

Die kleine Völkerwanderung von Fântânele nach Neukölln ist ein Umzug in den deutschen Sozialstaat, in eine Welt, in der Kindergeld und Hartz IV mehr einbringen als die Schweinehaltung in der Walachei. Seit dem EU-Beitritt ihres Landes 2007 hat sich die Zahl der Rumänen in Deutschland auf 127 000 fast verdoppelt.

Begonnen hat der große Treck der Hoffnungsreisenden mit Volker P., heute 35 und Hartz-IV-Empfänger. Ende der neunziger Jahre aus einem kleinen säch-

sischen Dorf nach Berlin gekommen, versuchte er als Maurer seinen Anteil zu bekommen am Reichtum, den das neue Deutschland in Aussicht stellte. Er mallochte auf etlichen Baustellen, für verschiedene Firmen, doch entweder war der Lohn mies oder die Zahlungsmoral der Arbeitgeber. Frustriert und desillusioniert kehrte er oft in einer Dönerbude in Neukölln ein – und lernte dort einen jungen Mann aus Rumänien kennen.

Sein neuer Freund lud ihn in seine Heimat ein, nach Fântânele. Volker P. traf in diesem Dorf ohne Kanalisation und Straßenlampen auf Roma, die sesshaft waren, kein Wandervolk, sondern fromme Christen, die seit Generationen einer Pfingstgemeinde angehören und nach strengen Regeln leben: nicht betteln, nicht klauen, nicht fluchen, nicht spucken. Und keine Verhütung, manche Familien haben zehn Kinder, manche noch mehr.

Volker P. mochte die Menschen in Fântânele, besonders mochte er die Schwester seines Freundes. „Es war Liebe auf den ersten Blick“, sagt er. Er heiratete die junge Frau und nahm sie mit nach Berlin.

Als Rumänen Mitglied der EU wurde, vergrößerte sich auch Volker P.s Familie. Erst kam Marian nach Berlin, sein ältester Schwager, dann reisten die Schwiegereltern an. Es folgten sieben weitere Geschwister seiner Frau und deren Kinder. Dazu Cousins und Cousinen, Nachbarn, Freunde, Bekannte.

Hinter sich ließen sie ein altes Musikantendorf, von dem aus die Männer einst mit Kapellen übers Land gezogen waren, um auf Hochzeiten ihr Geld zu verdienen. Sie verkauften ihre Schweine und handelten mit Gebrauchtwagen. Zuletzt waren die meisten arbeitslos.

Mit dem EU-Beitritt kam die Hoffnung nach Fântânele zurück. Und mit der Reisefreiheit die Freiheit zur Flucht.

Ihr neues Leben begann in einer komplizierten Welt, die einerseits verlockend war, andererseits eher abweisend gegenüber rumänischen Bürgern. Eine Arbeitslaubnis war in dieser Welt schwer zu bekommen, und nach drei Monaten sollte man sie auch wieder verlassen.

Doch Volker P., der in Berlin mit seiner Frau von Hartz IV lebte, hatte inzwischen



Roma-Unterkunft in Berlin: Fremdeln mit dem freizügigen Westen

einiges gelernt über den deutschen Sozialstaat. Er holte sich Rat bei einer wohlmeinenden Sozialarbeiterin, wie seiner angeheirateten Verwandtschaft zu helfen sei. „Sie hat mir die Hintertürchen erklärt“, sagt er heute.

Eines dieser Hintertürchen ist das Recht aller EU-Bürger, in jedem Mitgliedstaat als Selbständiger tätig zu werden. Volker P. meldete seine Verwandten als Gewerbetreibende an, als Schrotthändler. Damit erhielten sie eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis.

Die Geschäfte liefen, wohl nicht unerwartet, eher schlecht; zum Leben reichten die Einkünfte nicht aus. Doch in solchen Fällen greift in Deutschland das Zweite Sozialgesetzbuch. Es garantiert auch wenig verdienenden Selbständigen einen Anspruch auf Grundsicherung: das sogenannte aufstockende Hartz IV.

Die Roma waren verwundert, solche Wohltaten kannten sie aus Fântânele nicht. Viele von ihnen leben nun von der Unterstützung des Jobcenters. Und vom Kindergeld, das in Deutschland gut 20-

mal höher ist als in Rumänien. Sie wissen nicht, dass ein Sozialstaat an seine Grenzen kommt, wenn es zu viele Menschen gibt, die Ansprüche erheben. Sie haben das Prinzip Deutschland nicht verstanden oder wollen es nicht verstehen.

Die deutschen Sozialgesetze sprachen sich herum in Fântânele. Und so wagten immer mehr Familien den weiten Weg nach Berlin. Volker P., ihr Lotse durch den deutschen Sozialstaat, hatte viel zu tun, und auf der Suche nach Unterkünften landete er irgendwann in der Harzer Straße. Nach zwei Großbränden standen dort die meisten Wohnungen leer.

Volker P. und der Vermieter kamen schnell ins Geschäft. Der eine hatte den am Markt wenig attraktiven Wohnraum, der andere hatte die anspruchslose Kundschaft. Und schon bald waren 90 Prozent der Wohnungen an Roma vermietet. So entstand auf 7500 Quadratmetern die Berliner Außenstelle von Fântânele, ein eigener Kosmos in der Migrantenhochburg Neukölln – und absehbar ein neuer sozialer Brennpunkt, wie er von den Politikern erst bemerkt und beklagt wird, wenn er nicht mehr zu heilen ist.

Die Zugewanderten lebten in der Harzer Straße, als hätten sie ihr Dorf nie verlassen. Sie klopften ihre Teppiche im Innenhof, sie liefen im Bademantel über die Straße und hielten sich von ihren deutschen Nachbarn fern. In den Kellerräumen hatten sie Matratzenlager eingerichtet, im Hof wuchsen die Abfallberge, weil niemand wusste, wohin damit. Die Berliner Lokalpresse entdeckte die Harzer Straße schon bald als das Zuhause der „Müllkinder von Neukölln“.

Volker P. hatte zwar einen Kurs absolviert, um sich gegenüber den Behörden als „Integrationslotse“ ausweisen zu können. Doch in Wahrheit hatte er selbst längst die Orientierung verloren. „Es war so, als hätte man den Stöpsel in der Badewanne gezogen“, beschreibt er den Ansturm aus Fântânele. Er fühlte sich überrollt. Volker P. zog sich zurück aus der Erstversorgung, die Roma in der Harzer Straße waren jetzt auf sich selbst gestellt.

Doch die Rumänen hatten ein zweites Mal Glück. Im August 2011 kaufte die Aachener Siedlungs- und Wohnungsgesellschaft den Wohnblock in Neukölln. Die Firma gehört der katholischen Kirche und legt Wert auf soziales Engagement. Als Projektleiter setzte das Unternehmen einen Mann ein, der in gleichem Maße Güte und Autorität ausstrahlt: Benjamin Marx. Für die Roma ist er ihr neuer Dorfvorsteher.

Marx, 57, trägt einen weißen Schal, glänzende Lederschuhe und Parfum von Hugo Boss. Wenn er die Harzer Straße entlanggeht, stehen die Rumänen Spalier. 750 Kubikmeter Müll ließ Marx aus dem Innenhof entfernen, Fenster und Heizungen wurden repariert, ein Kammerjäger

FOTOS: DIJAMILA GROSSMAN / DER SPIEGEL

löst das Rattenproblem. Weihnachten gab es Mandarinen und Geschenktüten für alle. „Wenn die Stadt keine richtige Integrationsarbeit leistet, dann müssen wir es eben tun“, sagt Benjamin Marx.

Er und seine Mitarbeiter leisten diese Arbeit vor allem in der Mietersprechstunde. Im Vorzimmer des Büros der Aachener Wohnungsgesellschaft warten Frauen in Bademantel, Männer mit dunklem Hut. Menschen, die aus Angst drei Tage nicht schlafen konnten, weil sie die Werbung eines Telefonanbieters für Ausweispapiere deutscher Behörden halten. Menschen, die zehn Kinder haben, aber nur fünf anmelden, weil sie nicht unverschämt sein wollen und befürchten, aus dem Land zu fliegen, wenn sie zu viel Kindergeld beziehen.

Einer der Mieter, Avram S., 38, zeigt eine Krankenhausrechnung. Seine Frau hat in einer Klinik Zwillinge entbunden. Doch seine Krankenkasse ist pleitegegangen, jetzt hat er Angst, weil er nicht weiß, wie er die 3000 Euro bezahlen soll. Avram S. spricht kein Deutsch.

Der Bezirk Neukölln hat vor ein paar Monaten einen „Roma-Statusbericht“ vorgelegt. Die Pfingstgemeinde aus der Harzer Straße wird darin als läbliche Ausnahme eines sonst schwierigen Milieus bezeichnet. Sie zählten zu jenen Familien, so steht es in dem Papier, „die sich anmelden, für ihre Kinder eine bessere Schulbildung wünschen und hier ankommen wollen“.

Das Bemühen wird auch in der wöchentlichen Deutschstunde deutlich. Jeden Mittwoch sitzen die Männer im freiwilligen Unterricht und schreiben in rosa-farbene Schulhefte, die sie aus ihrem Dorf mitgebracht haben. „Ich möchte Arbeit“, diktieren ihnen die Lehrerin. „Ich habe Hunger.“ „Ich habe Sehnsucht nach Fântânele.“ In der Ecke sitzt Benjamin Marx und schaut zu. Manchmal stürzt ein Rumäne verspätet ins Klassenzimmer, sagt Verzeihung – „Skuze“ – und verneigt sich vor ihm. Wenn Marx nicht da ist, führen die Männer freiwillig eine Anwesenheitsliste. Ihr Dorfvorsteher soll sehen, dass sie da waren. Sie nennen ihn „Patron“.

Marx ist stolz auf seine Roma. Im Keller lässt er gerade einen Theaterraum einrichten, das arabische Café im Nachbarhaus würde er am liebsten zu einem Künstlercafé umbauen. Für die Frauen plant er einen Nähkurs.



Berliner Quartiermanager Marx: Dorfvorsteher für 500 Roma



Familie in Fântânele: Staunen über einen Staat, der Geld verschenkt

Irgendwann hört es wieder auf“, sagt eine Mutter.

Eine andere Frau erzählt von früher. Sie vermisst ihr Dorf, die Kirschbäume, die Schweine im Hof, gern würde sie wieder Zwiebeln pflanzen im Garten. Nun sitzt sie mit Mann und Kindern in einer winzigen Wohnung und denkt voller Sehnsucht an ihr altes Haus. „Aber Häuser kann man nicht essen“, sagt sie.

Fântânele wirkt heute, drei Jahre nach Beginn des großen Fortziehens, wie ein dem Tode geweihter Ort. Die Berichte aus Berlin, vom Paradies in Germania, lassen die Menschen wieder träumen.

Im Winter fiel für mehrere Wochen der Schulunterricht aus, weil die Heizung in dem rosafarbenen Betonklotz nicht funktionierte. Allein im vergangenen Jahr haben etwa hundert Kinder die Dorfschule verlassen, viele von ihnen gehen jetzt auf die Hans-Fallada-Schule in der Harzer Straße. „Wir können sie nicht aufhalten“, sagt eine Lehrerin, „hier im Dorf haben sie keine Zukunft.“

Die nächsten Kinder, deren Zukunft womöglich in Berlin-Neukölln liegt, sind die beiden Töchter und der Sohn von Leonard Cibilian. In Fântânele gehört die Familie zu den Ärmsten. Zu fünf leben sie in einem Zimmer auf 15 Quadratmetern, statt Betten gibt es durchgelegene Matratzen, die Toilette ist ein überdachtes Erdloch im Hof. Geld verdienen die Cibilans mit selbstgegossenen Aluminiumpfannen, und seit einiger Zeit sparen sie jeden Leu für den Umzug nach Berlin. „Ich will auch eine eigene Küche. Und eine Toilette. Bring mich endlich nach Berlin“, sagt Cibilans Frau.

Mitte der neunziger Jahre war Cibilian schon einmal in Berlin, als Asylbewerber. Er spricht Deutsch, kennt die Fantastischen Vier und Rudi Völler. Und er glaubt, in spätestens einem Monat sei er in Berlin.

Seine Kinder sollen dann den Zoologischen Garten besuchen, sie sollen in einem deutschen Schwimmbad tobend auf Klassenreise fahren. Und nach dem Abitur sollen sie studieren. „Warum nicht in Oxford oder Cambridge“, sagt Cibilian, „so wie andere Europäer.“

ÖZLEM GEZER



Video: Özlem Gezer über das Roma-Dorf Fântânele

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scalife“.

Human medizinisch

Humanmedizin ist erst dann human, wenn sie alle Menschen erreicht. Die Kleinen und die Großen. Die Jungen und die Alten. Die Armen und die Reichen. Gesundheit will verstanden werden. Und muss daher auch verständlich sein. Dabei hilft das Gespräch in der Apotheke. Und die Apotheken Umschau: mit ihrer Stärke, Kompliziertes einfach wiederzugeben. Immer für alle da zu sein.

Lesen was gesund macht.

**So finden Sie den
richtigen Arzt**

Pollenflug
Schnelle Hilfe bei Allergien

Krampfadern
Wann eine Operation Sinn macht

Prävention
Ich beweg' mich!

www.apotheken-umschau.de

Weitere Themen:

► **Kurzzeit-Pflege:**

Was Sie bei der Heim-Auswahl beachten sollten

► **Appetitlosigkeit:**

Alles über die Ursachen und wirksame Hilfe

► **Silikon-Implantate:**

Warum Sie mit Problemen rechnen müssen

► **Klimawandel:**

Welche Folgen sich für Ihre Gesundheit ergeben

► **Empfindliche Haut:**

Experten geben Ihnen Kosmetik-Tipps

Alle 14 Tage NEU
in Ihrer Apotheke.

INTERNET

Digitales Volksgericht

Nach dem Mord an einer Elfjährigen in Emden nahm die Polizei einen Schüler fest, der sich als unschuldig erwies. Im Netz war er längst verurteilt.

Die Demonstranten, die sich am späten Dienstagabend vor dem Polizeikommissariat in Emden versammelt hatten, waren keine Wutbürger – sie waren ein Mob. „Holt ihn raus“, skandierte die Menge, „wir kümmern uns selbst um den.“ Gemeint war ein 17-jähriger Schüler in der Arrestzelle, der zuvor unter dem Verdacht festgenommen worden war, ein elfjähriges Mädchen in einem Parkhaus der Stadt missbraucht und getötet zu haben.

Auf der Suche nach dem Mörder hatte die Polizei auch Bilder einer Überwachungskamera ins Internet gestellt, auf denen eine dunkel gekleidete Gestalt zu sehen ist, die sich in federndem Gang vom Tatort entfernt.

Im Netz sorgte der Fahndungsauftruf für Aufsehen. Tausendfach wurden die Bilder angeklickt, und vor allem im sozialen Netzwerk Facebook entbrannten sofort Diskussionen, wer der Mann aus dem Parkhaus denn sein könne.

Das Interesse war polizeilich erwünscht: Das Internet 2.0 und die rasante Kommunikationskultur seiner Nutzer gilt unter Ermittlern inzwischen als wirksames Instrument bei der öffentlichen Fahndung. In Minuten verbreiten sich Zeugenaufrufe oder Phantombilder, sie werden gepostet, getwittert, per „Gefällt mir“-Button empfohlen – wie bei einem gigantischen Kettenbrief.

Der Fall von Emden zeigte vorige Woche indes auch in beängstigender Weise, wohin die Allianz von Staatsgewalt und Netzgemeinde führen kann: Nach der Festnahme rief ein 18-Jähriger, gegen den inzwischen die Staatsanwaltschaft ermittelt, im Internet dazu auf, das Kommissariat zu „stürmen“ und den Verdächtigen „herauszuholen“. Kurz darauf tauchten knapp 50 Leute auf und brüllten Parolen, die als „Aufrufe zur Lynchjustiz“ zu werten seien, wie die Polizei berichtet.

Im Netz war der 17-Jährige da schon standrechtlich verurteilt worden – von einem digitalen Volksgericht, zur Todesstrafe. „Gleich an die Wand stellen und erschießen“, empfahl etwa ein User auf Facebook, ein anderer regte an, den Verdächtigen „in einen tiefen Keller“ zu sperren und bei „Schmerzen langsam verrecken“ zu lassen. „Der Typ wird zu 100% zusammengeklatscht“, postete ein weiteres Facebook-Mitglied; er komme „nicht mehr lebendig“ aus der Stadt raus. Und spätestens ab vergangenen Mittwoch, 19.12 Uhr, kursierte auch der Klarnamen des Festgenommenen in dem sozialen

sagt sein Anwalt Ralf Giese angesichts der öffentlichen Hetze, „das ist fraglich.“

Der Mordfall hat in Niedersachsen deshalb auch die Debatte um soziale Netzwerke als Fahndungsinstrument neu entfacht. Keine andere Polizei in Deutschland stützt sich bei der Tätersuche so sehr auf das Internet wie die niedersächsische. 2011 testete die Polizeidirektion Hannover in einem bundesweit einmaligen Versuch die Facebook-Fahndung. Während des Probelaufes konnten Fotos und Texte der Polizei direkt auf Facebook-Servern abgerufen werden. Erst nach Protesten von Datenschützern wurde die Technik zurückgefahren. Heute taucht nur noch ein Link auf, der zu einer eigenen Polizei-Homepage führt.

Insgesamt 60 Fahndungsaufträge hatte die Polizei Hannover bei dem Test ins Netz gestellt, achtmal habe die Methode zum Erfolg geführt, verkündete Niedersachsens Innenminister Uwe Schünemann (CDU) im Februar stolz. Allein die Polizei in Hannover habe fast 100 000 Facebook-„Freunde“. Zwei Drittel von ihnen gehörten der Altersgruppe 18 bis 34 Jahre an, die über althergebrachte Medien nur noch schwer zu erreichen sei. Die Polizei dürfe „sich sozialen Netzwerken nicht entziehen“, begründete Schünemann seinen Plan, die Facebook-Fahndung landesweit auszubauen.

Die vergangene Woche und die nächtliche Belagerung der Polizei in Emden haben Schünemann nicht sonderlich verunsichert. Er sehe „keine Veranlassung, das Konzept zu ändern“. Der Missbrauch sozialer Netzwerke habe mit der Internetfahndung nichts zu tun. „Innerhalb der Präventionsarbeit der Polizei zum sicheren Umgang mit dem Internet wird in Zukunft aber auch dieses Phänomen Beachtung finden müssen“, sagt er.

Der Landesbeauftragte für Datenschutz, Joachim Wahlbrink, sieht den Umgang der Polizei mit Facebook deutlich kritischer: „Da werden die User schnell zu kleinen Hilfssheriffs“, fürchtet er. Ins Internet könne zudem „jeder alles einstellen, Leute anschuldigen, nicht nachprüfbare Behauptungen aufstellen“.

Der Emder Jugendliche, so Wahlbrink, werde ein Leben lang Probleme haben: „Die Geschichte wird sich ewig im Netz finden lassen, ob er einen Job sucht oder Freunde nach ihm googeln.“ Andererseits hofft der Datenschützer auf einen heilsamen Schock: „Ein Skandal bewirkt manchmal mehr als 1000 Worte.“

MICHAEL FRÖHLINGSDORF, ULF HANKE,
SVEN RÖBEL



Beisetzung des Opfers in Emden, Überwachungsvideo
„Aufrufe zur Lynchjustiz“

Netzwerk. Ein Jugendlicher, den die Diskutanten zuvor als Mörder identifiziert zu haben meinten, meldete sich empört: „Hallo Leute, ich bin nicht derjenige. Gemeint ist ...“ – es folgten die vollständigen Personalien des 17-Jährigen.

Wie sich am Freitag herausstellte, hatte die Netz-Meute einen Unschuldigen an den Pranger gestellt. Eine Funkzellenabfrage hatte ergeben, dass sein Handy zur Tatzeit nicht in der Nähe des Parkhauses war. Und auch die DNA-Spuren an der Leiche stammten nicht von dem Festgenommenen – nach drei Tagen wurde er freigelassen. „Aber ob mein Mandant und seine Familie in ihrer Heimatstadt Emden jemals wieder glücklich werden“,



MAJA HITIJ / DAPD

Kursteilnehmer in Berlin: Der Schüler kommt nie ans Ziel und kann auf dem langen Weg eine Menge Geld ausgeben

FITNESS

Gefährlicher Kopfstand

Millionen Deutsche dehnen und strecken sich beim Yoga. Die Krankenkassen zahlen dafür mehr als 100 Millionen Euro im Jahr – und fördern auch Humbug.

Regen prasselt gegen die Fenster der Turnhalle im westfälischen Ibbenbüren. Die acht Frauen auf den Matten lassen sich davon nicht stören, leises Schnarchen ist zu hören. Angelika Beßler, ihre Yoga-Lehrerin, wartet noch einige Minuten lang. „Danke für eure Bereitschaft“, sagt sie dann so sanft, wie sie alles sagt. Die Teilnehmerinnen, die meisten über 60 Jahre alt, wachen auf, reiben sich Hände und Gesicht. Sie singen noch einmal Shanti, Frieden, und rollen dann ihre Matte ein.

90 Minuten sind vorüber, der Kurs war hoffentlich gesundheitsfördernd, offensichtlich entspannend und jedenfalls für einige Teilnehmerinnen sehr billig. Die gesetzliche Krankenkasse übernimmt einen Teil der Gebühren, die Versicherten brauchen nicht mal ein Rezept.

Beßler, 54, steht dem Berufsverband der Yogalehrenden in Deutschland vor,

mit 3300 Mitgliedern einer der größeren Verbände. Einmal in der Woche unterrichtet sie in der Turnhalle des kirchlichen Kindergartens von Ibbenbüren. Ihre anderen Kurse gibt sie zu Hause. Sie hat einen Raum leergeräumt, ein Buddha



ROLAND GEISHEIMER / ATTENZIONE

Lehrerin Beßler
„Danke für eure Bereitschaft“

und eine Sonnenblume schmücken die 35 Quadratmeter. Manchmal ist die Waschmaschine im Nebenzimmer zu hören.

Ob auf dem Land oder in den Metropolen – in Deutschland gibt es keine Stadt mehr, in der nicht in privaten Räumen, der Volkshochschule, Sportvereinen, Fitness- oder Yoga-Studios die Matten ausgerollt werden. Fünf Millionen Menschen üben, wie es korrekt heißt, hierzulande Yoga, die meisten sind Frauen.

„Yoga ist ein Lebensweg“, sagt Trainerin Beßler. Das hat für die, die daran verdienen wollen, den schönen Effekt: Der Yoga-Schüler kommt nie ans Ziel und kann auf dem langen Weg eine Menge Geld ausgeben.

Mancher mag sich dem Vorhaben, Geist und Körper in Balance zu bringen, nur in der richtigen Kleidung nähern, zu erwerben im Fachgeschäft. Der Spezialhandel hat auch ein reiches Sortiment an Accessoires im Angebot, Klangschalen und Kopfstandhocker, Kristallanhänger und Kräuter. Geschätzter Jahresumsatz der Branche: 500 Millionen Euro.

Die gesetzlichen Krankenkassen befördern den Boom. Obwohl sie stets über die steigenden Kosten im Gesundheitswesen klagen, geben sie mehr als 100 Millionen Euro pro Jahr für Yoga-Kurse aus. Verpflichtet sind sie dazu nicht, es handelt sich um eine freiwillige Leistung. Exper-

In der Yogalehrer-Fabrik

Kai Kaufmann, 47, über die Qualen seiner Ausbildung

Om Namo Narayanaya, Om Shri Durgayai Namah“, so klingt es um sieben Uhr morgens aus dem Rotklinkergebäude im Nordseeörtschen Horumersiel. Fröstelnd singen Yoga-Lehrer in Ausbildung für den Weltfrieden in Sanskrit.

Ich bin einer von ihnen, habe 2958 Euro dafür bezahlt. Im Hauptberuf bin ich Journalist in Hamburg. Seit rund 20 Jahren übe ich Yoga, und ich bin überzeugt von dessen positiver Wirkung. Deshalb habe ich mich bei Yoga Vidya angemeldet, dem „europaweit größten gemeinnützigen Verein für Yoga, Meditation und Ayurveda“, wie es auf der Website heißt.

2300 Seminare bietet Yoga Vidya jährlich an. „Wir sind eine Yoga-Lehrer-Fabrik“, sagt Keshava Schütz, Leiter des Horumersieler Ashrams, in einer Mischung aus Ironie und Stolz.

Ich schätze auch das Singen indischer Verse. Aber jetzt in Horumersiel nerven mich die bösen Blicke der Kursleiter, die zum Verseklöpfen drängen. Stundenlang, jeden Tag. Plötzlich gibt es einen Rums in dem ausgebauten Dachboden mit Panoramablick auf die friesischen Felder. Zwei Reihen vor mir bricht eine Mischülerin zusammen. Singen bis zum Umfallen, denke ich.

Alle sind bereits eingelullt, so dass sie weitersingen und nur verstohlen zur Seite schauen – bis endlich jemand ruft: „Hört doch mal mit dem Singen auf.“

Die junge Kursleiterin setzt vor dem blumengeschmückten Altar gerade zum nächsten Vers an. Widerwillig unterbricht sie: „Wir schicken Energie zur Genesung“, sagt sie und stimmt nach einem flüchtigen Blick auf die Kollabierterne erneut ihr Mantra an, „Om Shri Durgayai“.

Nach einigen Tagen in dem Kurs greifen Erkältungen, Magenkrämpfe, Augenentzündungen und Zahnschmerzen um sich. Mehr als 400 Übungseinheiten müssen in dem vierwöchigen Intensivkurs absolviert werden, viele

Teilnehmer empfinden vor allem das autoritäre Reglement als schwer erträglich.

Dazu kommt die strenge Disziplin in Horumersiel, täglich von sechs Uhr morgens bis zehn Uhr abends. Zwischendurch wird nur zweimal gegessen. Das erste Mal am Vormittag um elf Uhr, also nach fünf Stunden Meditation, Mantra-Singen, Vorträgen und Yoga-Übungen.



Yogi Kaufmann

ten sehen in dieser Großzügigkeit vor allem eine Marketingmaßnahme der Versicherungsunternehmen.

„Yoga eignet sich sehr gut zur Entspannung und Erholung, beispielsweise nach einem stressigen Arbeitstag“, schreibt etwa die AOK auf ihrer Homepage. Die Kurse gehören zu den beliebtesten Präventionsangeboten. Die Techniker Krankenkasse (TK) schätzt, dass sich 75 Prozent aller Teilnehmer von Entspannungskursen für Yoga entschieden haben.

Zwischen 75 und 160 Euro zahlen die Kassen pro Teilnehmer – und befördern mitunter Geldschneiderei und gesundheitlichen Humbug. In den USA entfachte der renommierte Yoga-Lehrer Glenn Black Anfang des Jahres eine Diskussion um den Nutzen der Verrenkungen, als er in der „New York Times“ vor schweren Rückenleiden, Zerrungen und Bänderrisiken warnte. In Deutschland hingegen ist der Boom ungebrochen.

Die Angebote sind zahlreich, die Abgrenzungen schwierig. Es gibt Ashtanga-Yoga, Iyengar-Yoga, Vini-Yoga, Bikram-Yoga, Jivamukti-Yoga, Power-Yoga, Tree-Yoga, Lach-Yoga, Gesichts-Yoga, Hormon-Yoga, Yoga für Kinder, Yoga für Schwangere – und vieles andere mehr.

Da ein Yogi danach strebt, neidlos zu sein, spricht niemand von Konkurrenz. Abfällige Bemerkungen werden nur von Insidern gemacht, die auf keinen Fall zielt werden wollen. Auf der einen Seite stehen die Traditionalisten, die das Yoga der indischen Meister üben. Auf der anderen die modernen, oft amerikanisch beeinflussten Yogis, die Übungen abwandeln und unter neuer Marke verkaufen. Bei vielen Kunden ist gerade dieses Glitzer- und Glimmer-Yoga beliebt.

Die Krankenkassen betonen, vor allem sogenanntes Hatha-Yoga zu fördern, körperorientierte Übungen, wie sie im Westen bevorzugt werden. Die Kassen wollen offenbar dem Vorwurf entgehen, Beitragsgelder an obskure Gurus zu verschleudern. Aber die Versicherungen handeln keinesfalls konsequent.

Kundalini-Yoga etwa gilt als spirituell, die Kursteilnehmer meditieren viel und pflegen den rhythmischen Singsang, die Mantras. „Das fördern wir nicht“, heißt es bei TK und DAK. Manche Konkurrenten aber haben offenbar eine andere Haltung. Ulrike Reiche, Vorstand des Kundalini-Vereins 3HO, kennt „Kundalini-Lehrer, die eine Kassenanerkennung haben“. Zuweilen unterstützen die Versicherungen auch Jivamukti-Kurse, in denen Schüler blutige Schlachthofszenen zu sehen bekommen. Damit wollen die Lehrer ihre Kursteilnehmer ermuntern, Veganer zu werden.

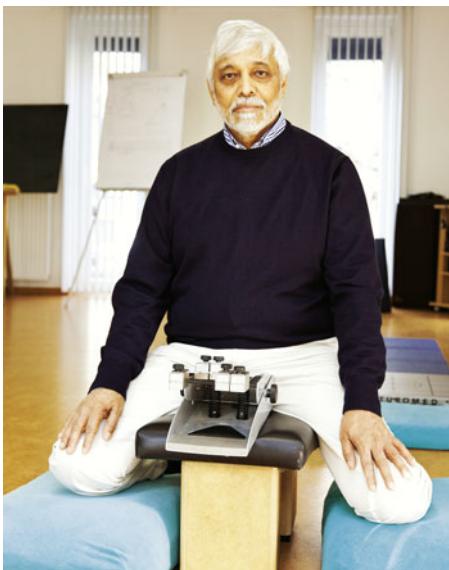
Dabei lässt sich daran zweifeln, dass Yoga-Kurse, ob mit oder ohne Schlachthofszenen, überhaupt bezuschusst werden

dürfen. Laut Sozialgesetzbuch sollen die Kassen mit den freiwilligen Leistungen „insbesondere einen Beitrag zur Verminderung sozial bedingter Ungleichheit von Gesundheitschancen erbringen“. Yoga-Lehrer aber sagen, dass sich ihre Teilnehmer die Kurse auch aus eigener Tasche leisten könnten – Yoga ist keine Beschäftigung der Schlechterverdienenden.

Als Nachweis der Qualifikation verlangen die Versicherungen eine staatlich anerkannte Ausbildung in einem Gesundheits- oder Sozialberuf, dazu eine Yoga-Ausbildung von mindestens zwei Jahren Dauer und mit mindestens 500 Stunden.

So steht es auf dem Papier, doch in der Praxis nehmen es die Kassen nicht so genau. Viele Yoga-Lehrer glauben deshalb, dass die Versicherungen zu wenig auf Qualität achten: Es sei schlicht Glück, ob man einen netten Sachbearbeiter erwischt, dem Yoga gefalle und der deshalb die Genehmigung erteile.

Kritische Geister wie der Münchener Rocque Lobo, 71, halten die Yoga-Szene für einen großen Jahrmarkt. Der emeritierte Professor für Sozialarbeit und Sozialpädagogik hat weiße Haare und einen Teint, der an seine indische Heimat Pune erinnert, er spricht bedacht und leise. Lobo studierte Latein, Rhetorik, Philosophie, indische Musik und Yoga in



THOMAS DASHUBER / AGENCE FOCUS

Gelehrter Lobo
„Oft nur Hokuspokus“

Indien und schrieb schließlich seine Doktorarbeit in München zum Thema „Samkhya-Yoga und spätantiker Geist“.

Seine linke Hand liegt auf einem Stapel Bücher. Er hat das gute Dutzend selbst verfasst, die Werke handeln von Yoga und dessen Wirkung auf den Kreislauf, die Muskeln, die Atmung, vom Meditieren. Einige Bücher hat er mit Ordinarien

Münchner Universitäten herausgebracht. „Mein Ziel ist es, den medizinischen Nutzen verschiedener Übungen wissenschaftlich nachzuweisen“, sagt er.

Doch der Trend gehe in eine andere Richtung, glaubt der Experte. „Was heute angeboten wird, ist oft nur Hokuspokus und hat mit dem indischen Yoga nichts zu tun“, sagt Lobo, „es ist Esoterik und dient allein der Selbstfindung der gehobenen Mittelschicht.“

Um die Qualifikation der Yoga-Lehrer zu verbessern, konzipierte Lobo einen Master-Studiengang der „Sozialen Arbeit mit Marma-Yoga“. Er hatte eine Hochschule als Kooperationspartner gewonnen, doch dann gab es Streit um Formalien bei der Akkreditierung, und die Hochschule zog ihren Antrag zurück.

„Viele wollen den lukrativen Markt der Gesundheitsvorsorge in den Bereichen Wellness und Esoterik belassen“, klagt Lobo, „an einer akademisch tief gründenden Yoga-Ausbildung scheint es kein Interesse zu geben.“ Nun sucht er eine neue Hochschule.

Dass es Berichte über Risiken gibt, wundert ihn nicht. Seit Jahren kritisiert er, dass in vielen Kursen der klassische Yoga-Kopfstand praktiziert wird. „Wer den aber nicht richtig übt“, sagt Lobo, „kann dauerhafte Schäden davontragen.“

UDO LUDWIG, ULLA REINHARD

DONKEY DE

WELCOME TO THE NEIGHBOURHOOD

LISBON [2012], EUROPE

bugatti-fashion.com

bugatti

THE EUROPEAN BRAND

ZEITGESCHICHTE

Gehörnte Böcke

Die Stasi überwachte jahrelang DDR-Verteidigungsminister Heinz Hoffmann. Die Akten offenbaren byzantinische Zustände in der Führung der ostdeutschen Armee.

Die Tagung war öde, die Kaserne trist, der Durst groß. Und so griffen DDR-Verteidigungsminister Heinz Hoffmann und seine Entourage am Abend des 9. Februar 1964 zur Flasche. Als die Truppe ordentlich angetrunken war, bekam ein Oberstleutnant Order, Frauen „heranzuschaffen“. Es brauchte eine Weile, bis der Mann im nahen Prora fündig wurde. Der angeschickerte Hoffmann begrüßte die Damen mit dem Satz: „Ich bin der Minister Hoffmann, und wie heißt du mit Vornamen?“

Die folgende Nacht sei „sehr anstrengend“ gewesen, vertraute der verkaterte General Werner Fleißner am nächsten Morgen einem anderen Offizier an. Bald darauf wurde das Gelage aktenkundig, denn Fleißners Gesprächspartner war ein Spitzel des Ministeriums für Staatssicherheit. Und so findet sich ein Vermerk in den Ordner, die die Stasi über Hoffmann anlegte. Der Politikwissenschaftler Siegfried Suckut, ein ehemaliger Mitarbeiter der Behörde für die Stasi-Unterlagen, hat sie nun ausgewertet*.

Schon die Existenz der Akte überrascht. Bislang glaubten Experten, dass die Stasi SED-Spitzenfunktionäre nur mit Sondergenehmigung der Parteiführung bespitzeln durfte, und eine solche lag nicht vor. Hoffmann wäre damit tabu gewesen, er war ein Vierteljahrhundert lang, bis zu seinem Tod 1985, oberster Militär des Arbeiter-und-Bauern-Staates. Der großgewachsene, breitschultrige Vier-Sterne-General saß im Zentralkomitee und von 1973 an im SED-Politbüro, der Machtzentrale der DDR.

Auch der Umfang der Akte erstaunt, knapp tausend Blatt. Stasi-Chef Erich Mielke hatte auf den Kollegen mehr Spitzel angesetzt als auf manchen Oppositio-nellen. Er ließ in Notizbüchern von Hoffmanns Mitarbeitern schnüffeln und sogar den Briefwechsel zwischen dem Minister und dessen Mutter überwachen.

Dabei war der 1910 geborene Hoffmann ein beinharter Altstalinist, der DDR-Flüchtlinge als „Ratten“ schmähte. Sein Lebenslauf wies den Schlosser aus Mannheim als lupenreinen Kommunisten

aus: mit 20 Jahren in die Partei eingetreten, mit 23 Jahren im Widerstand gegen Hitler aktiv, mit 26 Jahren im Spanischen Bürgerkrieg, dabei schwer verwundet.

Den Zweiten Weltkrieg überlebte Hoffmann in der Sowjetunion. Dort versuchte er im Auftrag des sowjetischen Innenministeriums NKWD, deutsche Kriegsgefangene vom Kommunismus zu überzeugen. Er wurde Oberleutnant der Roten Armee und sowjetischer Staatsbürger. 1946 ging er im Auftrag Moskaus nach Berlin, um bei der Stalinisierung Deutschlands zu helfen.

Vielleicht liegt in diesen Lebensstationen der Grund dafür, dass es Hoffmann später nach dem leichten Leben drängte. Er selbst befand jedenfalls 1952, im Alter von 41 Jahren, dass er „schwere Jahre“ hinter sich habe und nun „noch etwas“ erleben wolle. Und das tat der gutaussehende Mann mit den dunklen Augen und dem mächtigen Haarschopf dann auch.

Sein Ministerium führte er den Stasi-Akten zufolge wie ein barocker Fürst, weshalb ihm die Schnüffler „moralische Verkommenheit“ und eine „ausschweifende Lebensweise“ vorwarfen. Schon bei der Planung militärischer Übungen habe Hoffmann darauf geachtet, dass at-

traktive Soldatinnen in seiner Nähe weilten. Notfalls ließ er „Mannequins“ oder „Künstlerinnen“ herbeischaffen.

Möglicherweise überschritt er sogar die Grenze zur Vergewaltigung. Während einer Stabsübung im Juni 1964 kam es laut einem Stasi-Spitzel zu einer „regelrechten Orgie“ im Sonderzug des Ministers. Die Frauen seien erst abgefüllt worden, dann hätten Hoffmann und Genossen sie „unmöglich betastet, abgeknutscht“ und ihnen „teilweise die Kleider zerrissen“. Die Männer seien „geil wie ein paar gehörnte Böcke“ gewesen.

Den Etat des Ministeriums nutzte Hoffmann als Privatschatulle. Er zweigte D-Mark für seine in Mannheim lebende Mutter ab und ließ sich im Westen Geschenke besorgen. Ein Soldat musste seinen Kindern Nachhilfeunterricht erteilen und wurde im Gegenzug für „ausgezeichnete Ergebnisse im Rahmen der Gefechtsausbildung“ belobigt.

Und dann die „Saufgelage“, wie die Stasi schrieb. Hoffmann und seine wichtigsten Generäle tranken „oftmals, bis es nicht mehr“ ging. Die Offiziere erkann-ten einander dann nicht wieder und sprachen sich mit falschen Dienstgraden an. Ein General setzte sich im Suff neben sei-



Messebesucher Hoffmann (3. v. l.) in Leipzig 1971: „Und wie heißt du mit Vornamen?“

* Siegfried Suckut: „Mielke contra Hoffmann. Wie die Stasi die Entlassung des DDR-Verteidigungsministers be-trieb“. In: „Jahrbuch für Historische Kommunismusfor-schung 2012“. Aufbau Verlag, Berlin; 480 Seiten; 38 Euro.

nen Stuhl, ein anderer fiel hin und kam nicht wieder hoch – Slapstick-Szenen in der Militärführung. Meinungsverschiedenheiten drohten regelmäßig in Schlägereien zu enden.

Bei offiziellen Veranstaltungen erschien Hoffmann zugedröhnt. Vor aller Augen beförderte er spontan eine Kellnerin zum Stabsfeldwebel und behauptete später, er habe deren Leistung „prämiert“. Nach einem Empfang musste ein Admiral die üblichen Dankesworte an das Begleitkommando der Volkspolizei

Die Sittenwächter mokierten sich darüber, dass der Lebemann gern Rockmusik hörte.

übernehmen; Hoffmann war zu betrunken. Er lallte dazwischen: „Ich danke euch auch!“

Immerhin war der Mann selbstkritisch. Er sei „kein so großer militärischer Fachmann“ und wisse manchmal selbst nicht, wofür er sein Geld bekomme, räumte er einmal intern ein.

Natürlich sind Stasi-Unterlagen mit Vorsicht zu lesen. Wissenschaftler Suckut aber zweifelt nicht am Wahrheitsgehalt der kritischen Berichte. In der Truppe kursierten sogar Witze über den Wodka-Konsum der Leitungsebene. Die Führung der ostdeutschen Armee war in den sechziger Jahren allenfalls bedingt abwehrbereit.

Mielke strebte denn auch den Sturz des Kollegen an, mit dem er zugleich einen persönlichen Strauß ausfocht. Der furchtlose Hoffmann hatte ihm einmal offen vorgeworfen, „besonders überheblich“ zu sein. Doch der Kreml hielt seine schützende Hand über Hoffmann. Als dessen Abberufung 1964 unmittelbar bevorzustehen schien, intervenierten die Sowjets bei DDR-Gründer Walter Ulbricht.

Dessen Nachfolger Erich Honecker traute sich an Hoffmann gar nicht mehr heran. Dieser zählte – wohl aufgrund seiner sowjetischen Vergangenheit – zu dem kleinen Kreis Unantastbarer in der DDR-Führung. 1971 scheint das auch Mielke begriffen zu haben; die Stasi-Akte bricht jedenfalls ab.

Über die letzten Jahre von Hoffmanns Amtsführung kann daher nur spekuliert werden. Der Minister starb 1985 an einem Herzleiden.

Im Rückblick erscheint nicht alles verwerflich, was die Stasi notierte. Die Sittenwächter mokierten sich auch darüber, dass der Lebemann bei Feiern im Ministerium das Twist-Tanzen erlaubte und zu Hause gern Rockmusik aus dem Westen hörte.

KLAUS WIEGREFE



Continental
Reifen – neuester Stand.

www.continental-reifen.de



Süße Träume, sicheres Erwachen.



Kurze Bremswege,
wenn es drauf ankommt.

Von Fachleuten empfohlen:

ADAC Motorwelt 03/2012
15 Sommerreifen im Test

ADAC

CONTINENTAL
PremiumContact 5
Dimension 205/55 R 16 V

gut

Test

Was war da los, Frau Badawi?

Rusidah Badawi, 44, indonesische Fotografin, über Handwerk ohne Hände: „Leute, die mich zum ersten Mal mit der Kamera sehen, unterschätzen mich oft. Dabei arbeite ich schon seit über 20 Jahren als Fotografin, habe mein eigenes kleines Fotostudio im Dorf Botondalema auf Java. Ich habe nie Hände gehabt, ich bin ohne Unterarme geboren worden. Die Kamera ohne Hände zu bedienen ist für mich aber kein Problem: Zuerst manövriere ich sie auf meine Schenkel oder auf den Tisch, dann ziehe ich den Kameragurt um meinen Hals, bewege das Gerät auf meinen linken Oberarm und drücke die Knöpfe mit dem rechten. Meist fotografiere ich auf Hochzeiten oder mache Porträts. Damit verdiene ich genug, um meinen Mann, einen Eiscremeverkäufer, und unseren Sohn zu unterstützen. Bald werde ich sogar ein neues Studio in besserer Lage eröffnen. Eigentlich schaffe ich im Alltag alles. Nur meine Haare binden kann ich nicht. Das macht mein Mann.“

Badawi



MORAL

„Rabatte funktionieren wie Kokain“

Der Bonner Hirnforscher Christian Elger, 62, über die Sucht der Deutschen nach Schnäppchen

SPIEGEL: Nach der Wulff-Affäre streichen immer mehr Unternehmen Rabatte für Journalisten, immer mehr Verlage verzichten von sich aus auf Vergünstigungen. Warum suchen eigentlich auch Menschen, die sich als besonders kritisch verstehen, nach Rabatten?

Elger: Selbst Rabattforscher sind anfällig für Rabatte. Ich auch, zum Amusement meiner Frau.

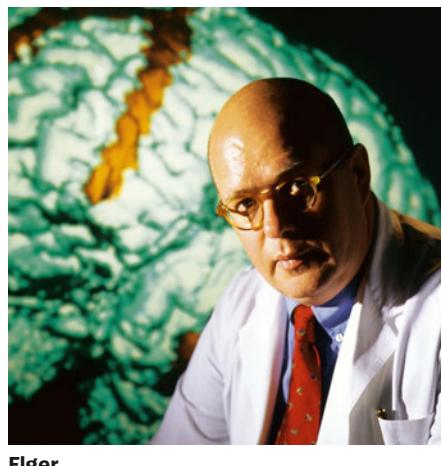
SPIEGEL: Was löst der Hinweis „Rabatt“ in unserem Gehirn aus?

Elger: Wir schieben Versuchspersonen in den Kernspintomografen, um zu untersuchen, wie das Gehirn auf Signale reagiert. Das Rabattsignal führt dazu, dass der Proband bei der Vorstellung,

er kaufe die Ware tatsächlich, eine Aktivierung seines Belohnungssystems erlebt. Dabei wird Dopamin ausgeschüttet, eine Art Glückshormon – auch dann, wenn der Preis überzogen ist.

SPIEGEL: Das hört sich an, als könnten wir uns nicht dagegen wehren.

Elger: Es gibt einen zweiten Befund, der noch viel erschreckender ist. Normalerweise steht bei jedem vernünfti-



gen Menschen vor der Kaufentscheidung die Überlegung: Brauche ich das? Wenn Sie Dinge haben, die mit Rabatt gekennzeichnet sind, ist diese Struktur deutlich weniger aktiviert. Unsere Vernunft wird ausgeschaltet.

SPIEGEL: Will das Gehirn dieses Gefühl immer wiederholen?

Elger: Ich denke, dass das Suchtcharakter hat. Man sieht das an anderen Dingen, die gut aktivieren, Ebay etwa. Rabattsignale funktionieren wie Kokain.

SPIEGEL: Gibt es Signale, die uns ähnlich manipulieren wie Rabatte?

Elger: Viel schlimmer, weil subtiler, ist das sogenannte Priming, die Veränderung der Wahrnehmung. Wenn Sie als Journalist den Vorstandsvorsitzenden eines großen Konzerns interviewen, dann empfängt er Sie mit einem Schlag auf die Schulter, ist jovial, nimmt sich Zeit für Sie. Damit primed er die Situation, Sie fühlen sich geschmeichelt; diesem Priming können Sie sich gar nicht entziehen. Auch Joachim Gauck beherrscht diese Technik. Manche können das tatsächlich sehr gut steuern. Christian Wulff konnte es nicht, daran ist er gescheitert.

Aus die Mäuse

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE: Wie ein Elfjähriger zum Praktikanten in einer Bäckerei wurde

Am Morgen stand er früh auf. Sein Vater frühstückte, seine Mutter war bei der Arbeit im Callcenter, es war ein Samstag. Er holte sich die Gelben Seiten und ein Telefon, ging damit in sein Zimmer und zog die Tür hinter sich zu. Nach zwei Stunden kam er heraus und sagte zu seinem Vater: „Ich gehe jetzt arbeiten.“ „Du darfst gar nicht arbeiten“, sagte der Vater, noch müde, und frühstückte weiter. Um 10.48 Uhr saß Timo im Bus Richtung Stadt.

Er machte es wegen der Wüstenrennmäuse. Er mag Wüstenrennmäuse, weil sie überall Fell haben, auch am Schwanz, wie er sagt, und weil sie zahm sind und lustig und nicht so ekelig wie Ratten. Er hatte die Mäuse in der Zoohandlung sitzen sehen. Fünfmal hatte er sie schon besucht.

Er musste irgendwie herankommen an die Tiere. Aber sie kosteten Geld, eine Maus elf Euro, der Käfig 60 Euro. Er bekam nur zehn Euro Taschengeld im Monat, und das gab er immer gleich aus. Erbummelt gern durch die Stadt und isst Pizzaschnitten und Sandwiches.

Seine Idee war: Er würde arbeiten gehen. Denn wer arbeitet, verdient Geld. Das glaubte Timo Böhnke, elf Jahre alt, Schüler aus Büchenbronn bei Pforzheim. Alles in seinem Leben unterliegt einer einfachen Theorie. Dazu gehört auch, dass er entweder etwas „sehr, sehr“ mag. Oder dass er etwas „sehr, sehr“ nicht mag. Neben den Wüstenrennmäusen aus der Zoohandlung mag er noch Lady Gaga, Rettungssanitäter, Radfahren und Ratzeputz, sein Pflegepferd.

„Erst wollte ich einen Fisch“, sagt Timo. Er sitzt zu Hause auf dem Sofa, er hat Schluckauf, er ist aufgeregt. Seit die Polizisten ihn abholten, kommen Leute von weit her, um mit ihm zu sprechen.

Mit Fischen kann man nichts machen, das ist ihm später eingefallen. Außerdem hatte er ja nun die Mäuse entdeckt. Und die waren immer in seinem Kopf.

Er erzählte seinem Freund davon, in der Pause, auf dem Schulhof. Er erzählte ihm auch, wie er sie bezahlen würde. Sein Freund warnte ihn.

Am Vorabend lag Timo lange wach, unter grüner Bettwäsche mit Schmetterlingsaufdruck. Er dachte noch einmal alles durch: Die eine Maus war schwarz. Die andere braun, fast goldfarben. Mario und Luigi, so könnten sie heißen, wie Mario und Luigi aus seinem Nintendo-Spiel „Super Mario Bros.“. Timo war nervös, wegen der Mäuse, nicht wegen der Arbeit.

Die Frau am Telefon war nett, sie sagte aber, er müsse die Chefin um Erlaubnis fragen. Er rief die Chefin an, und die sagte, er solle eine Bewerbung schicken. Aber so lange konnte Timo jetzt nicht warten. Er rief nun wieder in der Bäckerei an und sagte der Frau am Telefon, die Chefin sei einverstanden. Die Frau glaubte das, sie fragte nicht weiter nach und lud Timo ein, sofort zu kommen.

Vom Bus lief er in die Bäckerei, sie lag im Eingangsbereich eines Supermarkts. Die Frau zeigte ihm alles, er bekam ein Back-Shirt und ein Schild mit der Aufschrift „Praktikant“. Timo ist groß für sein Alter, 1,57 Meter, am Telefon klingt seine Stimme klar und so, als hätte er schon einiges erlebt. Nun arbeitete er.

Er packte Brezeln in Tüten, Brote, Mohnschnitten. Jeden neuen Kunden begrüßte er mit: „Hallo, bitte schön?“ Zu Hause stand noch eine Kinderküche, dort hatte er Spalßgerichte serviert, Karotten mit Nutella. Er mochte es, freundlich zu anderen Leuten zu sein.

Und er dachte: Je tüchtiger er wäre, umso mehr würde er verdienen. Er arbeitete wie ein echter Praktikant, vielleicht sogar besser, er arbeitete sich immer weiter an die Mäuse heran, trank Saft, aß Donuts zwischendurch, er arbeitete bis 18 Uhr, bis die Frau sagte, dass jetzt Schluss sei.

Sie nahm den Hörer ab und fragte ihre Chefin, was sie machen solle mit dem Praktikanten, dem jungen Mann.

Dem jungen Mann?

Timo formte gerade Brezeln hinten am Backofen, als die Polizisten kamen und ihn baten aufzuhören. Er weinte. Sie nahmen ihn mit auf die Wache, sie stellten ihm ein paar Fragen, dann riefen sie bei den Eltern an und sagten, sie sollten den Jungen jetzt abholen.

„Es gab etwas Ärger im Auto“, sagt Timo. Seine Eltern erklärten ihm, dass Praktikanten für ihre Arbeit normalerweise nicht bezahlt würden. Langsam verstand er, dass es kein Geld gab und auch keine Mäuse. Er saß stumm auf der Rückbank und sah in eine Welt, die anfing, kompliziert zu werden.

BARBARA HARDINGHAUS



Timo

EINSATZ

Arbeitswilliger Elfjähriger erschummelt sich Job

Ein erst elf Jahre alter arbeitswilliger Junge hat sich am Samstagmorgen in einem Supermarkt in Pforzheim als neuer 14-jähriger Praktikant vorgestellt. Er

Aus der „Berliner Morgenpost“

Zunächst hatte er an ein Bestattungsunternehmen gedacht, aber er lacht oft. Danach dachte er an einen Metzger. Aber er wollte nicht nach Schwein riechen. Dann rief er bei Bäckereien an, die ganze Bäckerliste aus den Gelben Seiten telefonierte er in seinem Zimmer durch. Bei Nummer 30 hatte er Glück.

„Und zwar wollte ich fragen, ob Sie einen Praktikanten brauchen?“, fragte er.

„Wie alt bist du denn?“, fragte die Frau am anderen Ende.

„14“, sagte Timo. Er musste das sagen, weil es sonst nicht funktioniert hätte. Er musste 14 sein, um arbeiten zu dürfen. Das wusste er von seinem Freund.

PARTNERVERMITTLUNG

it(wert 1 == wert 2){

Fast ein Drittel aller Beziehungen in Deutschland beginnt im Internet. Die Kuppelbörsen Parship hat schon Ehen gestiftet, aber auch Suchende einsam gemacht. In der Zentrale geht es weniger um Gefühle, sondern mehr um Mathematik. Von *Dialika Neufeld*



Wissenschaftlerin Schnabel vor einem Plakat in der Parship-Zentrale in Hamburg: „Wir versprechen: Du kriegst den passenden Partner“

Das ist das Ende der Romantik“, sagt der alte Mann, der die Liebesformel erfunden hat.

„Ein Produkt unserer Zeit“, sagt die Frau, die die Liebesformel getestet hat.

„Für den normalen Menschen völlig unverständlich“, sagt der Mann, der die Liebesformel ins Weltnetz bringt.

Sie sitzen in Hamburg, in einem Bürohaus, Blick Richtung HafenCity, zwei Wissenschaftler, ein Programmierer. Was sie verbindet, ist ein Geheimnis, eine Reihe von Zahlen, Klammern und Gleichheitszeichen, deren Funktionsweise nur diese drei kennen; was sie verbindet, ist der Glaube daran, eine Lösung zu haben für das Problem von Millionen Deutschen. Für Menschen, die allein sind, wenn sie abends das Licht löschen, und einsam, jetzt, wenn das Leben draußen erwacht.

Der alte Mann, die Frau und der Programmierer sind Teil einer Gemeinde, die glaubt, dass man das Glück solcher Menschen beeinflussen kann. Sie arbeiten für Parship, eine der größten und ältesten Online-Partnervermittlungen im Land. Millionen Menschen bezahlen Geld, um ihre Abende auf dieser Seite verbringen zu dürfen. Weil sie es leid sind, der letzte Single auf einer Hochzeit zu sein oder den Einzelzimmerzuschlag im Hotel zu zahlen.

Inzwischen wird fast ein Drittel aller Partnerschaften in Deutschland über das Internet geschlossen. 16 Millionen Single-Haushalte gibt es in der Republik, 7 Millionen Menschen suchen einen Partner über das Internet.

Wer bei Parship, dem Marktführer, auf die Suche geht, der macht erst mal einen Persönlichkeitstest, erstellt dann ein Profil über sich und seine Vorlieben, lädt ein paar Fotos hoch und erscheint schließlich auf der Internetseite von Parship als neuer Suchender. Er bekommt einen Codenamen, der aus Buchstaben und Zahlen besteht, und kann jetzt mit anderen, die bei Parship angemeldet sind, in Kontakt treten. Oder hoffen, dass sich ein Mitglied bei ihm meldet. Weil sein Foto gut angekommen ist oder sein Persönlichkeitsprofil.

So hofft Undine Seela, 168 Zentimeter groß, Lehrerin aus Nordrhein-Westfalen, Codename KK2YVCVW, „passionierte Langschläferin, manchmal ungeduldig, meist sage ich recht direkt, was ich denke, ich nehme mich selbst nicht zu ernst und bin meist pflegeleicht“, das schrieb sie in ihr Profil.

Wie daraus, im besten Fall, eine Partnerschaft wird, hat mit Mathematik und Psychologie zu tun, mit Übereinstimmung und Ergänzung. Mit der Frage, welcher Partner mit welchen Testergebnissen am besten zu einem passt.

Um solche Fragen kümmern sich 140 Menschen, die jeden Morgen mit dem Fahrstuhl in den sechsten Stock eines Ge-

schäftshauses in der Hamburger Innenstadt fahren, Wissenschaftler, Werber, Empfangsdamen. „Working for Love“ steht dort auf großen, roten Plakaten. Die Menschen, die hier arbeiten, sind die Heiratsvermittler unserer Zeit.

Menschen wie Ronald Böhling, Informatiker, schwarzes Brillengestell, ein Mann, der leise redet. Er ist neben den zwei Wissenschaftlern der dritte bei Parship, der die geheime Formel kennt, den „Parship-Algorithmus“. Er hantiert mit Begriffen, die wenig mit Gefühlen zu tun haben, spricht von „Datenmigration“ oder „Matchingalgorithmus“.

Wer bei Parship einen Partner sucht, kann in einem Suchprofil angeben, wie der andere sein soll, Wohnort, Hobbys, Körpergröße. Es ist, als würde man sich im Netz einen passenden Einbauschrank zusammensetzen. Die Wünsche des Kunden übersetzt Böhling in die Sprache eines Parship-Programmierers. Auf seinem Computerbildschirm steht etwa: „per-

„Also zum Beispiel so“, sagt Böhling, nimmt ein Post-it und schreibt: „it(wert 1 == wert 2){“.

Es ist Teil einer Formel, die zwei Menschen zu einem Paar machen soll. Sie ist in etwa so geheim wie die Coca-Cola-Formel.

Die User, die Liebesuchenden, von denen Böhling spricht, sind irgendwie auch mit dabei in der Firmenzentrale. Sie sind meist 30 bis 55 Jahre alt, „niveaudevoll mit einem gehobenen Bildungs- und Einkommensstand“, so behauptet es die Firma. Die User sind in diesem Moment winzige, grünlich leuchtende Punkte auf einem gigantischen Monitor. Punkte, die aufscheinenden wie Himmelskörper. Die Grafik zeigt den Programmierern, wie viele Menschen gerade auf parship.de unterwegs sind.

Auch Undine Seela ist so ein Punkt, die Deutschlehrerin, die seit einigen Monaten einen Partner sucht. Wenn sie in ihr Profil schreibt: „Dinge, die mir wichtig sind: ein großer Kaffee am Morgen



Monitor mit Diagramm aktiver Parship-User: „Gehobener Bildungsstand“

son.minheight > 0, person.maxheight < 200“. Gemeint ist, dass der gesuchte Partner unter zwei Meter groß sein soll.

Früher hat Böhling in einer Werbeagentur gearbeitet, später auch mal für Airbus programmiert. „Das macht einen Riesenunterschied, so emotional zu arbeiten“, sagt er. Es ist der Versuch, die Liebe, diese mythische, unberechenbare Kraft, in eine mathematische Formel zu übersetzen. Sie kalkulierbar zu machen, planbar.

„Der User füllt den Fragebogen aus“, sagt Böhling, „die Antworten werden in der Datenbank gespeichert und aufbereitet. Und daraus berechnen wir am Ende seine Persönlichkeit.“ Die werde dann nach einem hochkomplexen System mit der Persönlichkeit von anderen Usern verglichen.

Wie das geht?

und Weltfrieden *g*“, dann leuchtet es auf dem Monitor in der Parship-Zentrale. Jetzt, an diesem Dienstagmorgen um 10.15 Uhr, ist dort, wo „Partner suggestions“ steht, ziemlich viel Grün zu sehen, und das bedeutet, dass sich gerade besonders viele Menschen jene Partnervorschläge ansehen, die Parship ihnen geschickt hat.

Grün leuchtet auf dem Monitor auch der Bereich „Questionnaire“: Das sind die Leute, die gerade den Fragebogen ausfüllen, um sich bei Parship anzumelden. Ohne den Fragebogen würde es kein Parship geben. Mit dem Fragebogen fängt die Geschichte der Partnervermittlung an.

Der Vater dieses Fragebogens ist inzwischen 80 Jahre alt, er hat weiße Haare und ist emeritierter Professor der Psychologie. Hugo Schmale hat den Test erfun-

den, die geheime Liebesformel, und angefangen hat er damit vor mehr als 40 Jahren. Inzwischen besteht der Test aus 74 Fragen mit mehr als 400 Antwortmöglichkeiten, die auf 32 Persönlichkeitsmerkmale zulaufen und nach 136 Regeln mit denen eines anderen Menschen verglichen werden.

Fragen wie: „Wenn Ihnen ein Buch oder Zeitschriftenartikel besonders gut gefallen hat, wünschen Sie dann, dass Ihr Partner es auch liest?“ Mögliche Antwort: „Ja, dann habe ich noch mehr Freude daran.“ Oder: „Das ist mir egal.“

Fragen wie: „Wie muss ein Wohnraum temperiert sein, damit Sie sich richtig wohl fühlen?“ Antwort: „Gut warm (21°C oder etwas mehr)“ oder „Eher kühl (19°C oder etwas weniger).“

Was sagt das über einen Menschen aus?

„Es sind nicht nur Persönlichkeitsmerkmale, sondern auch Verhaltensmerkmale und Gewohnheiten, die übereinstimmen oder zusammenpassen müssen“, sagt Schmale. „Wenn Partner unterschiedliche Schlaftemperaturen haben wollen, dann gibt es Schwierigkeiten.“

An manchen Tagen kommt er noch in die Parship-Zentrale, im Anzug und mit einer braunen Ledermappe unterm Arm. Die Leiterin der wissenschaftlichen Abteilung begleitet ihn zum Chef, das Klickern der Tastaturen wird leiser, als er an den Schreibtischen der Mitarbeiter vorbeigeht. Ohne ihn gäbe es diesen ganzen Laden nicht. Ohne ihn wären in Deutschland mehr Menschen allein.

Heute soll er neuen Mitarbeitern im Konferenzraum „Germany“ das „Parship-Prinzip“ beibringen. Schmale wirkt hier wie ein Fremder, ein Mann, der Opern liebt und einen Weltkrieg erlebt hat. Er bewegt sich mit langsamem Schritten durch einen Ort, an dem Besprechungsräume „Braincells“ heißen und die Mittagspause manchmal „Working Lunch“.

Wer Schmale in seinem natürlichen Umfeld erleben will, der muss ihn in seiner Wohnung besuchen, in einer bonbonroten Stadtvilla, an einem Park in Hamburg-Harvestehude.

Dort sitzt er dann in einem Ledersessel, serviert Tee aus einer silbernen Kanne mit Horngriff und Füßen. Die Wände sind mit rotem Stoff bezogen und von weißen Stuckleisten eingefasst, ein Computer ist nicht zu sehen. In der Mitte des Raums steht ein Billardtisch. „Da lasse ich ein paar Kugeln rollen, wenn's im Kopf nicht richtig rollt“, sagt Schmale, ein freundlicher Mann mit halbmond förmiger Brille. Fast alles in seinen Räumen scheint eine Geschichte zu haben, die Skulpturen, die surrealen Zeichnungen an den Wänden, überall Spuren eines langen Lebens.

Als er selbst anfing, auf Mädels zu schauen, wie er sagt, da habe er Schwierigkeiten gehabt mit dem Kennenlernen, „das war eher schlimm“. Ihm gefiel



Männlicher Single auf Partnersuche im Netz, Parship-Kundin Seela: „Ein großer Kaffee am Morgen“

Humphrey Bogart. „Also zog ich mich an wie Humphrey Bogart, machte seine Bewegungen nach, weil ich dachte, dann kriege ich so was wie Lauren Bacall. Das ist so was Dummes, wie nur irgendwas.“

Die Probleme, die Menschen beim Versuch haben, andere Menschen kennenzulernen, sind heute die gleichen wie damals. „Wir nennen das soziale Erwünschtheit“, sagt Schmale. „Wenn sich jemand bei einer Firma vorstellt, dann überlegt der sich: Was muss ich sagen, damit ich genommen werde, und nicht: Wer bin ich?“ Das sei gefährlich, im Beruf genau-

74 Fragen, 400 Antwortmöglichkeiten, 32 Persönlichkeitsmerkmale, 136 Regeln.

so wie privat: Man trifft jemanden und versteckt sich, um zu gefallen. Der andere versteckt sich auch. Man wird ein Paar. Und am Ende sind beide erschrocken, weil sie feststellen, dass sie eigentlich gar nicht zusammenpassen.

23.25 Uhr: „Hallo KK2YVCVW, PSLZWHL1 hat Sie angelächelt und möchte Ihnen ein Kompliment machen: PSLZWHL1 findet Ihr Profil sympathisch, insbesondere Ihre Beschreibung unter: Das sollte mein Partner über mich wissen“, so fängt für Undine Seela eine neue Kontaktanfrage über Parship an.

Undine Seela ist 30 Jahre alt, „unabhängig, einfühlsam, nachdenklich, warm-“

herzig, unkompliziert“. Sie trägt ihr Haar kurz und schwarz und hört gern Heavy-Metal-Musik. Eine Frau, die viel lacht, die auf Konzerte geht und für ihr Patenkind da ist. Vergangenen Sommer hat sie sich auf der Internetseite von Parship angemeldet, seit drei Jahren lebt sie allein.

Sie unterrichtet am Gymnasium, ausgehen kann sie nur am Wochenende. Aber in der Disco gibt es nur Studenten- oder Ü-40-Partys, so erzählt sie, da passe sie nicht rein. Ein paarmal habe sie sich mit einer Freundin in die Kneipe gestellt, aber bisher sei dabei nicht viel Gutes rausgekommen. „Ganz lange hat mir nichts gefehlt als Single“, sagt sie, „aber jetzt bin ich an einem anderen Punkt angekommen und fänd's schön, mein Leben mit jemandem zu teilen.“

Wie kann Parship Undine helfen?

„Ich muss erst mal wissen, wer ich bin, bevor ich jemanden suchen kann, der zu mir passt“, sagt Hugo Schmale, deshalb stehe bei Parship am Anfang der Persönlichkeitstest. 32 Merkmale und „eines der wichtigsten ist Nähe und Distanz, finde ich. Diese beiden Merkmale müssen unbedingt zueinander passen“. Also entweder 100 Prozent Nähe oder vielleicht auch nur ein Viertel davon. Hauptsache, es treffen sich zwei identische Bedürfnisse, „sonst wird sich das Paar im Alltag auseinanderdividieren“.

Wichtig, sagt Schmale, sei auch, dass Männlichkeit und Weiblichkeit im richtigen Verhältnis zueinander stehen: „Zwei machöse Personen, also eine harte Frau und ein harter Mann: Das funktioniert



FOTOS: JORG MULLER / AG. FOCUS / DER SPIEGEL

und Weltfrieden“

nicht, gibt es auch nicht. Ein Boxer wird sich nie eine Muskelbuilderin aussuchen, und eine männlich geprägte Frau sucht eher einen Softi.“ Ergänzung sei in dem Fall wichtiger als Übereinstimmung.

„Es gibt nur zwei basischafte Entscheidungen im Leben“, sagt Schmale, „und zwar: Welchen Beruf wähle ich und welchen Partner?“

Die Geschichte der romantischen, der freien Liebe war historisch gesehen eher eine kurze. Bis zur sexuellen Revolution Ende der sechziger Jahre diktieren die Gesellschaft, was eine gute Liebe war und was nicht. Vorehelicher Sex war tabu, gleichgeschlechtliche Liebe zwischen Männern stand mit dem Paragrafen 175 unter Strafe, eine Ehe galt als erfolgreich, wenn der Mann ein guter Versorger und die Frau eine gute Hausfrau war. Die Regeln waren klar.

Dann wurde die Liebe frei, und mit der Freiheit wurde es schwieriger, sich für eine Partnerschaft zu entscheiden. Millionen Menschen blieben ungebunden, galten als modern, individuell, genossen ihre Unabhängigkeit, bis sie anfingen, sich einsam zu fühlen, und feststellten, wie kompliziert es war, jemanden fürs Leben zu finden.

Später suchten sie Hilfe im Internet, es wurden Millionen, und so entstand ein hartumkämpfter Markt mit einem geschätzten Jahresvolumen von 200 Millionen Euro. Neben Parship gibt es inzwischen Dutzende anderer Partnervermittlungen. Da ist Elitepartner, ein Portal für „Akademiker & Singles mit Niveau“, gegründet von einem ehemaligen Parship-

Mitarbeiter. Er hat das Fragebogenkonzept von Parship übernommen und ist mittlerweile zu dessen härtestem Konkurrenten geworden. Auch in der Chefetage von eDarling sitzt ein ehemaliger Parship-Manager. Hinzu kamen Flirtportale, Dateportale, Seitensprungportale, und von Jahr zu Jahr gingen die Umsatzzahlen nach oben. Allein bei Parship stieg der Umsatz in acht Jahren von 0,2 Millionen auf 55 Millionen Euro. Seit drei Jahren allerdings treten die Umsätze auf der Stelle, immer mehr Geld muss für das Marketing aufgebracht werden.

Das Parship-Geschäft funktioniert ähnlich wie ein Probe-Abo für Zeitschriften: Erst wird der Nutzer geködert, dann muss er zahlen. Angelockt wird mit Werbung, dann folgt die kostenlose Anmeldung. Man macht den Test, bekommt erste Partnervorschläge und Kontaktanfragen. Will man Fotos sehen oder Nachrichten verschicken, braucht man eine Premium-Mitgliedschaft. Die kostet bei Parship für drei Monate 180 Euro.

Was der Nutzer dafür bekommt, ist eine Einschätzung seiner Persönlichkeit, Tipps zur Gestaltung des eigenen Profils und mehrere hundert Partnervorschläge. „So gut passen Sie zusammen“ steht dann neben jedem Vorschlag, dahinter steht eine Zahl. Je höher die Zahl, desto höher ist angeblich die Wahrscheinlichkeit, dass zwei Menschen im wirklichen Leben zueinander passen. In der Parship-Sprache heißen diese Zahlen „Matchingpunkte“. Aus Matchingpunkten können Beziehungen werden, aus Beziehungen Ehen. Wie haltbar sie sind, darüber gibt es keine Zahlen.

„Der Beratungsbedarf war noch nie so groß wie jetzt“, sagt Hugo Schmale. „Die Menschen sind vor lauter Möglichkeiten überfordert.“

Anfang der sechziger Jahre fing es an, so erzählt Schmale. Für die Zeitschrift „Twen“ entwickelten er und ein Team von Redakteuren etwas, was damals neu und revolutionär war: den Psychotest für Leser, mit anschließender Verkupplung.

Schmale holt einen Stapel alter Hefte hervor, Ausgaben von 1964 bis 1971, er blättert darin, bis er ein rotes Papier gefunden hat. Das Ur-Parship, analog, aber dennoch, ein Verkupplungstest.

„Seien Sie kein Rendezvous-Muffel! Machen Sie mit!“, steht dort in großen Lettern. Und dann: „Der ‚Twen‘-Computer sucht für Sie den idealen Partner.“ Schmale blättert weiter: ein seitenlanger Persönlichkeitstest auf rosafarbenem Papier, teilweise identisch mit jenem, den heute die Parship-Nutzer im Internet machen.

Die Leser schickten ihre Testergebnisse ein, die wurden dann auf Lochkarten übertragen, ins Rechenzentrum gekarriert und dort von Studenten ausgewertet. „Und wir suchten dann aufgrund der theoretischen Basis die zehn idealen Paare.“ Auf Wunsch wurden die sogar verheiratet, in Salzburg, mit weißem Kleid und mit weißer Kutsche. Schon damals machten bis zu 60 000 Singles mit.

Das war der erste Schritt zur errechneten Liebe, die zuerst noch verpönt war und heute Alltag ist. „Die Menschen wollen ihr Leben rationalisieren, kontrollieren“, sagt Schmale, „sie wollen sich nicht verlieben und nach 14 Tagen wieder in



Unmenge anonymisierter Daten, mit denen sie zum Thema Partnerschaft forschen kann. Sie weiß zum Beispiel: Frauen bevorzugen Architekten, Ärzte, Unternehmer, Anwälte; Größe im Durchschnitt 1,85 Meter; Verdienst: mehr als sie; Haarfarbe: braun. Männer bevorzugen: Ärztinnen, Krankenschwestern, Unternehmerinnen; Größe im Durchschnitt: 162,4 Meter; Verdienst: weniger als er; Haarfarbe: blond.

Wenn Schnabel von Parship spricht, dann spricht sie nicht von einer Internetseite, sondern von einem Ort, einem inneren und einem faktischen. Der innere Ort sei der Raum, in dem man sich selbst kennenlernen könne, sagt sie. Der faktische Ort sei der Raum, in dem man andere kennenlernen könne, so real wie jede Kneipe, wie Kino oder Sportverein.

Kann es im Netz so etwas wie Schicksal, Zufall, Romantik geben?

Schnabel sagt: „Von Anfang an ist Parship für mich ein Weg des Briefeschreibens gewesen. Ich kriege Partnervorschläge, und dann schreibt man sich Briefe. Und dann trifft man sich.“ Das könne durchaus romantisch sein. Sie hat es an sich selbst getestet: Christiane Schnabel hat ihren Ehemann auf Parship kennengelernt, sagt sie, und wenn das stimmt, ist sie auch noch die perfekte Werbefigur.

17.57 Uhr, eine neue Nachricht auf dem Parship-Profil von Undine Seela: „Hey ;) Hey Unbekannter :) Mist, hätte ich mal die ersten beiden Fragen direkt aus meinem Bauchgefühl heraus beantwortet :) aber wie so oft, denkt man zu viel über gewisse Sachen nach (ein vielleicht bekanntes Problem) *smile* LG, Martin.“

Martin, Geophysiker, 32, ledig, 191 Zentimeter, 100 Matchingpunkte, ist nicht der Einzige, mit dem Seela zurzeit auf Parship korrespondiert; es gibt noch einen Lehrer, 38, ledig, 188 Zentimeter, aus NRW, obwohl sie eigentlich keinen Lehrer will.

Deshalb scheint Martin aussichtsreicher. Ihm hat sie die sogenannten Spaßfragen gestellt, von Parship vorgefertigte Fragen, mit denen man die Kommunikation ankurbeln kann, virtueller Small Talk.

Fragen, die lauten: „Besonders unangenehm fände ich es ...“ Und Antwortmöglichkeiten, die heißen: „nachts allein über einen Friedhof zu gehen“, „im Flugzeug Sitz Nummer 13 zu haben“, „bei einer Herz-OP zusehen zu müssen“.

Seela klickt jetzt durch die Fotos auf seinem Profil, Martin im Urlaub mit Rucksack, Martin auf einer Messe.

Sie sagt, sie könne sich vorstellen, mal mit diesem Martin zu telefonieren, „ich schreib dem jetzt noch mal, und wenn sich das weiter nett entwickelt, dann schlage ich das vor“.

Sie müssten gut zusammenpassen, sagt die Liebesformel. Ob sie sich lieben werden, sagt sie nicht.

Psychologe professor Schmale: Der Vater der geheimen Liebesformel

den Keller fallen, dafür haben sie heute gar keine Zeit mehr.“

Auf der Seite von Parship können sie deshalb den Wohnort ihres potentiellen Partners bestimmen, sie können entscheiden, ob er lieber Golf spielen oder musizieren soll. Kann es da noch so etwas wie Schicksal, Zufall, Romantik geben?

„Ich glaube, heute ist überhaupt das Ende der Romantik“, sagt er dann. „Die Romantik sehen sich die Menschen im Film bei ‚Rosamunde Pilcher‘ an.“

Was findet er heute noch romantisch?

Schmale lächelt, er geht zu einem alten Tonträger hinüber und legt Opernmusik auf. Er horcht den Tönen hinterher, legt den Kopf etwas schräg, „das hier“, sagt er. „Meine Frau war Opernsängerin.“

Eine Oper kann ein romantischer Beginn einer Beziehung sein, ein Beginn jedenfalls aus der Wirklichkeit, nicht aus Matchingpunkten. Schmale kennt die Argumente der Kritiker, die Stimmen, die sagen, dass sich im Netz keine Gefühle ausbilden können, dass Liebesalgorithmus ein Wort ist für etwas, was es im richtigen Leben nicht gibt. Dass schon kleinste Abweichungen, ein merkwürdiges Hobby oder eine zu niedrige Raumtemperatur dazu führen können, dass die große Liebe einfach weggeklickt wird. Dass viele Beziehungen aus der wirklichen Welt so niemals zustande gekommen wären – und dennoch funktioniert hätten.

Wer sich bei Parship einloggt, begibt sich in ein Meer der Möglichkeiten. Und setzt sich damit der Gefahr aus, abzusauen. Weil die Auswahl scheinbar unend-

lich ist, weil die Ansprüche mit der Masse wachsen, weil jedem Date der Gedanke folgt, dass das nächste vielleicht noch besser werden könnte. Wahrscheinlich ist es manchmal wie in der Spielbank, man verpasst den Zeitpunkt, an dem man den Gewinn mitnehmen sollte.

Sie kennen diese Einwände bei Parship, und sie wissen, dass sie nicht falsch sind. Im Raum „Austria“ sitzt Christiane Schnabel, Leiterin der wissenschaftlichen Abteilung, an einem weißen Tisch, neben ihr sitzt ein Produktmanager. Sie arbeiten an dem Problem.

Manchmal ist es wie in der Spielbank – man verpasst den richtigen Zeitpunkt.

Der Produktmanager sagt: „Wenn ein Nutzer dieses relativ teure Produkt kauft, dann erwartet der auch entsprechend viele Vorschläge.“

„Nee, also da widerspreche ich“, sagt Christiane Schnabel. „Was versprechen wir dem Kunden? Wir versprechen nicht: Du kriegst die volle Auswahl. Sondern wir versprechen den passenden Partner.“

Schnabel ist 38 Jahre alt, eine Frau mit lauter Stimme, hohen Stiefeln über engen Jeans, neben Schmale und Böhling, dem Programmierer, ist sie die Einzige, die die geheime Formel kennt.

Schnabel ist Soziologin. Über die Profile der Nutzer gelangt sie heute an eine



Geviertelte Möhrchen

ORTSTERMIN: Der Berliner Szenebezirk Kreuzberg kämpft gegen das Großkapital und für den Ruf vergangener Jahre.

Martina Wendzich könnte natürlich die Sache mit Guggenheim gleich in ihre Führung einbauen. Als aktuelles Beispiel gewissermaßen. Für den guten alten Widerstandgeist im Bezirk. Am Morgen waren die Berliner Zeitungen voll gewesen mit Berichten über das Guggenheim Lab, ein Projekt des New Yorker Museums, gesponsert von BMW. Das Großkapital wollte nach Kreuzberg kommen, ins aufregende Herz der Stadt. Dann protestierten einige Kreuzberger gegen die Aktion, die Stimmung kippte, und jetzt ziehen Guggenheim und BMW wohl lieber in den biederer Bezirk Prenzlauer Berg.

Keine schlechte Geschichte für eine Kreuzberg-Führung. Martina Wendzich, die Führerin, erzählt aber erst mal von den Häuserbesetzungen der achtziger Jahre. Dann meldet sich eine Schülerin. „Warum gibt es hier eigentlich so viele dicke Autos?“, fragt sie und zeigt auf einen bulligen Porsche Cayenne und einen schwarzen Audi R8, die unweit des Kottbusser Tors in der Sonne glitzern.

Martina Wendzich sieht hinüber zu den Autos. Früher hätte man sagen können: Das sind die Drogendealer. Jetzt zieht Wendzich die Schultern hoch und sagt: „Tja, alles verändert sich.“

Martina Wendzich ist 35 Jahre alt und wohnt seit 30 Jahren in Kreuzberg. Die Schüler, die sie heute betreut, sind 16 oder 17 Jahre alt und kommen aus Lütjenburg in Schleswig-Holstein, einem Luftkurort mit 6000 Einwohnern. Sie sind auf Klassenfahrt. Sie waren im Reichstag und wollen noch nach Hohenschönhausen in die Stasi-Gedenkstätte. Jetzt aber erst mal Kreuzberg. Das krasse Berlin.

„Was wisst ihr über Kreuzberg?“, fragt Martina Wendzich. „Plattenbau“, sagt ein Junge. „Drogen“, ein anderer. „Ausländer“, „Kriminalität“. In Lütjenburg ist Kreuzberg anscheinend noch das alte. Gefährlich, versift, weitgehend unbewohnbar. Der Mythos lebt.

Martina Wendzich ist gerade in einer Ausbildung zur Großhandelskauffrau, nebenbei ist sie Bezirksführerin für das Projekt „X-Berg-Tag“. Die Idee sieht so aus: Echte Kreuzberger zeigen Nichtkreuzbergern ihren Bezirk. Dabei sollen Vorurteile abgebaut und Negativbilder zurechtgerückt werden von Kreuzberg als randalebereitem, überfremdetem, heruntergekommenem Berliner Bezirk. Ein Imageverbesserungsprojekt also.

Seit elf Jahren gibt es die Kreuzberg-Touren. Sie sind erfunden worden als Mit-

gannen früher die berühmten Demonstrationen am 1. Mai. Habe ich als Kind noch erlebt“, sagt Martina Wendzich. Die Schüler schauen über den Platz, als könnten sie die Molotowcocktails sehen, die hier flogen.

In den vergangenen Jahren blieb es eher ruhig. Jetzt gibt es Überlegungen, die „Revolutionäre 1. Mai Demo“ nicht durch Kreuzberg, sondern ans Brandenburger Tor zu führen, in die Nähe der imperialistischen Regierung. Das hat eine gewisse Logik. Andererseits scheint die Revolution weiterzuziehen.

„Kreuzberg ist heute der Szenekiez“, sagt Wendzich und spuckt das Wort aus wie schlechtes Obst. Friedrichshain-Kreuzberg hat mit die höchsten Mietsteigerungen in der Stadt, die meisten Clubs, vermutlich auch die meisten Yoga-Studios, Feinkostläden und Dachterrassen. Früher wohnte man auch in Kreuzberg, weil es bezahlbar war. Heute, wenn man es sich leisten kann.

Wenigstens der Dreck ist noch da. Ein blondes Mädchen aus Lütjenburg macht Fotos auf der Straße und fragt Martina Wendzich, warum die Leute hier „so rummüllen“ müssen. „Das ist die Großstadt“, sagt Wendzich und klingt fast stolz.

Sie gehen durch die Oranienstraße. Auch Teil des Mythos. „Oranienstraße, hier lebt der Koran. Dahinten fängt die Mauer an“, sang die Band Ideal 1980. Martina Wendzich zeigt auf das „Café Jenseits“. Da sollte mal ein Starbucks rein, erzählt sie, das konnte aber verhindert werden. „Anwohnerprotest und Zivilcourage“, sagt Wendzich.

Sie haben Starbucks besiegt. Und jetzt auch noch Guggenheim und BMW.

Womöglich ist das ja der letzte große Kreuzberger Kampf: der Kampf gegen den guten Ruf.

„Habt ihr eine Straße wie die Oranienstraße irgendwo schon mal gesehen?“, fragt Martina Wendzich.

„Ja, in Kiel“, sagt ein Mädchen aus Lütjenburg.

JOCHEN-MARTIN GUTSCH



CARSTEN KOALL / DER SPIEGEL

tel gegen den schlechten Ruf. Elf Jahre sind eine lange Zeit, und Berlin ist eine flüchtige Stadt.

Martina Wendzich läuft mit den Schülern in die Dresdener Straße, vorbei am Büro von Christian Ströbele und erzählt von den ersten Gastarbeitern, die nach Kreuzberg kamen, und der berüchtigten Jugendgang „36 Boys“ aus dem SO 36. „Die gab es hier in den achtziger Jahren“, sagt Martina Wendzich. „Heute gibt es noch einen Laden, da könnt ihr T-Shirts und Basecaps mit Gang-Logo kaufen.“

Die Lehrerin aus Lütjenburg, Frau Strehl, packt ein paar geviertelte Möhrchen aus und blinzelt in die Kreuzburger Frühlingssonne. Jugendgang? Hier?

Sie laufen weiter, vorbei am „Milchladen“ mit „Naturkost-Spezialitäten“. Dann stehen sie auf dem Oranienplatz. „Hier be-

ZAHL DER WOCHE

30 Milliarden Euro

spart Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) bis 2016 an Zinsausgaben. Die Ursache dafür ist die niedrige Verzinsung von deutschen Staatsanleihen. Ein großer Teil der stetig sinkenden Neuverschuldung geht also nicht auf höhere Steuereinnahmen oder Einsparungen zurück, sondern auf glückliche Umstände.



CONRAD / CARO



Bedienung auf dem Oktoberfest

LUKAS BARTH / DAPD

JOBS

Boom im Service

Der Dienstleistungssektor strotzt derzeit vor Zuversicht. Die Service-Unternehmen in Deutschland bewerteten „ihre Geschäftslage besser als jemals zuvor“, heißt es in einer Umfrage des Deutschen Industrie- und Handelskammertages (DIHK). Gut laufe es derzeit vor allem bei konsumnahen Dienstleistern wie dem Gastgewerbe. Ursache dafür seien das Rekordniveau bei der Beschäftigung und steigende Einkommen. Der Beschäftigungsaufbau setze sich auch dieses Jahr im Dienstleistungssektor „nahezu unbremst fort“, schreiben die DIHK-Experten. Von den rund 250 000 Arbeitsplätzen, die nach ihrer Einschätzung 2012 entstehen, „dürften rund zwei Drittel auf die Dienstleister entfallen“. Mehr Stellen schaffen wollten Unternehmen, die „wissensintensive Dienstleistungen“ anbieten, etwa Firmen der Informationstechnologie und Versicherungen. Auch die Unternehmen der Zeitarbeitsbranche wollen mehr Personal anheuern.

Die Korruptionsaffäre beim Elektromulti Media Saturn schwelt weiter. Bei einer Gesellschafterversammlung Ende Februar kam es zum Streit zwischen den Eigentümern und dem Management der Firma. Es ging um die Zukunft von zwei hochrangigen Media-Markt-Managern – und um die Frage, welche Rolle sie in der Affäre spielten. Sowohl Hauptanteilseigner Metro als auch die beiden Altgesellschafter plädierten für eine Abberufung der Manager, die Geschäftsführung von Media Markt sperrte sich dagegen. Die Staatsanwaltschaft Augsburg hatte in der vorvergangenen Woche Anklage wegen Bestechlichkeit gegen den Vertriebschef von Media Saturn sowie einen Media-Markt-Vorstand erhoben. Sie sollen über Jahre hinweg Marketing-Unternehmen Aufträge im Wert von 65 Millionen Euro zugeschanzt und im Gegenzug

rund 5 Millionen Euro Schmiergeld kassiert haben. Nun stellt sich die Frage, ob und was die beiden anderen hochrangigen Deutschland-Manager davon gewusst haben. In mehreren Rechtsgutachten für die Gesellschafter des Elektromultis kommen die Prüfer zum Ergebnis, es lägen „erhebliche Anhaltspunkte für eine mögliche Verletzung von organschaftlichen und dienstvertraglichen Sorgfaltspflichten“ gegen die beiden vor. Sie schlagen die Prüfung einer Schadensersatzklage vor und empfehlen eine „Verdachtskündigung“, falls das „notwendige Vertrauen zerstört ist“. Inzwischen versuchen Eigentümer und Management, ihren Streit herunterzuspielen. Die Vorgänge würden geprüft. Über die Zukunft der Geschäftsführer werde erst entschieden, wenn Ende April der Abschlussbericht der Prüfer vorliege.

K F W

Späte Genugtuung

Die staatliche Förderbank KfW kann mit hohen Entschädigungszahlungen aus ihrem IKB-Erbe rechnen. Frühere Zweckgesellschaften der IKB, die sich mit komplexen Kreditpapieren verzockt hatten, wollen Schadensersatzansprüche gegen mindestens fünf Banken geltend machen, die ihnen die Produkte einst verkauft hatten. Es geht dabei um rund eine Milliarde Euro. Im Erfolgsfall würde das Geld größtenteils der KfW zufließen, die damals 38 Prozent an der Mittelstands-

bank hielt und diese 2007 mit einer Acht-Milliarden-Euro-Spritze vor dem Untergang rettete. Die Zahlungen könnten die Gewinne der KfW erheblich vergrößern, denn ihre Hilfen an die IKB sind bereits vollständig abgeschrieben. 2011 machte die KfW ein Plus von 2,1 Milliarden Euro. Mit der Deutschen Bank und einem französischen Institut haben die einstigen IKB-Gesellschaften, die rechtlich unabhängig sind, bereits Vergleiche erzielt. Die übrigen Auseinandersetzungen könnten sich wegen ihrer Komplexität über mehrere Jahre hinziehen. Vorsorglich sind deshalb über entsprechende Verträge mit den Gegenparteien Verjährungsfristen ausgesetzt worden.

KRANKENKASSEN

Luxus-Service für Türkei-Urlauber

Die Bochumer Krankenkasse „BKK vor Ort“ hat sich Ärger mit der Aufsichtsbehörde eingehandelt, weil sie ihren Kunden die Behandlung in exklusiven Privatkliniken der Türkei bezahlt hat. Das Bundesversicherungsamt hatte die Verträge mit den türkischen Krankenhäusern bereits 2010 für rechtswidrig erklärt. Nun prüfe man, ob die Vorstände der Kasse für den Schaden haftbar gemacht werden kön-

nen, heißt es in der Behörde. Der vor allem für Deutschtürken gedachte Service soll die Beitragszahler in Deutschland bis zu sieben Millionen Euro gekostet haben. Die „BKK Aktiv“, die später mit der „BKK vor Ort“ fusionierte, hatte sich 2009 Mühe gegeben, das Angebot zu bewerben: „Wenn die ersten Urlauber am türkischen Grenzort Edirne ankommen, werden sie bereits erwartet“, schrieb die Kasse in einer Pressemitteilung. Man wolle die Reisenden gleich zu Beginn auf „das bestehende Netz von ausgezeichneten Privatkliniken aufmerksam machen, das im Falle einer Erkrankung“ den Versicherten der „BKK Aktiv“ zur Verfügung stehe.



EVONIK

Aufräumarbeiten in China

Ausgerechnet vor dem geplanten Börsengang muss sich Evonik-Chef Klaus Engel mit den Folgen einer Korruptionsaffäre herumschlagen. Konkret geht es um einen chinesischen Hersteller von Spezialchemikalien, an dem das Unternehmen seit 2005 beteiligt ist. Bei dem Deal wurden, wie ein als „streng geheim“ gestempelter Evonik-Untersuchungsbericht vom Februar dieses Jahres zeigt, offenbar nicht nur mehrere Millionen Euro Schmier-

gelder gezahlt. Möglicherweise hätte das Geschäft kartellrechtlich gar keine Chancen gehabt, weil der Essener Evonik-Konzern bereits sehr hohe Weltmarkttanteile bei der Produktion dieser Chemikalien besaß. Doch das chinesische Werk, heißt es in dem Bericht, wurde von der chinesischen Besitzerfamilie so geschickt unter Familienmitgliedern mit anderslautenden Namen aufgeteilt, dass die wahren Besitzverhältnisse und die Zugehörigkeit zu Evonik von den Behörden nicht ermittelt werden konnten. Das kartellrechtliche Risiko sei erheblich, so der Bericht. Und nicht nur das: Offenbar wurde bei dem Unternehmen auch massiv gegen Umwelt- und Genehmigungsauflagen verstoßen. In den Abrechnungen tauchten zudem ungeklärte Ausgaben in Millionenhöhe auf. Engel will den Fall, der von einem anonymen Mitarbeiter gemeldet wurde, vor dem Börsengang abschließen und die „unglaublichen Missstände, die sich dort auftun, restlos aufklären“. Die „Verantwortlichen sollen zur Rechenschaft“ gezogen, der Evonik-Anteil an der chinesischen Firma umgehend abgestoßen werden.



„Titanic“ – Anatomie einer Katastrophe



„Titanic“

Die „Titanic“ war das größte und luxuriöseste Schiff, das bis dahin gebaut wurde. Auf der Jungfern- fahrt rammte der Ozeanriese einen Eisberg und riss mehr als 1500 Menschen in den Tod.

Seit 100 Jahren liegt das Wrack der „Titanic“ auf dem Grund des Nordatlantik – ein Mahnmal gegen menschliche Überheblichkeit und den unerschütterlichen Glauben an die Technik.

Die vierstündige Dokumentation rekonstruiert die letzten Stunden der „Titanic“, zeigt historisches Filmmaterial, Artefakte sowie spektakuläre Aufnahmen vom Wrack.

KARFREITAG

6. April 2012
20.15 Uhr bei

VOX

dctp



BENZINPREISE haben zwei Seiten. Die hässliche: Ölkonzerne haben eine neue Methode gefunden, bei Autofahrern abzukassieren. Sie erhöhen und senken die Preise in immer kürzeren Abständen, die Kunden verlieren den Überblick und tanken so teuer wie noch nie. Alle Versuche der Politik, den Konzernen

Einhalt zu gebieten, waren erfolglos. Sie sind aber auch verlogen. Der Staat kassiert gewaltige Steuern (Seite 66). Die positive Seite hoher Spritpreise: Sie beschleunigen die notwendige Abkehr von dem fossilen Brennstoff. Es werden sparsame Autos, Flugzeuge und Lastwagen entwickelt (Seite 69).

Verwirrung mit System

Die Ölkonzerne nutzen ihre Marktmacht aus, um die Spritpreise hochzutreiben.

Es ist Karwoche, und wenn alles so kommt wie immer, wird die Autofahrer in diesen Tagen eine heilige Wut packen. Dann nämlich, wenn die Tanknadel das rote Feld erreicht und sie rechts raus müssen: zuerst an die Säule und dann an die Kasse.

Dort haben sie in den vergangenen Jahren registrieren müssen, dass die Mineralölkonzern in der vorösterlichen Zeit

stets aufs Neue ihr Spiel trieben: Die Unternehmen hoben die Spritpreise in den Tagen bis Karfreitag massiv an, genau in jener Zeit also, in der Millionen Deutsche in den Urlaub starteten.

Im Jahr 2009 ging es um bis zu elf Cent nach oben gegenüber den Wochen zuvor, so hat es das Bundeskartellamt im vergangenen Jahr beispielhaft für den Raum Köln ermittelt. Die Bonner Behör-

de warf der Mineralölwirtschaft damals in einer aufsehenerregenden Untersuchung „gezieltes Preiserhöhungsverhalten“ vor.

Die Studie lief dennoch ins Leere, illegale Absprachen konnte das Kartellamt den Unternehmen nicht nachweisen. Ein Jahr ist seit dem Bericht vergangen, die Preistreiberei der Ölkonzerne hat seither eine solche Dimension erreicht, dass sich



Pokern an der Säule Städte mit den niedrigsten und den höchsten Treibstoffpreisen



Quelle: clever-tanken.de; Stand: 30. März

eigentlich eine erneute amtliche Untersuchung lohnen würde.

Nie zuvor haben die Preise so wild geschwankt wie in diesen Monaten, in der vergangenen Woche erreichte der Preis für Superbenzin flächendeckend 1,70 Euro pro Liter, ein neuer Rekord. Innerhalb von Minuten schießen die Notierungen manchmal um über zehn Cent nach oben und bröckeln dann meist wieder.

Die Autofahrer müssen sich darauf gefasst machen, dass es diesmal auch über die Ostertage so weitergeht. Denn im Kraftstoffgeschäft ist das letzte Tabu gefallen. Neuerdings sind die Zentralen der Ölkonzerne am Samstag und Sonntag besetzt. Sie sind deshalb in der Lage, auch während der Feiertage die Notierungen an den Stationstafeln nach oben zu korrigieren. Es ist ein Zeichen für das neue

Preisregime, das die Ölindustrie durchzusetzen sucht, die Methode lautet: systematische Verwirrung.

Das Auf und Ab an der Zapfsäule frustriert die Kunden, sie fühlen sich ausgeliefert und ausgebeutet. Die Spritpreise reißen tiefe Löcher in ihr Portemonnaie, und sie schaden der gesamten Volkswirtschaft. Sie wirken wie eine zusätzliche Konsumsteuer: Je mehr die Bürger für Energie ausgeben, desto weniger bleibt für andere Dinge übrig.

Heute zahlt der Fahrer eines Diesel-Pkw rund 34 Cent mehr pro Liter als vor zwei Jahren. Das bedeutet bei einer Fahrleistung von 15 000 Kilometern im Jahr und einem Durchschnittsverbrauch von zehn Litern einen Aufschlag von jährlich immerhin 510 Euro.

Wahrscheinlich ist es unabänderlich, dass die Ölpreise immer weiter steigen

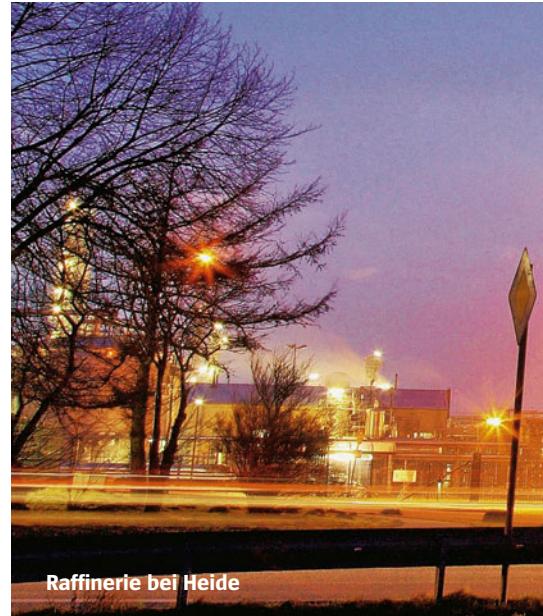
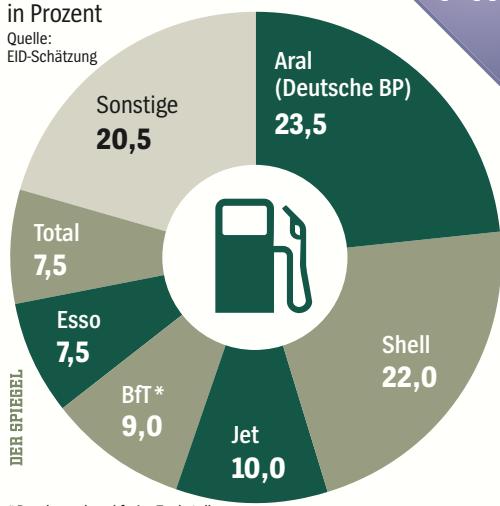
und damit der Kraftstoff immer teurer wird. Es handelt sich schließlich um eine endliche Ressource, je knapper sie ist, umso wertvoller wird sie. Deshalb ist es auch nötig, dass die Gesellschaft loskommt von der Droge Öl und nach Alternativen forscht.

Doch dieser Umstand rechtfertigt noch lange nicht, dass eine Handvoll Mineralölkonzerne munter Kasse macht. Die Unternehmen stehen unter Generalverdacht. Die zwei Großen, Aral und Shell, kontrollieren fast die Hälfte des deutschen Kraftstoffmarkts; nimmt man Esso, Jet und Total dazu, beherrschen fünf Gesellschaften mehr als zwei Drittel des Geschäfts.

Im Raffineriegewerbe betreiben sie einige Anlagen sogar gemeinsam. Ihre Mütter, darunter BP, Royal Dutch Shell und ExxonMobil, belegen auf der

Mächtige Multis

Treibstoffmarkt in Deutschland, Mitte 2011, Marktanteil nach Absatz, in Prozent
Quelle: EID-Schätzung



Liste der weltgrößten Konzerne vordere Plätze.

Wo sich Macht derart ballt, könnten die Akteure leicht versucht sein, sie zu missbrauchen, lautet der Verdacht. Dazu hat Steffen Bock eine interessante Beobachtung gemacht. Plötzlich hätten die Preiskurven ganz andere Formen angenommen als zuvor, erzählt der Unternehmer, sprunghaft und unberechenbar.

Kaum jemand verfolgt die Entwicklung der Benzinpreise in Deutschland so akribisch wie Bock. Der Diplomkaufmann aus der Nähe von Nürnberg betreibt seit 13 Jahren clever-tanken.de, eine Internetplattform, auf der Autofahrer Tankstellenpreise vergleichen können, mittlerweile sind es rund 3,8 Millionen Besucher im Monat.

Dort können sie ermitteln, wo sich in ihrer Nähe die günstigste Station befindet. Die Daten bekommt Bock von Tausenden freiwilliger Benzinpreispiloten, aus Recherchen seiner zwölf Mitarbeiter oder von einigen Tankstellen selbst. Die größte Herausforderung besteht gegenwärtig darin, jede Preisbewegung überhaupt mitzubekommen, so viele sind es.

Ständig starteten die Ölkonzerne neue Offensiven, berichtet Bock, manchmal veränderten sich die Zahlen an einer Station fünfmal am Tag. Früher sei dies einmal, höchstens zweimal passiert. Damals galt auch noch die Faustregel, dass Tanken am Montagvormittag am günstigsten ist. Alles passé.

Heute verfolgen die Unternehmen eine ganz andere Taktik: Sie stiften Verwirrung. Und zwar mit voller Absicht. „Intransparenz ist ihr Geschäft“, sagt Bock und erklärt die Logik: Die Autofahrer sollen den Überblick über die Preisentwicklung verlieren. Dann können sie nicht mehr richtig beurteilen, ob es gerade teurer oder billiger geworden ist.

Im Zweifel erwischen sie eine teure Phase. Die Ölkonzerne setzen alles daran, die Preise so lange wie möglich hochzuhalten. Vergangene Woche zum Beispiel, erzählt Bock, hätten die Unternehmen immer wieder Anläufe unternommen, damit der Dieselpreis über der 1,50-Euro-Marke verharrt. Offensichtlich sollen sich die Kunden an einen neuen Schwellenpreis gewöhnen.

Die Preisschwankungen geschehen eratisch und scheinbar ohne tieferen Sinn. Man darf sich aber darauf verlassen, dass sich die Mineralölindustrie durchaus etwas dabei denkt.

Diese Strategie können die Marktführer aber nur verfolgen, weil sie über ausgereckelte Computersysteme verfügen. Mit ihrer Hilfe steuern sie bundesweit präzise und minutengenau, wann sie die Preise anheben und um wie viele Cent. Das Niveau bestimmt nicht der einzelne Pächter, es wird zentral festgelegt, zum Beispiel in Bochum, in der Zentrale von Aral, der Kraftstofftochter von BP, dem Marktführer in Deutschland.

Dort genügt ein Knopfdruck des Preismangers, und an allen 2391 Aral-Straßentankstellen springen die Tafeln um. Sämtliche Stationen sind elektronisch mit Bochum über ein eigenes Netzwerk namens „Rosi“ verbunden. Nach jeder Preisoffensive wird es spannend: Wie verhält sich die Konkurrenz? Zieht sie mit, oder bröckeln die Preise bald wieder?

Genau gegenüber der Konzernzentrale an der Wittener Straße befindet sich eine Aral-Tankstelle. Von dort kann der Pächter der Station verfolgen, wie sein härtester Wettbewerber, eine Jet-Tankstelle in der Nähe, reagiert. Dazu schaut er im Internet auf der Jet-Seite nach, wie viel die Station für die verschiedenen Sorten verlangt, oder er fährt kurz dort vorbei. Wenn der Konkurrent deutlich billiger

ist, beantragt der Aral-Pächter mit Hilfe von „Rosi“, die Preise wieder senken zu dürfen.

Dann wiederum wird auf der anderen Straßenseite, in der Aral-Zentrale, einer der 16 Mitarbeiter in der Preis-Abteilung prüfen, ob das Ersuchen gerechtfertigt und plausibel ist. Bis zu 6000 solcher Pächter-Anträge gehen mittlerweile täglich aus dem ganzen Bundesgebiet ein. Vor einem Jahr, als das Geschäft noch ruhiger verlief, waren es etwa halb so viele.

Die Pächter agieren im Preissystem der Mineralölkonzerne gleichsam als Spähtrupp, sie haben ihre Nachbarn permanent im Auge. Eine Tankstelle beobachtet im Schnitt 3,38 andere Standorte. Geheime Absprachen, wie immer wieder unterstellt wird, sind gar nicht erst nötig. Die Ölkonzerne brauchen kein Kartell im juristischen Sinne zu bilden, um wie ein Kartell zu handeln: Zum synchronen Anheben oder Senken der Preise reicht es, dass sie mit ihrem Apparat jede Marktbewegung bis ins Kleinste verfolgen können.

So läuft es stets aufs Neue: Einer prescht mit der Preiserhöhung voran, in 90 Prozent aller Fälle sind dies nach Beobachtung des Kartellamts die Marktführer Aral oder Shell, dann folgt der Rest der Branche. In den nächsten Stunden stemmen sich einzelne Akteure dagegen, vor allem Supermarkttankstellen und freie Tankstellen, und drücken die Preise.

Daraufhin beantragen die Aral- oder Shell-Pächter ebenfalls Senkungen, schließlich sind sie höchst interessiert an günstigem Kraftstoff als Lockmittel für die Kundschaft. Eine Tankstelle lebt in der Regel weniger vom Spritgeschäft als vom Verkauf von Croissants, Spirituosen oder Zeitschriften.

Vergangenen Herbst hat Aral ein Provisionsmodell gestartet, bei dem die Tankstellenbetreiber einen zusätzlichen



Anreiz erhalten, die Spritpreise möglichst hochzuhalten, sofern es die Lage vor Ort gerade hergibt. Der Pächter bekommt über die normale Provision von 1,1 bis 1,5 Cent eine zusätzliche Vergütung, wenn er mit seinem Niveau über einem sogenannten Referenzpreis liegt; dieser bestimmt sich aus den Preisen der Tankstellen im Umfeld der Aral-Station.

Justus Haucap, der Vorsitzende der Monopolkommission, führt die hohen Benzinpreise der vergangenen Monate zumindest zum Teil auf dieses System zurück: „Das neue Provisionsmodell geht eindeutig zu Lasten der Verbraucher“, beschwert sich Haucap.

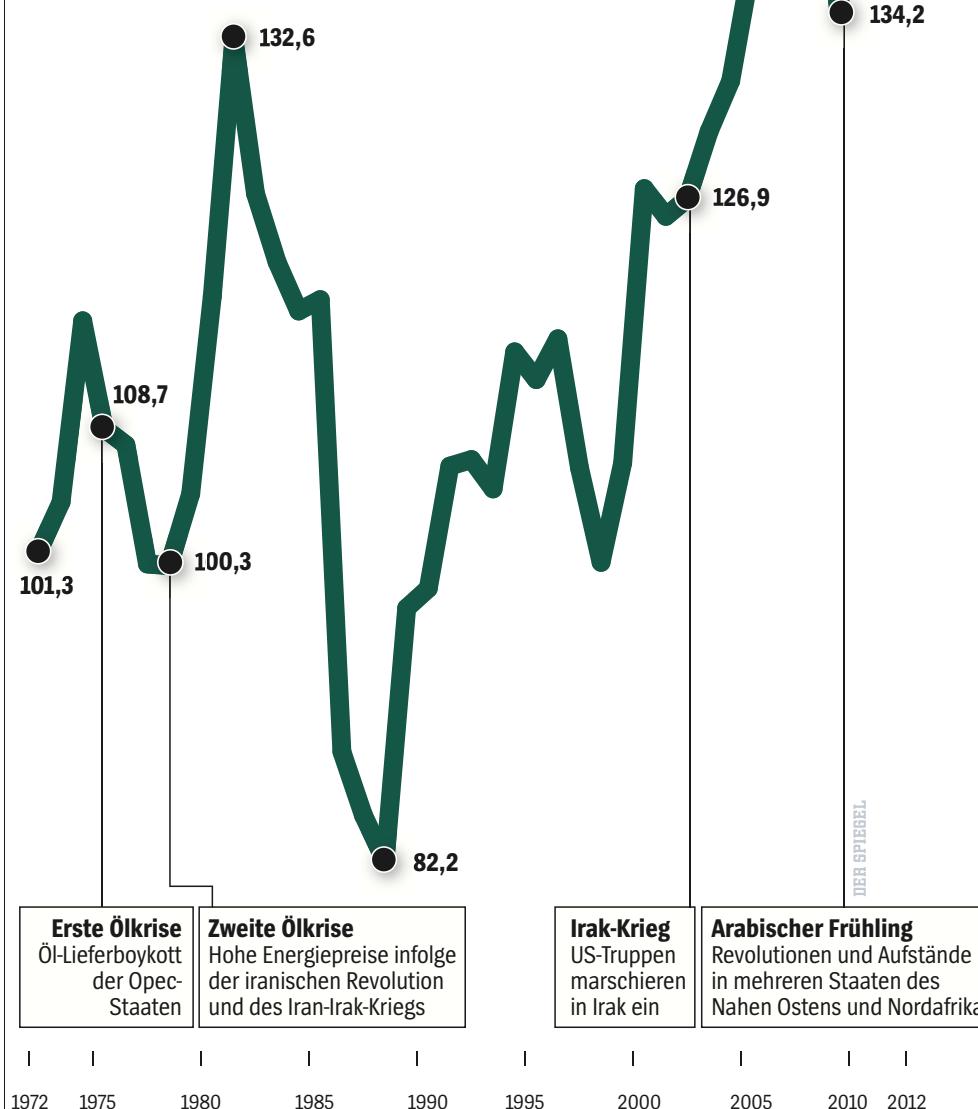
Aral weist den Vorwurf zurück. Es sei nicht das Ziel, damit höhere Preise durchzusetzen, vielmehr bestimme der „intensive Wettbewerb“ das Niveau. Aral hat den Test am Wochenende beendet, jetzt werde man das Ergebnis auswerten.

Der Argwohn von Wettbewerbshütern wie Haucap gegenüber den Methoden der Ölindustrie wurde gerade erst durch zwei Untersuchungen bestärkt. Die eine haben die Grünen im Bundestag beim Hamburger Energiefachmann Steffen Bukold in Auftrag gegeben. Der kommt zu dem Schluss, dass die Mineralölkonzerne die Autofahrer zwischen Ende November und Anfang März weitaus stärker zur Kasse gebeten haben, als es der Ölpreisanstieg und die Iran-Krise gerechtfertigt hätten, monatlich um knapp hundert Millionen Euro. Der Industrie sei es gelungen, so Bukold, „ihre Margen auf Kosten der Tankstellenkunden auszuweiten“.

So seien die Einnahmen für Superbenzin von 11,52 auf 16,25 Cent pro Liter gestiegen, dieses Plus ist laut Bukold vor allem in den Raffinerien der Konzerne aufgelaufen. Wäre die Marge stabil geblieben, hätte Superkraftstoff rund 4,7 Cent billiger sein können. Die Industrie hält

Teurer Treibstoff

Benzinpreisentwicklung in Deutschland, in Euro-Cent, inflationsbereinigt



Schatz in der HafenCity

Mehr als die Hälfte der Benzinausgaben landet in der Staatskasse.

Mitten in der Hamburger HafenCity, in einem monströsen Büroneubau, arbeiten Deutschlands produktivste Finanzbeamte. Dort, im Hauptzollamt Hamburg-Stadt, haben sechs Mitarbeiter in einem Jahr Energiesteuern in Höhe von 15 Milliarden Euro eingetrieben, exakt sind es 14 976 199 324 Euro. Der Betrag entspricht fast einem Viertel sämtlicher Einnahmen aus Steuern auf Verbrauchsgüter, die in Deutschland anfallen.

Die ungeheure Ertragskraft ist dem Umstand geschuldet, dass viele wichtige Akteure der Ölbranche wie Shell, Esso oder RWE Dea in Hamburg zu Hause sind. Sie unterliegen alle der Aufsicht dieses einen Hauptzollamts.

Bis zum 15. eines Monats schicken die Unternehmen ein Formular an die Behörde, darin tragen sie ein, wie viel Liter der verschiedenen Ölprodukte sie verkauft haben und welche Steuerschuld daraus resultiert. Dann haben sie 55 Tage Zeit, den Betrag an die Zollzahlstelle zu überweisen.

Angelika Schmiedeke leitet den Arbeitsbereich, sie ist den Umgang mit den Riesenbeträgen gewohnt: „Das sind nur Zahlen, ob das nun 100 000 Euro sind oder 100 Millionen“, sagt sie. Aber sie geht mit ihren Kollegen bei Prüfung der Papiere auf Nummer sicher, „denn generell gilt das Sechs-Augen-Prinzip“.

Knapp 15 Milliarden Euro, das ist fast doppelt so viel, wie der Stadtstaat Hamburg insgesamt an Steuern für sich einnimmt. Doch von dem Schatz in der HafenCity verbleibt kein Cent an der Elbe. Der Betrag fließt in die Bundeskasse. Nach Lohn- und Umsatzsteuer hat sich die Energiesteuer mit rund 40 Milliarden Euro zur drittgrößten Einnahmequelle für Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) entwickelt, sie steht allein dem Bund zu.

Jeden Liter Sprit belegt der Fiskus mit einem festen Betrag, bei Diesel

sind es 47,04 Cent, bei Benzin 65,45 Cent, den die Mineralölgesellschaften auf den Produktpreis aufschlagen. Auf diese Summe werden dann noch einmal 19 Prozent Mehrwertsteuer erhoben, der Staat berechnet also tatsächlich eine Steuer auf die Steuer. Und so profitiert der Staat auch von den aktuellen Preistreibereien. Im Jahr 2011 hat Berlin gegenüber dem Vorjahr etwa 1,8 Milliarden Euro zusätzlich an Mehrwertsteuer eingenommen.

Am Ende gelangt mehr als die Hälfte des Benzinpreises in die öffentliche Kasse, bei Superbenzin sind dies gut

ein Liter Benzin nicht mal halb so viel wie in Deutschland, umgerechnet sind es rund 72 Euro-Cent.

Schon seit Generationen genießt diese Steuerquelle in Deutschland besondere Wertschätzung. Eingeführt wurde sie 1879 als sogenannter Petroleumszoll, ein Aufschlag auf den Heizölpreis. Im Zuge der Massenmotorisierung begann 1930 das Deutsche Reich, Mineralölsteuern zu erheben. Die Bundesrepublik setzte die Tradition 1950 fort, mit einem Steuersatz von anfangs sechs Pfennig pro Liter, also etwa drei Euro-Cent.

Eine Generation später, zur Zeit der Deutschen Einheit 1990, lag er schon bei 30 Cent. In den Jahren darauf wurde der wachsende Kapitalbedarf des Staates auch an der Tankstelle gestillt. Bis 1994 erhöhte Finanzminister Theo Waigel (CSU) den Mineralölsteuersatz auf Superbenzin um insgesamt 20 Cent.

Der nächste Teuerungsschub folgte 1999 durch die Regierung Gerhard Schröders (SPD). Die rot-grüne Koalition schlug stufenweise bis 2003 noch mal rund 15 Cent drauf und nannte das Projekt „ökologische Steuerreform“.

Zugute kamen die zusätzlichen Mittel nicht etwa dem Umweltschutz, sondern den Sozialversicherungen: Ohne Ökosteuer, lautete damals die Begründung, hätte die Bundesregierung die Rentenbeitragsätze um 1,7 Prozentpunkte erhöhen müssen. 2006 schließlich wurde die Besteuerung aller fossilen Energieträger zu einer Energiesteuer zusammengefasst.

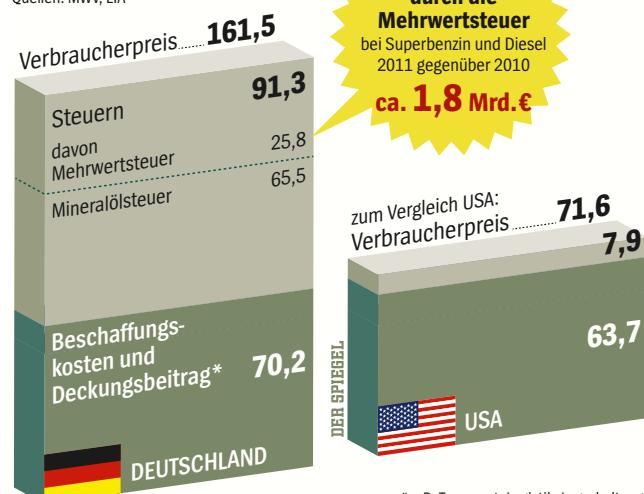
FDP-Mann Rainer Brüderle wetterte damals, die Ökosteuer müsse „so schnell wie möglich abgeschafft“ werden. Sein Eindruck: „Die wahren Olscheichs sitzen in Berlin.“ Als er kurze Zeit später Regierungsverantwortung in der Hauptstadt trug, war seine Wut wie weggeblasen.

ALEXANDER JUNG

Zusammensetzung des Benzinpreises

in Deutschland und den USA, Februar 2012, in Euro-Cent

Quellen: MWV, EIA



90 Cent. Nur bei Tabakwaren liegt der Steueranteil noch höher.

Damit leisten die Deutschen mehr Abgaben auf Kraftstoffe als die meisten Nachbarn in Europa. In Spanien oder in Polen liegt der Steueranteil pro Liter Superbenzin rund 25 Cent niedriger als hierzulande. An grenznahen Orten haben die deutschen Tankstellenbetreiber ihr Stationsnetz deshalb bereits deutlich ausgedünnt.

Noch weniger müssen Autofahrer in den Vereinigten Staaten an den Staat abführen: Dort machen die Energiesteuern lediglich elf Prozent des Verkaufspreises aus. In den USA kos-



Öltanks in Rotterdam

ULLSTEIN BILD

die Rechnung für falsch. Man dürfe den Benzinpreis nicht mit den internationalen Ölpreisen vergleichen, entscheidend seien die Einkaufskosten für Kraftstoff etwa auf dem Rotterdamer Handelsplatz. Und die seien erheblich gestiegen, weil sich dort auch die Amerikaner eindecken, die selbst zu wenig Raffinerien haben.

Die andere Studie stammt vom ADAC, sie dokumentiert anhand einer Stichprobe von 33 Tankstellen, wie hektisch die Preise inzwischen schwanken, selbst in der Nacht: In München schlug eine Station gleich zwölf Cent auf. Wenn dann morgens der Berufsverkehr anrollt, sei der Preis oft am höchsten, beschwert sich der Autoclub.

Seine Klientel glaubt schon lange nicht mehr, dass es an den rund 14 700 deutschen Tankstellen mit rechten Dingen zugehe. Was hat diese Achterbahnfahrt zu bedeuten, fragen sich die Autofahrer, warum spielen die Preise verrückt? Und: Muss die Politik da nicht eingreifen? Kann sie es überhaupt?

Wann immer die Spritpreise steigen, nehmen die Politiker gern die Kämpferpose ein. Dann artikulieren sie mühelos ihren Unmut und dreschen lustvoll auf die Ölkonzerne ein – in der Gewissheit, allseits Zustimmung zu provozieren. Selbst Grünen-Politiker empören sich über die Abzocke an der Tanksäule, so Fraktionsvize Bärbel Höhn.

Die Debatte wird so emotional geführt wie kaum eine andere in Deutschland, dem Land, wo vor 126 Jahren das Auto erfunden wurde und wo rund zwei Millionen Arbeitsplätze direkt und indirekt davon abhängen. In kaum einem anderen Land der Welt erhitzen die Benzinpreise derart die Gemüter.

Vor kurzem noch seien die Banken die unbeliebteste Branche im Land gewesen, sagt Michael Schmidt und seufzt: „Im Moment sind wir das wieder.“ Schmidt beginnt am 1. Mai in Bochum als neuer Europa-Chef von BP. Er sieht seine Industrie zu Unrecht auf der Anklagebank.

Der Manager empfindet die engagierte Debatte über die Benzinpreise als „sehr deutsch“, die aktuellen Spritstudien hält er für „dubios“. Zum Beispiel den Vorwurf des ADAC, immer morgens die Preise auf die Spitze zu treiben. „Dahinter steckt kein Kalkül“, versichert Schmidt. Die Autofahrer könnten schließlich gemauso gut abends tanken.

Schmidt argumentiert so, wie es die Mineralölbranche oft tut: Demnach demonstrierten die Schwankungen bloß, wie intensiv der Wettbewerb ausgefochten werde. Die Transparenz sei groß, was allein schon die meterhohen Anzeigetafeln an den Tankstellen bewiesen. Die Margen seien vergleichsweise gering, und das Geschäft schrumpfe gewaltig.

Tatsächlich geht der Absatz von Benzin und Diesel seit Jahren schon zurück, und dieser Trend dürfte sich noch beschleunigen. Nach einer Prognose des Mineralölwirtschaftsverbands sinkt der Bedarf in Deutschland bis 2025 um mehr als 15 Prozent. Daher fällt es der deutschen Ölindustrie immer schwerer, Gewinne in ähnlicher Höhe wie früher einzufahren.

Und genau deshalb haben Aral, Shell und Co. das Verwirrspiel gestartet: Mit all ihrer Marktmacht versuchen sie die Ertragslücke zu schließen.

Dabei kommt es der Industrie entgegen, dass manche Autofahrer nicht nur den Preis im Blick haben. Sonst würde Jet, die ConocoPhillips-Tochter, deren

Tankstellen regelmäßig einen Cent billiger sind als die des nächstgelegenen Marktführers, nicht bloß Platz drei der größten Ketten Deutschlands belegen. Sonst würden die freien Tankstellen nicht ein solches Schattendasein fristen, obwohl sie häufig als Preisbrecher auftreten. Und sonst würden nicht fünf bis sechs Prozent der Aral-Kunden zum oktanstarke „Ultimate 102“ greifen, obwohl dieser Kraftstoff derzeit sechs Cent teurer ist als Superbenzin.

Und einer ganzen Gruppe der Kundschaft, den Fahrein von Dienstwagen, ist es ohnehin meist relativ egal, wie teuer der Sprit gerade ist: Sie legen einfach die Firmen-Tankkarte auf den Tresen.

In einer aktuellen Infratest-Umfrage im Auftrag des SPIEGEL antworten auf die Frage, wo sie im Alltag üblicherweise tanken, immerhin 22 Prozent, dass sie die Station ansteuern, an der sie immer tanken: Gut ein Fünftel sind also Stammkunden und damit wenig preissensibel. 15 Prozent geben an, meistens dort zu tanken, wo gerade die nächste Station ist: Die menschliche Trägheit siegt nicht selten über ökonomische Vernunft.

In der Regel freilich ist jedoch der Preis ausschlaggebend bei der Auswahl der Tankstelle: 61 Prozent der Befragten sagen zumindest, sie tankten dort, wo es am günstigsten sei. Es lohnt sich allerdings selten, deshalb größere Umwege zu fahren: Die Strecke darf nicht mehr als hin und zurück jeweils sieben Kilometer betragen, wenn ein VW-Golf einmal vollgetankt wird und die Preisspanne fünf Cent beträgt – sonst zahlt man schon drauf.

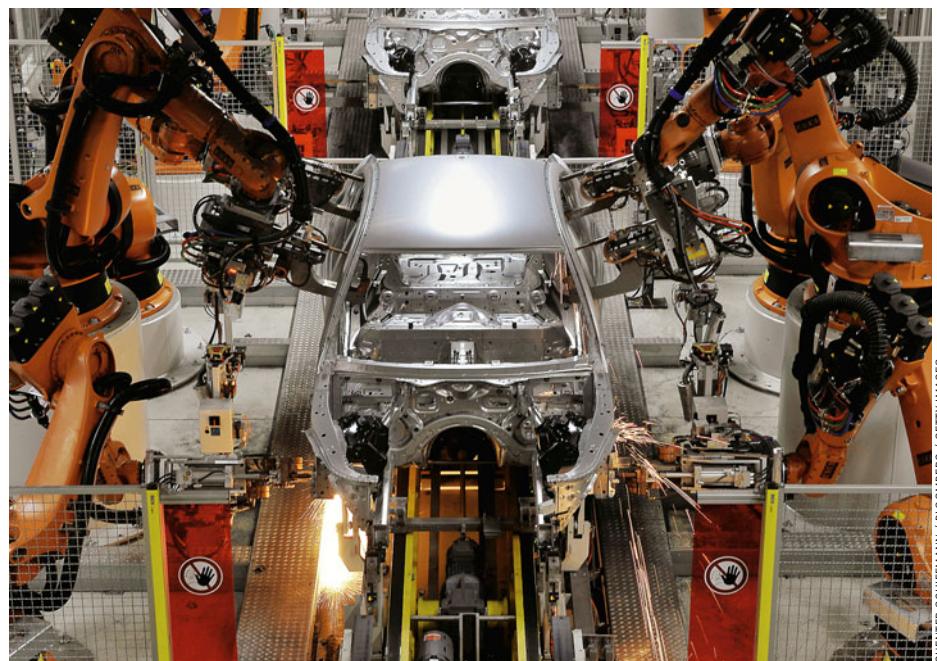
Andere Kunden honorieren es, wenn der Tankstellenshop ein breites Sortiment

bietet, vom Champagner bis zum Dosenbier, und wenn die ganze Station einen angenehmen, sauberen Eindruck macht. Aral und Shell haben in den vergangenen Jahren viel investiert, um ihre Stationen attraktiver zu gestalten – und höhere Preise zu rechtfertigen.

Die allgemeine Spritwut können die Marktführer damit freilich kaum kanalisieren. Die Stimmung ist so geladen, dass die Politik sich zum Handeln gedrängt fühlt. Es sei das Ziel, „mehr Transparenz für die Verbraucher zu schaffen“, fordert Bundesverbraucherministerin Ilse Aigner. Nur wie?

Die Bundesregierung reagiert auf die Spritpreisentwicklung mit einer Mischung aus Aktionismus und Ratlosigkeit. Bundeswirtschaftsminister Philipp Rösler verweist eilfertig darauf, dass er schon lange an einer Verschärfung des Wettbewerbsrechts arbeite, von der auch die Mineralölkonzerne betroffen seien. Konkret gehe es darum, dass es den Raffinerien verboten sein solle, freie Tankstellen zu einem deutlich höheren Preis zu beliefern als die Tankstellen der großen Konzerne. Doch Röslers Novelle ändert kaum etwas an der bisherigen Praxis. Theoretisch ist die Benachteiligung freier Tankstellen nämlich schon heute verboten. Nur heißt das nicht, dass man sich in der Branche auch automatisch immer daran hält.

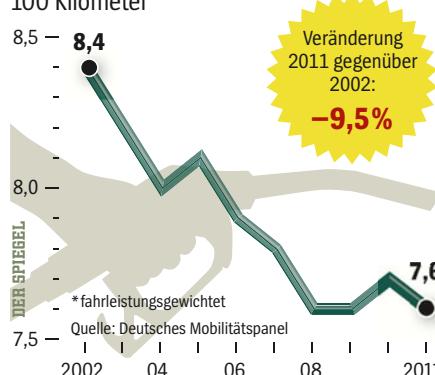
Ein stumpfes Schwert ist auch die von Rösler geplante Markttransparenzstelle, die beim Bundeskartellamt eingerichtet werden soll. Der Plan lautet, Energiehändler dazu zu verpflichten, ihre An- und Verkaufspreise mehrmals täglich an die Behörde zu melden. Für Tankstellenbetreiber indes gilt diese Vorschrift nicht, weshalb auch hier für die Autofahrer keine Entlastung zu erreichen sein wird.



Autoproduktion in Dingolfing: „Mehr Transparenz für die Verbraucher schaffen“

Spritsparer

Durchschnittsverbrauch* der Kraftfahrzeugflotte in Deutschland, in Litern je 100 Kilometer



Beinahe skurril sind die Vorschläge, die vergangene Woche in den Bundestagsfraktionen von Union und FDP entwickelt wurden. Danach sollen die Tankstellenbetreiber künftig immer um 14 Uhr die Preise für den folgenden Tag einer Behörde melden. Dieses Niveau gilt dann von sechs Uhr morgens an 24 Stunden lang, die Werte für jede Tankstelle sollen im Internet veröffentlicht werden.

Westaustralien steht Pate für dieses Modell (SPIEGEL 11/2012). Dort wird es seit gut zehn Jahren praktiziert – in einer Region, die siebenmal größer ist als Deutschland, aber nur vier Prozent der Tankstellen aufweist: Ist dieses System tatsächlich übertragbar?

So weit haben sich die Politiker offensichtlich noch nicht in die Materie vertieft. Das Modell jedenfalls hat nicht einmal die Australier überzeugt. Vor vier Jahren lehnte es das Parlament ab, das System auf das gesamte Land zu über-

tragen. Auch in Österreich hat der Staat die Preisentwicklung reguliert, seit gut einem Jahr dürfen die Tankstellen die Spritpreise nur einmal am Tag erhöhen, um 12 Uhr mittags; Preissenkungen sind immer möglich. Und in Italien hat sich Marktführer Eni vor einigen Jahren entschlossen, die Preise seltener zu ändern.

Die Ergebnisse der ausländischen Modelle sind ernüchternd: Überall ist das Preisniveau gestiegen, die Sprünge setzten sich fort, und die Marktmacht von „Big Oil“ hat sich eher noch verfestigt. Die vermeintlichen Vorbilder erweisen sich als fragwürdig: Der Verbraucher gewinnt zwar die Sicherheit, dass er sich auf einen Preis verlassen kann, aber billiger wird es für ihn noch lange nicht.

Es war das Bundeskartellamt, das die Modelle ins Gespräch gebracht hat, um mehr Transparenz und Wettbewerb in den Markt zu bringen. Dabei hat die Behörde selbst vor zehn Jahren einiges dazu beigetragen, dass die deutschen Branchengrößen ihre Macht überhaupt erlangen konnten.

Damals gab das Kartellamt grünes Licht für zwei Fusionen: BP durfte die Tankstellen von Aral übernehmen und Shell jene von RWE Dea. Beide Gruppen mussten zwar einige Stationen verkaufen, doch seitdem ist der Machtblock aus Aral und Shell zementiert. Ende 2010 durfte Shell sogar noch 41 Tankstellen von Edeka übernehmen.

Die Chance zu einer Neuordnung des Markts hat der Staat also verpasst. Es ist praktisch ausgeschlossen, dass ein neuer Tankstellenanbieter auf den Plan tritt und das Geschäft aufmischt. Ein solches Unterfangen würde schon daran scheitern, dass er den Kraftstoff von Raffinerien beziehen müsste, die fast alle zumindest teilweise in der Hand von Shell, BP oder Esso liegen. Auch Pipelines und Tanklager werden von den Branchengrößen betrieben.

Am Ende bleibt Autofahrern nichts anderes übrig, als mit ihren überschaubaren Möglichkeiten den Markt zu beleben. Sie können beispielsweise ihr Fahrverhalten den hohen Spritpreisen anpassen: 37 Prozent der Deutschen beabsichtigen, sich künftig seltener ans Steuer zu setzen. Oder sie tanken ganz bewusst an kleinen, mittelständischen Stationen, um den Wettbewerb zu stimulieren.

Oder aber sie entscheiden sich beim nächsten Autokauf für ein besonders sparsames Modell. Inzwischen achten viele Autofahrer auf die Verbrauchswerte – doch längst nicht alle: Jedes siebte Neufahrzeug in Deutschland ist ein Geländewagen, der Anteil liegt so hoch wie nie zuvor.

Für diese Käufer zumindest ist Benzin offensichtlich noch nicht teuer genug.

ALEXANDER JUNG, ALEXANDER NEUBACHER

Fossiles Finale

Hohe Spritpreise bieten den besten Anreiz, um wegzukommen vom Öl.

Viel fehlt nicht mehr. Nur noch wenige Cent, und ein Liter Super kostet 1,80 Euro. Dann kommen BMW-3er-Fahrer für eine 63-Liter-Tankfüllung mit einem 100-Euro-Schein nicht aus. Und was sagt Norbert Reithofer, der BMW-Vorstandschef, dazu?

Reithofer antwortet erstaunlich gelassen für einen Manager, dessen Produkte von Benzin und Diesel abhängen. „Man kann das als Bedrohung sehen“, sagt der Automann, aber er vertrete da eine andere Meinung. Reithofer entdeckt in der Verteuerung der Kraftstoffe „eine Chance“. Sein Unternehmen, davon ist er überzeugt, werde „einen Vorteil daraus ziehen“.

Die Münchner haben mehrere Milliarden Euro in Spritspar-Technologien investiert, in effiziente Motoren, in die Rückgewinnung von Bremsenergie und in ultraleichte Karosserien aus Karbonfasern. BMW gilt heute als führend in dieser Disziplin, die Kunden honorieren es: 2011 war ein Rekordjahr. Und deshalb, glaubt Reithofer, kommen die hohen Benzinpreise dem Unternehmen letztlich zugute.

Ganz ähnlich argumentiert Tom Enders, der Vorstandschef von Airbus. Eigentlich müsste er über die Kerosinpreise

schimpfen. Seine Kunden, die Fluggesellschaften, leiden schwer darunter, ihr Gewinn schrumpft, sie investieren weniger in Flugzeuge. Dennoch hat Airbus so viele Aufträge wie noch nie in den Büchern.

Für das Modell A320 neo, das von 2015 an ausgeliefert werden soll, gingen im vergangenen Jahr bereits weit über tausend Bestellungen ein. Dank neuer Triebwerke und spezieller Flügel verbraucht die Maschine rund 15 Prozent weniger Treibstoff, damit ist sie der Konkurrenz von Boeing deutlich überlegen. In Zeiten hoher Kerosinpreise sei dies ein entscheidendes Verkaufsargument, sagt Enders: „In gewisser Weise profitieren wir von dem hohen Ölpreis.“

So kann man es also auch sehen: Die Rekordstände an den Zapfsäulen ärgern Autofahrer – aber sie haben durchaus ihr Gutes. Sie zwingen die Unternehmen dazu, anders mit dem kostbaren Gut umzugehen: bewusster, weniger verschwendisch. Und das ist auch nötig.

Die Welt ist süchtig nach einem Stoff, den sie Tag für Tag, Stunde um Stunde dezimiert. Und der zum Verbrennen viel zu schade ist. Der Wohlstand der Menschheit beruht auf Ressourcen, die begrenzt

sind. Die meisten wissen das, aber verdrängen die nötige Konsequenz: den Verzicht auf fossile Brennstoffe.

Die Höchstpreise für Benzin bieten den wahrscheinlich wirkungsvollsten Anreiz, endlich wegzukommen von der Drog Öl und nach Ersatz zu suchen. Und sie treiben die Modernisierung der Volkswirtschaft an.

Der Entzug wird zweifellos hart, die Konjunktur gerät in Mitleidenschaft, wenn ihr der Schmierstoff entzogen wird. Doch die Verbraucher und die Unternehmer haben keine Wahl: Je länger sie zögern, umso schmerzhafter wird der Übergang.

Wird nämlich Tanken billiger, werden mehr Kilometer gefahren, PS-stärkere Autos gekauft, also mehr Liter Sprit verbraucht. Dann aber geht die Welt dem unweigerlichen Ende der Ölzeit noch schneller entgegen, als es ohnehin schon geschieht. Sie wird den letzten Tropfen verbrennen und ohne Plan B dastehen.

Wird der Kraftstoff dagegen spürbar teurer, kann der Abschied von fossilen Brennstoffen einigermaßen schmerzfrei gelingen, so paradox es klingt, denn es verlängert den Übergang in die Ära nach dem Öl. Die Welt kauft sich Zeit für eine

Energiewende, eine Gnadenfrist, in der Forscher beispielsweise leistungsfähigere Batterien für Elektrofahrzeuge entwickeln oder Energiepflanzen für Biosprit züchten, dessen Produktion möglichst wenig Agrarfläche benötigt. Die Welt zögert das fossile Finale hinaus.

Wenn jetzt die USA, Frankreich, Großbritannien und Japan tatsächlich ihre Ölreserven freigeben, dann wird dies die Preise wohl zunächst drücken, aber es ist eben genau das falsche Signal.

Inzwischen plädieren nicht nur Ökologen, sondern auch liberale Ökonomen für eine Strategie der Verteuerung. Öl sei offensichtlich noch immer viel zu billig, sonst gingen die Konsumenten nicht so verschwenderisch damit um, sagt Thomas Straubhaar, Präsident des Hamburger WeltWirtschaftsInstituts: „Die Peitsche der Knappheit ist das wirkungsvollste Instrument, um Innovationen anzuregen.“

Dieser brutale Mechanismus war erstmals nach der Ölpreiskrise 1973/74 zu beobachten. Damals suchte die Förderindustrie nach neuen Quellen, um die Abhängigkeit von arabischen Rohstoffen zu mindern. Sie fand Vorkommen unter dem Meeresgrund, in der Nordsee und im Golf von Mexiko.

Mittlerweile aber stößt das Ölangebot der Erde an Grenzen, die Erschließung neuer Felder wird immer komplizierter, teurer und gefährlicher, wie die Havarie der Gas-Förderplattform Elgin vergangene Woche in der Nordsee deutlich machte (siehe Seite 114). Wichtiger noch: Selbst das gesamte Öl aus Arktis und Tiefsee wird den ungeheuren Energiehunger kaum stillen können, der in Fernost erwächst.

China benötigt bereits neun Millionen Barrel Öl am Tag, fast doppelt so viel wie vor zehn Jahren. Bis 2020, so wird geschätzt, werden dort 70 Prozent mehr Neuwagen verkauft werden als heute – und sie werden die Straßen verstopfen. In der Volksrepublik, aber auch in Indien wächst eine Riesenschar neuer Energieverbraucher heran, die dem westlichen Konsummodell nacheifern: mit der Klimaanlage in der Wohnung und dem Auto in der Garage. Zwei Milliardenvölker haben einiges nachzuholen.

Würde jeder Mensch so viel Energie verbrauchen wie der durchschnittliche US-Amerikaner, wären die heute bekannten Ölreserven rechnerisch innerhalb von neun Jahren erschöpft.

Bis 2050 wird sich der Energieverbrauch weltweit noch mal fast verdoppeln, lautet die Prognose der OECD. Das Problematische daran: Der Anteil, der auf Öl, Gas und Kohle entfällt, wird nach Einschätzung der Forscher nicht abnehmen. Schon heute stammen vier Fünftel aus fossilen Quellen. „Wir riskieren unumkehrbare Umweltschäden“, warnt die OECD, „die



Straßenverkehr in Shanghai: Selbst die gesamten Rohstoffreserven aus Arktis und Tiefsee

unseren in zwei Jahrhunderten errungenen Lebensstandard gefährden.“

Von den Rohstoffpreisen, so die Botschaft, muss ein klares Signal ausgehen: dass sich die Gesellschaft einen Wohlstand, der auf der Vergeudung von Bodenschätzungen gründet, nicht mehr leisten kann. Doch was ist die Konsequenz für die Verbraucher? Wie teuer müssen die Kraftstoffe noch werden, damit Menschen ihr Verhalten ändern?

DIE DEUTSCHE ÖLRECHNUNG

Für Nils Zimmermann ist die Schmerzgrenze überschritten. Zimmermann ist Parkettlegermeister, sein Betrieb befindet sich im Hamburger Stadtteil Bramfeld. Er beschäftigt elf Mitarbeiter, bis auf die Sekretärin sind sie fast ständig auf Achse. Die Spritkosten summierten sich im vergangenen Jahr auf etwa 30 000 Euro, fünf Jahre zuvor sei es noch gut ein Drittel weniger gewesen, sagt Zimmermann. „Wir mussten uns etwas überlegen.“

Seit Anfang des Jahres hat er seinen Fuhrpark um ein Elektroauto erweitert, es ist ein umgerüsteter Fiat 500. Der Stromflitzer koste 4,50 Euro pro hundert

Kilometer, rechnet Zimmermann vor, sein Geländewagen sei fünfmal teurer. Nach und nach will er auch die anderen Fahrzeuge ausmustern und durch Ökautos ersetzen. „Das ist die Zukunft“, meint der Handwerker.

In vielen anderen Branchen gelingt die Umstellung nicht so problemlos. Den Fluggesellschaften zum Beispiel machen die hohen Ölpreise schwer zu schaffen, die Lufthansa hat sich ein striktes Sparprogramm verordnet. Im vergangenen Jahr sind ihre Ausgaben für Kerosin um 1,3 Milliarden auf 6,3 Milliarden Euro gestiegen, dieses Jahr wird der Posten voraussichtlich um weitere 1,2 Milliarden Euro größer.

Dem gesamten Transportgewerbe bereiten die galoppierenden Energiekosten Schwierigkeiten. Speditionen, Reedereien oder Paketversender müssen neu kalkulieren. Für ein Unternehmen wie die Deutsche Post mit ihren 50 000 konzern-eigenen Fahrzeugen macht jeder Cent mehr an der Tankstelle Millionen in der Bilanz aus. Oder die Deutsche Bahn: Kein anderes Unternehmen gibt hierzulande so viel Geld für Energie aus, 2,5 Milliarden Euro im vergangenen Jahr.



werden den Energiehunger kaum stillen

Der Preisschock trifft den Lebensnerv der gesamten Volkswirtschaft. Gerade der Standort Deutschland hängt mit seiner breiten industriellen Basis und seinen Paradebranchen Autofertigung, Maschinenbau und Chemieproduktion mehr als jedes andere Land der EU von Energie und ihrem Preis ab. Die Ölrechnung des Landes ist massiv gestiegen, innerhalb von zwei Jahren um mehr als 23 Milliarden Euro. Das Plus entspricht fast einem Prozentpunkt des Bruttoinlandsprodukts. Das bedeutet: weniger Gewinne, weniger Investitionen.

Zudem leidet Deutschland als langjähriger Exportweltmeister in besonderem Maße darunter, wenn Frachtausgaben wieder zum nennenswerten Kostenfaktor werden. Die deutschen Unternehmen beschaffen sich Schrauben, Bleche und andere Vorprodukte auf dem Weltmarkt, meist geliefert auf dem See- oder Luftweg, und vertreiben die fertigen Güter in alle Welt. In Zeiten dreistelliger Ölnotierungen könnte man sich den Transport von Waren rund um den Erdball bald kaum mehr leisten, meint der kanadische Ökonom Jeff Rubin. Rubin, ein ehemaliger Investmentbanker, erwartet,

dass der Trend wieder in Richtung regionale und lokale Fertigung gehe. „Unsere Welt wird sehr viel kleiner“, lautet seine Prognose.

Eine in diesem Sinne kleinere Welt muss aber keine schlechtere sein. In ihr dürfte nur kein Platz mehr sein für jene Auswüchse der internationalen Arbeitsteilung, die nur durch einen niedrigen Ölpreis möglich sind: beispielsweise den Transport von Krabben von der Nordseeküste nach Marokko, wo sie gepult werden, und auf Lastwagen wieder zurück nach Deutschland.

Billiges Öl war ein Treibstoff der Globalisierung. Teureres Öl wird sie kaum stoppen, aber vielleicht bremsen – bis irgendwann alternative Treibstoffe die fossilen Quellen ersetzen. „Die Wirtschaftsgeschichte lehrt uns, dass Not erfinderisch macht“, sagt Ökonom Rubin.

Das ist der Ausweg, der die Konsumentenstaaten aus der fossilen Falle führen kann. Die Förderländer wiederum sind zurzeit scheinbar die Gewinner. Noch nie bekamen sie so viel Geld für ihre Bodenschätze wie in diesem Frühjahr.

Doch die leicht verdienten Petrodollar haben Länder wie Russland, Venezuela und Nigeria korrupt und träge gemacht. Die Ölmilliarden haben die wirtschaftliche Entwicklung nicht gefördert, sondern eher gebremst, weil es nicht nötig schien, andere Industrien aufzubauen.

PLANEN FÜR DIE ZEIT DANACH

Es sind bislang erst wenige Rohstoffländer, in denen die Einsicht reift, dass sie

ihre Volkswirtschaft auf eine breitere Basis stellen müssen. Sie suchen nach Wohlstandsquellen abseits vom Öl, selbst die Vereinigten Arabischen Emirate, wo die Reserven noch gut und gern eine Generation ernähren könnten. Doch was dann?

Es mag an der Beduinen-Tradition liegen, dass sich die Herrscherfamilie Nahjan eine solche Frage überhaupt gestellt hat. Wer gelernt hat, in der Wüste zu überleben, der hat gelernt, Vorräte anzuregen und ans Morgen zu denken.

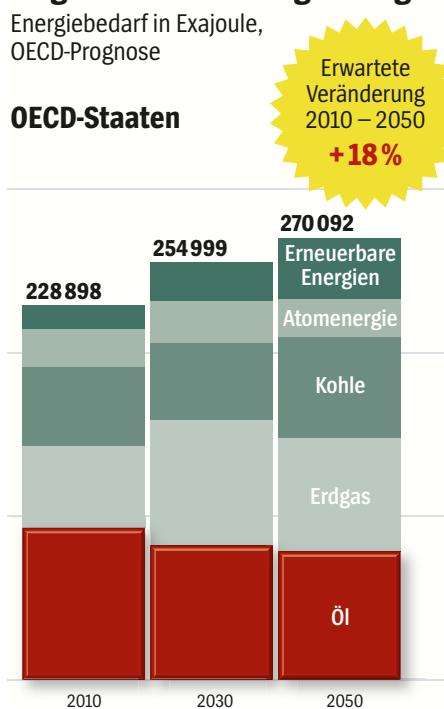
Rund zwei Drittel der Ölernahmen werden angespart, vor allem durch Abu Dhabi Staatsfonds ADIA. Der hält weltweit Anteile von 627 Milliarden Dollar und stellt damit das größte Finanzpolster eines Staates überhaupt dar, vor China, Norwegen und Saudi-Arabien. Wohin das andere Drittel der Ölrente fließt, kann man am Strand studieren.

Dort steht das Hauptgebäude der neuen Sajid-Universität mit ihrem futuristisch geschwungene Dach; eine junge Generation von Arabern soll hier auf internationalem Spitzenniveau studieren. Gegenüber liegt die linsenförmige Zentrale des Investmentkonzerns Aldar, der das künftige Finanzzentrum und diverse Tourismusprojekte betreibt, darunter erstreckt sich der Formel-1-Park Yas-Island. Und gleich daneben, im Wüstendunst, die Baukräne von Masdar-City, dem Vorzeige-

Ungebremster Energiehunger

Energiebedarf in Exajoule, OECD-Prognose

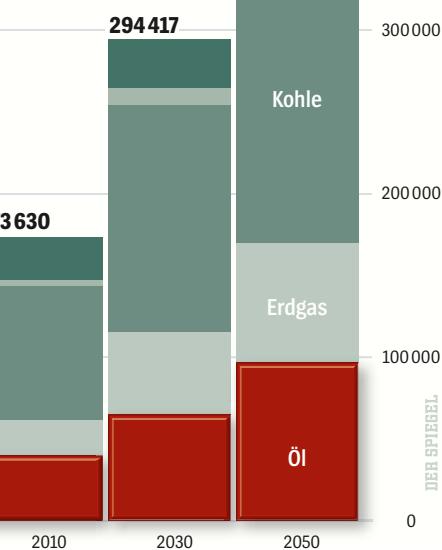
OECD-Staaten



Erwartete Veränderung 2010 – 2050
+18 %

BRIICS-Staaten*

* Brasilien, Russland, Indien, Indonesien, China, Südafrika



Erwartete Veränderung 2010 – 2050
+133 %

projekt schlechthin für eine Zukunft jenseits der Zapfsäulen.

„Masdar“, Arabisch für Quelle, ist ein fast schon alchimistisches Vorhaben: 22 Milliarden schmutzige Petrodollar sollen verwandelt werden in eine saubere Null-Emission-Stadt, gestaltet vom Architekten Sir Norman Foster, in der für die Abschaffung der Fossilökonomie geforscht und produziert wird.

In der Tiefgarage stehen die Drei-Liter-Hubraum-Limousinen der Studenten, aber zum Campus gleiten magnetisch gesteuerte Elektromobile, „Pad-Cars“. Dort verbreitet ein „Windturm“ kühlen Hauch, die Gassen sind auf Schatten und Durchzug gebaut wie in den traditionellen Altstädten Arabiens.

Das Ganze ist bislang kaum mehr als ein Vitrinenobjekt für durchreisende Staatschefs, ein Feigenblatt für einen Staat, in dem jeder Baum mit künstlich entsalztem Meer bewässert wird. Doch es wird auf lange Frist geplant. Masdar Capital investiert weltweit in erneuerbare Technologien.

Am Erfurter Kreuz in Thüringen stellt ein Unternehmen aus den Emiraten Photovoltaik-Module her. Abu Dhabi ist am ersten kommerziellen Solarkraftwerk Gemasolar in Andalusien beteiligt. Für 120 Millionen Euro hat es sich bei dem finnischen Windradhersteller Winwind eingekauft und baut, zusammen mit E.on, den weltgrößten Offshore-Windpark vor der Themse-Mündung.

Masdar mag auf eine Zeit ohne Öl hinarbeiten. Doch dieses Ökotopia im Wüstensand ist in hohem Maße von der Preiskurve abhängig. Als die Preise nach der

Finanzkrise 2008 einbrachen, musste das Projekt gehörig abspecken. Das Konzept eines Hauses, das unter dem Strich mehr Energie produziert als verbraucht, wurde nicht mehr weiterverfolgt, die ganze Stadt ans schmutzige Stromnetz angeschlossen. Statt von „CO₂-neutral“ wird jetzt von „sauber“ gesprochen.

An der Entwicklung von Masdar sind auch viele deutsche Firmen beteiligt, darunter Bayer, BASF und Bosch; Siemens lässt hier gerade seine Zentrale für Asien und den Mittleren Osten in die Retortenstadt bauen. Es sind Unternehmen, die jahrzehntelang ihre Geschäfte auf der Basis fossiler Rohstoffe betrieben haben, damit konnten sie glänzend leben.

Jetzt ändern sich die Voraussetzungen dramatisch. Aus dieser Not versuchen sie eine Tugend zu machen.

AUS WENIGER MEHR MACHEN

BASF, der weltgrößte Chemiekonzern mit Sitz in Ludwigshafen, hängt wie kaum ein anderes deutsches Unternehmen von Rohöl ab. Das ist von Vorteil, weil BASF dank seiner engen geschäftlichen Beziehung zur russischen Gasprom von den Rekordpreisen profitiert. Aber die Abhängigkeit bedeutet vor allem einen eklatanten Nachteil: Öl und seine Produkte, insbesondere Rohbenzin, sind die zentralen Ausgangsstoffe für chemische Produkte wie Kunststoff oder Lacke.

„Der Ölpreis ist gegenwärtig unsere größte Sorge“, räumte Kurt Bock, der Vorstandschef, bei der Präsentation einer ansonsten glänzenden Bilanz ein. Im Zah-

lenwerk des Konzerns wird mit einem Niveau von 110 Dollar pro Barrel gerechnet. Wenn der Preis aber steigt, ändert sich das Bild erheblich, warnte Bock.

Deshalb investiert der Manager neuerdings in ein Feld, das ausdrücklich nichts mit Öl zu tun hat, eher mit dem Gegenteil: Bock ist in großem Stil ins Batteriegeschäft eingestiegen, hier will BASF bald eine führende Rolle weltweit spielen. Dafür gibt der Konzern einige hundert Millionen Euro aus, kauft einen Spezialbetrieb nach dem anderen und stellt dutzendweise Forscher ein. Viele von ihnen arbeiten im Norden des Ludwigshafener Werksgeländes, im Haus M 100. Mit seinen hohen Decken und breiten Steintreppen wirkt es wie ein altes Schulgebäude. Es sind heilige Hallen für jeden Chemiker.

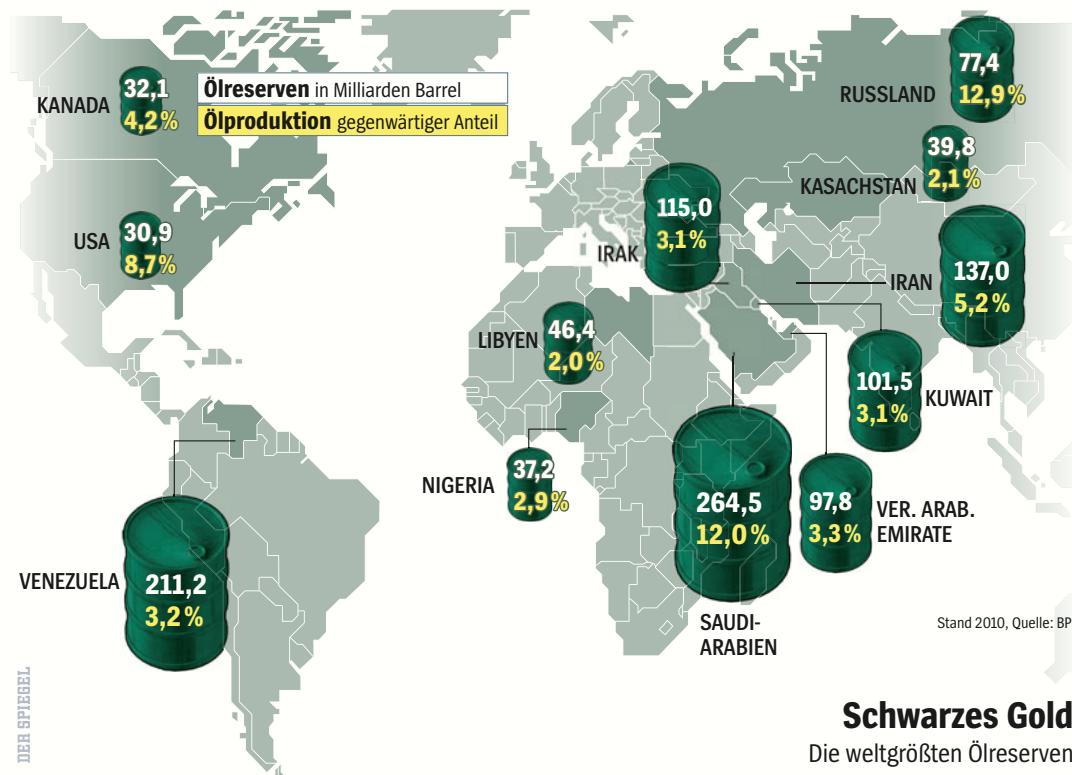
Vor hundert Jahren haben Fritz Haber und Carl Bosch hier ein Verfahren entwickelt, um Ammoniak synthetisch zu produzieren, die entscheidende Voraussetzung für die Herstellung von Kunstdünger, eine Revolution für die Welternährung. Jetzt sucht der Elektrochemiker Andreas Fischer nach einer Lösung für ein anderes Menschheitsproblem, der Mobilität in der postfossilen Zeit.

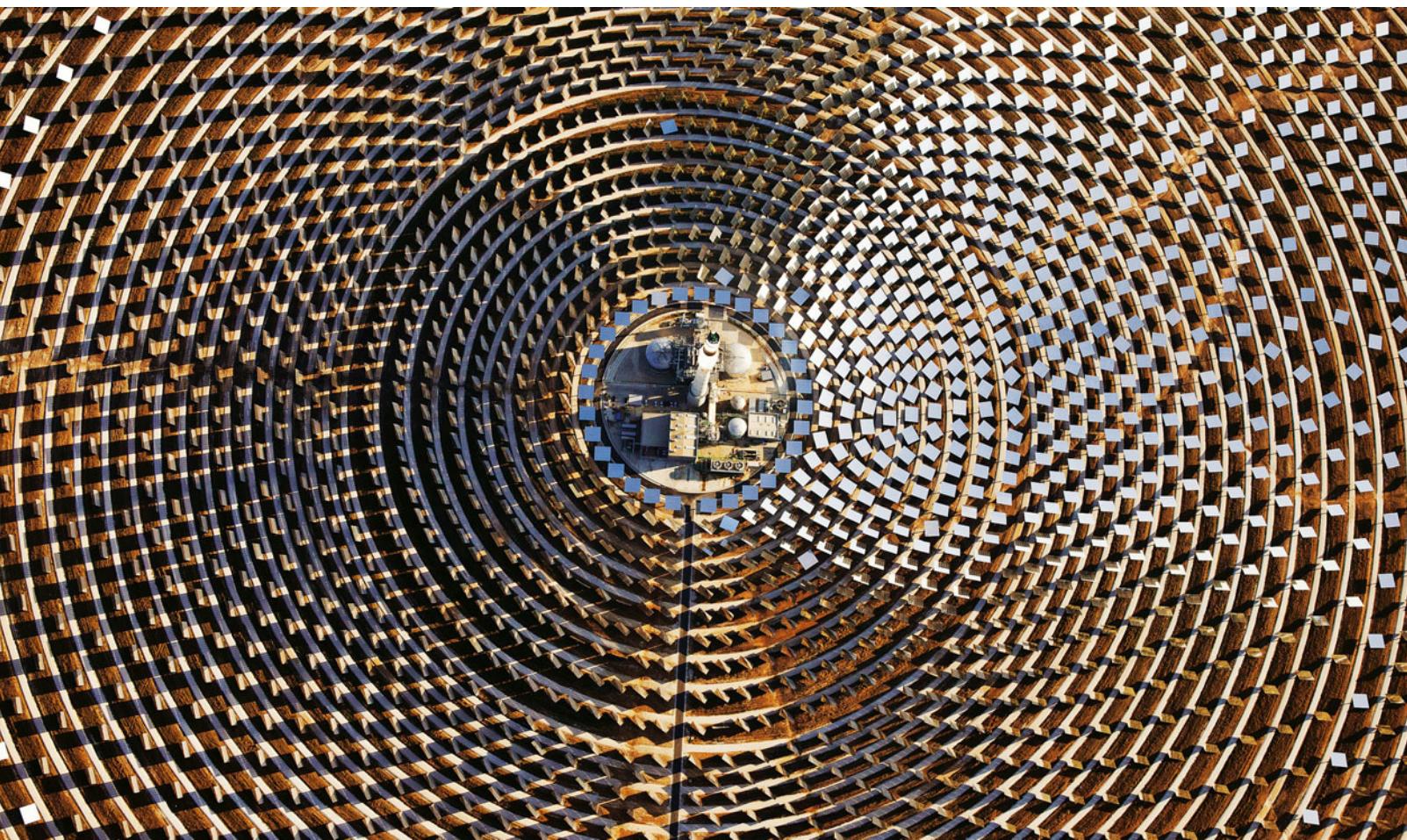
Fischer leitet die Batterieforschung von BASF, seit 1997 arbeitet er im Konzern. Viele Jahre fristete die Elektrochemie ein Schattendasein im Haus, das ist nun anders. Mehr als hundert Mitarbeiter tüfteln an immer besseren Komponenten für Lithium-Ionen-Batterien. Besser heißt: Sie müssen eine hohe Energiedichte aufweisen, sie dürfen sich beim Be- und Entladen nicht so schnell abnutzen, sie sollen

zudem leicht sein, brandsicher und auch noch bezahlbar.

Das sind Ziele, die alle Akteure im umkämpften Batteriemarkt anstreben. Jeder will bereit sein, wenn erst mal die erwartete Welle an Elektroautos ins Rollen kommt. Bei Speichern von Konsumgütern wie Handys seien die Asiaten um einige Jahre voraus, räumt Fischer ein. Anders sehe es im Geschäft mit dem Auto der Zukunft aus: „Hier werden die Karten neu gemischt.“

Ende des Jahres soll im neuen Werk im US-Bundesstaat Ohio die Massenproduktion von Kathodenmaterialien für Batterien starten. Wann die Elektromobilität den Durchbruch schafft und BASF damit Geld verdient, hänge allerdings nicht allein an der Leistung seines Teams, sagt Fischer: „Der Treiber ist auch der Benzinpreis.“





Solarkraftwerk in Andalusien: In einer Wirtschaft, die mit weniger Öl auskommen muss, entstehen neue Geschäftschancen

Je höher die Notierung steigt, desto eher rechnen sich die Investitionen, denn umso größer sind die Absatzchancen für Speichertechnologie. Auf diese Weise beschleunigt die Verteuerung von Öl den Strukturwandel der Volkswirtschaft, einschmerzhafter Prozess für alle, die dabei auf der Strecke bleiben. Aber ausgesprochen vorteilhaft für jene Unternehmen, die es verstehen, mit knappen Ressourcen besonders effizient umzugehen.

Von ihnen gibt es am Standort Deutschland eine ganze Reihe, Hersteller von Wärmepumpen zum Beispiel, von Isolierstoffen oder Brennwertheizungen. Sie sind auch deshalb so stark, weil man hierzulande Rohstoffarmut gewohnt ist. Welche Bedeutung das Thema „Energieeffizienz“ gewinnt, zeigt sich daran, dass die Hannover Messe 2012 mit der „Industrial-GreenTec“ erstmals eine Leitmesse eigens für Umwelttechnologien veranstaltet. Dort wird auch Bosch vertreten sein.

Die Ingenieure des schwäbischen Autozulieferers haben sich zum Ziel gesetzt, mit moderner Technik den Verbrauch eines Dieselautos der Golfklasse von 5,4 Litern auf 3,6 Liter zu drücken. Dazu setzen sie zum Beispiel eine Start-Stopp-Automatik ein oder verzichten auf den vierten Zylinder. „Wenn Sie fahren, merken Sie nichts“, versichert Bernd Bohr, der

Chef der Fahrzeugtechniksparte. Bohr und seine Kollegen treibt eine Frage um: „Wie kann man aus weniger mehr machen?“ Die Antwort darauf entscheidet auch über den geschäftlichen Erfolg von Bosch: „Ressourceneffizienz ist ein wesentlicher Wachstumstreiber für unser Unternehmen“, sagt Bohr.

Das Gleiche gilt für Mercedes, den größten Lkw-Hersteller der Welt. Die Stuttgarter führen derzeit den neuen Actros ein, einen Großlaster, der fünf Prozent weniger Sprit verbrauchen soll als das Vorgängermodell, unter anderem dank einer neuen Motorenregeneration, die mit einem Einspritzdruck von 2100 bar arbeitet. Das Sparvolumen klingt überschaubar, es summiert sich aber zu nennenswerten Größen in einem Gewerbe, in dem Energie 35 bis 40 Prozent der gesamten Kosten ausmachen.

Daimlers Lkw-Vorstand Andreas Renschler rechnet sich umso größere Absatzchancen aus, je höher die Spritpreise steigen. „Dadurch wächst der Druck, alte Lkw, die mehr Benzin verbrauchen, durch neue zu ersetzen.“

So entstehen neue Geschäftschancen aus den Anforderungen, die eine Wirtschaft stellt, die mit immer weniger Öl auskommen muss. Mehr Wohlstand mit weniger Energie: In Deutschland funktio-

niert die Entkopplung schon seit einiger Zeit, im vergangenen Jahr wuchs die Wirtschaft um drei Prozent, während der Konsum von Öl, Gas und Kohle um fast fünf Prozent zurückging.

In den meisten Staaten der Welt aber, insbesondere den aufstrebenden Schwellenländern, gehen Konjunktur und Energieverbrauch noch immer Hand in Hand. Ein globaler Kurswechsel sei überfällig, fordert deshalb der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung für globale Umweltveränderungen: „Das kohlenstoffbasierte Weltwirtschaftsmodell“, so die Forscher, stelle „einen normativ unhaltbaren Zustand“ dar, es sei moralisch so verwerlich wie Sklaverei oder Kinderarbeit.

Die neun Wissenschaftler haben mit Blick auf die Uno-Umweltkonferenz Mitte Juni in Rio de Janeiro einen Masterplan für die notwendigen Veränderungen angelegt. Dazu gehört der Ausbau erneuerbarer Energien, aber auch die Verteuerung fossiler Brennstoffe.

Vielleicht lässt sich damit der Übergang erleichtern und das Ende des Ölzeitalters noch ein wenig hinauszögern. Um ein paar Jahre, möglicherweise auch um ein Jahrzehnt. Dass das fossile Finale kommt, ist jedoch unausweichlich.

DIETMAR HAWRANEK, ALEXANDER JUNG,
FLORIAN ZERFASS, ALEXANDER SMOLTCZYK

UNTERNEHMEN

Festgezurrte Preise

Haben die Energieriesen E.on und Gaz de France in Berlin ein Quotenkartell gebildet? Der Ex-Aufsichtsratschef der Gasag ist davon überzeugt – und klagt gegen das eigene Unternehmen.

Mit juristischen Auseinandersetzungen kennt sich Berlins größter Gasversorger, die Gasag, bestens aus. Hunderte Klagen gegen das Unternehmen haben Verbraucher nach Gaspreiserhöhungen in den vergangenen Jahren bei Gerichten eingereicht. Das Leben telefonbuchdicker Gutachten, Widersprüche und immer neuer Klageschriften gehört seitdem zur Routine der Rechtsabteilung.

Doch die Klageschrift, die den Gasag-Juristen am 10. November 2011 „vorab per Telefax“ übermittelt wurde, unterbrach den gewohnten Trott jäh. Denn der Schriftsatz hatte nichts mit den üblichen Attacken gegen den Berliner Ex-Monopolisten zu tun.

Die Vorwürfe, die in dem 28-seitigen Dokument erhoben werden, sind brisant und gehen in ihrer Bedeutung weit über die Gasag hinaus: Zwei der größten Energieversorger in Europa, E.on und Gaz de France (GDF), heute GDF Suez, sollen ein unzulässiges Quotenkartell gebildet haben.

Gezielt seien Gaspreise und -mengen für den Berliner Markt und für Teile des ostdeutschen Markts abgesprochen und vertraglich festgelegt worden – zu Lasten der Gasag und ihrer fast 700 000 Kunden, die über viele Jahre hinweg möglicherweise viel zu hohe Gaspreise bezahlt haben. Vermehrlicher Schaden bis jetzt: ein mehrstelliger Millionenbetrag.

Den Nutzen hatten, so die Klage, die Gasag-Lieferanten E.on und GDF, die zugleich – neben Vattenfall – Eigentümer der Gasag sind. Sie sollen das Kartell viele Jahre gesteuert und hohe Zusatzrenditen eingefahren haben. Besonders pikant: Kläger ist ausgerechnet der lang-

jährige Chefkontrolleur der Gasag, Karl Kauermann.

Ende vergangenen Jahres trat Kauermann als Vorsitzender des Aufsichtsrats zurück. Der gelernte Banker hatte sich vehement gegen einen Vergleich zwischen dem Berliner Versorger und seinen gasliefernden Eigentümern ausgesprochen, mit dem das brisante Thema „Quotenkar-



E.on-Gasspeicher: Hohe Zusatzrenditen eingefahren?

tell“ geräuschlos erledigt werden sollte. Doch Kauermann wurde im Aufsichtsrat überstimmt.

Noch ehe er zurücktrat, ging Kauermann gerichtlich gegen den Beschluss vor – ein in der deutschen Wirtschaft außergewöhnlicher Vorgang und der vorläufige Höhepunkt eines Wirtschaftskrimis, der im Jahr 1999 seinen Anfang nahm.

Damals hatte sich die frisch privatisierte Gasag darauf eingerichtet, als Gasversorger in den neuen Bundesländern eine wichtige Rolle zu übernehmen. Eigentümer des Unternehmens waren schon damals E.on, Vattenfall und die französische GDF, die kurz vorher einen Anteil von mehr als 31 Prozent an der Gasag übernommen hatte. Damit sich die Investition möglichst schnell amortisiert, machten die Franzosen laut Klage von Beginn an kein Hehl daraus, dass sie als Miteigentümer nicht nur an Ge-

winnen des Berliner Unternehmens partizipieren wollten. Als Gashändler wollten sie dem Berliner Versorger auch ihr Gas verkaufen.

Am 29. September 1999 einigten sich die Parteien in einem „Basic Agreement“ in Paris über eine langfristige „Aufteilung“ des Gasbedarfs der Gasag. In den Verträgen wurde der Gaspreis für die Dauer von 20 Jahren an den Ölpreis gekoppelt. Außerdem musste sich die Gasag verpflichten, bis zu 75 Prozent der garantierten Mengen zu bezahlen – egal, ob das Unternehmen so viel brauchte oder nicht.

Laut Vertrag sollte die GDF rund 200 Millionen Kubikmeter Gas jährlich liefern. Den Rest teilten der ostdeutsche Energieversorger VNG und E.on untereinander auf.

Besonders skurril: GDF verfügte damals nicht einmal über die Möglichkeiten, Gas nach Berlin zu liefern, da die Franzosen keine Pipeline besaßen. Doch auch dieses Problem wurde unbürokratisch gelöst. Faktisch lieferte E.on das Gas an die Gasag. Im Gegenzug, heißt es im Gutachten, soll GDF zugesichert haben, E.on Gaslieferungen nach Frankreich zu ermöglichen. Die Mengen sollen an der Grenze verrechnet worden sein. Das wäre ein massiver Verstoß gegen das Kartellrecht.

E.on und GDF bestreiten, wettbewerbswidrige Absprachen getroffen zu haben.



E.on-Chef Teyssen: Vorwürfe als abwegig zurückgewiesen

BIZPHOTOS / ACTION PRESS



**Als Selbstständiger
hat man es manchmal
ziemlich schwer.
Und manchmal über-
raschend einfach.**

DATEV Mittelstand pro ist die Software, die alle kaufmännischen Aufgaben einfach macht. Auch durch die engere Verbindung mit Ihrem Steuerberater. Das erleichtert die gemeinsame Arbeit und bietet eine perfekte Basis für Ihren unternehmerischen Erfolg. Mehr Infos bei Ihrem Steuerberater oder unter Tel. 0800 1001116.

www.datev.de/mittelstand



Zukunft gestalten. Gemeinsam.

Der digitale SPIEGEL. Die neue Art zu lesen.

Jetzt für
iPad/iPhone,
Android und
Mac/PC



Früher lesen:

Sonntag schon ab 8 Uhr auf iPad, iPhone®, Android-Tablets und -Smartphones sowie auf Mac und PC: einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen – egal wo Sie gerade sind.

Mehr sehen:

Nutzen Sie Videos, Fotostrecken und interaktive Grafiken.

Mehr hören:

Lauschen Sie Interviews, neuen Songs oder historischen Tondokumenten.

Mehr wissen:

Lesen Sie weiter auf den Themenseiten. Lassen Sie sich vom Reporter erklären, wie er recherchiert hat.

Jetzt exklusiv in der neuen Ausgabe:

- Armer Westen, reicher Osten? – **SPIEGEL-TV-Dokumentation** über den Solidarpakt im Jahr 2012
- Sehnsucht nach Neukölln – **Video** über ein auswanderungswilliges rumänisches Roma-Dorf
- Hochbegabte für Südafrika – **Video** über das AIMS-Institut in Kapstadt

www.spiegel.de/digital

Wirtschaft



Die Verträge, sagt etwa E.on, seien für die damalige Zeit branchenüblich gewesen. Es sei sogar darum gegangen, der Gasag in einer schwierigen Lage zu helfen.

Tatsächlich nahm die Gasag lange Zeit keinen Anstoß an den festgezurten Lieferungen und Preisen. „Einige Jahre lang“, sagt der heutige Aufsichtsratschef Gerhard Jochum, „konnten alle Parteien mit der Situation gut leben.“ Doch das änderte sich 2005. Durch neue Fördertechniken wurden weltweit riesige Mengen neuen Gases erschlossen. Importstaaten wie die USA mutierten binnen weniger Jahre zu Exporteuren. An den Märkten purzelten die Preise für das sogenannte unkonventionelle Gas.

Und während zahlreiche Unternehmen vom Gas-Boom profitierten, war die Berliner Firma an ihre Lieferverträge mit absurd hohen Bezugspreisen gebunden. Schließlich war die Gasag nicht mehr konkurrenzfähig, Monat für Monat verlor sie bis zu 1000 Kunden an Wettbewerber.

Immer wieder versuchten Kauermann und die Gasag-Vorstände Olaf Czernomirz und Andreas Pohl, mit GDF und E.on neue Preise und bessere Verträge auszuhandeln – ohne Erfolg. Deshalb schlug der Vorstand im vergangenen Jahr einen riskanten Kurs ein. Das Berliner Unternehmen reichte Klagen gegen seine beiden Eigentümer GDF Suez und E.on ein, um seine „Marktfähigkeit wiederzuerlangen“, wie der Vorstand erklärt.

Sämtliche Verträge mit E.on und GDF seien nichtig, argumentieren die Gasag-Juristen, weil sie auf dem 1999 gegründeten, mutmaßlich wettbewerbswidrigen „Quotenkartell“ basierten. Mit den demnach überhöhten Gaspreisen seien Geldsummen aus dem Unternehmen gezogen worden, die den Eigentümern nicht zugestanden hätten. Allein in den Jahren 2008 bis 2011 sei ein Schaden von rund 110 Millionen Euro entstanden. Dieses Geld forderte die Gasag zurück. Zudem sollten neue und faire Lieferverträge ausgehandelt werden.

Doch E.on-Chef Johannes Teyssen und GDF ließen sich von den juristischen Attacken nicht einschüchtern. Man habe „immer den offenen Wettbewerb respektiert“, beteuert GDF. Ein wettbewerbswidriges Kartell liege definitiv nicht vor,

heißt es bei E.on. Die Gasag sei 1999 nicht nur an allen Verhandlungen beteiligt gewesen, sondern habe diese sogar initiiert.

Außerdem habe das Unternehmen fünf Jahre lang mit den ausgehandelten Preisen gut leben können. Erst in dem neuen Marktumfeld ab 2005 habe sich die Situation geändert. Die hohen Gaspreise, argumentiert E.on, würden von Unternehmen wie der russischen Gazprom diktieren. Diese Preise gebe E.on eins zu eins an die Gasag weiter. Der Vorwurf, das Unternehmen auszubeuten, sei abwegig.

Mit so harter Gegenwehr hatte der Gasag-Vorstand wohl nicht gerechnet. Außerdem plagte die Manager offenbar die Furcht, ihre knapp 700 000 Kunden überhaupt nicht mehr mit Gas beliefern zu können, sollte der Rechtsstreit mit den Eigentümern eskalieren.

Jedenfalls schlossen die Manager Ende vergangenen Jahres einen Vergleich mit der französischen GDF. Im Ergebnis wurden die Verträge für künftige Gaslieferungen zugunsten der Gasag modifiziert. Im Gegenzug verzichtete das Berliner Management auf größere Schadensersatzansprüche und eine öffentliche Schlammenschlacht. „Durch den Vergleich können wir die Mengen zu Marktkonditionen beschaffen“, verteidigt der Gasag-Vorstand die Einigung. Dies komme Berliner Kunden zugute. Der Aufsichtsrat stimmte der Einigung am 13. Oktober nach einer turbulenten Sitzung zu. Auch mit E.on soll eine gütliche Lösung gefunden werden.

Doch damit will sich Kauermann nicht zufriedengeben, er will den Aufsichtsratsbeschluss gerichtlich aufheben lassen. Seine Anwälte monieren, die Mitglieder des Gremiums seien „nicht hinreichend“ informiert worden. Es sei „grotesk“, dass die Gasag auf Schadensersatz in mehrstelliger Millionenhöhe verzichten solle.

Anfang Mai soll vor dem Berliner Landgericht die Verhandlung beginnen. Dann werden mögliche Absprachen, Quoten und Gaspreise ganz öffentlich diskutiert. Für die beteiligten Unternehmen könnte das durchaus gefährlich werden. Denn die Gasag verhandelt mit Berlin über eine Verlängerung ihres wichtigen Konzessionsvertrages. Sollte sich in einem Prozess herausstellen, dass sie leichtfertig auf Millionen-Ansprüche verzichtet hat, könnte das bei den ohnehin generierten Kunden auf wenig Verständnis stoßen. Der Vorstand könnte für das Versäumnis womöglich haftbar gemacht werden.

Die Lieferverträge von GDF und E.on dürften bei den Kartellbehörden auf großes Interesse stoßen. Dort sind die Gashändler keine Unbekannten. Wegen einer unzulässigen Aufteilung von Märkten waren sie bereits 2009 von der EU-Kommission zu Strafzahlungen von jeweils rund einer halben Milliarde Euro verdonnert worden.

FRANK DOHmen, MARTIN HESSE



MICHAEL DANENMANN / WIRTSCHAFTSWOCHE

Ferrostaal-Vorstand Mitscherlich 2008: *Mehr verdeckt als aufgedeckt?*

AFFÄREN

Das Aufweich-Kommando

Lange hatte Matthias Mitscherlich das Image, das zu seinem berühmten Namen passte: Der Ferrostaal-Chef galt als Intellektueller an der Spitze eines Milliardenkonzerns. Doch ein Geheimbericht zur Korruptionsaffäre der Firma kratzt am schönen Bild.

Am 20. September 2007 schrieb Matthias Mitscherlich eine Mail, genauer gesagt, er ließ sie schreiben. Mitscherlich diktierte, seine Assistentin tippte, denn obwohl Chef eines Milliardenkonzerns – eines hatte er nicht: einen eigenen Büro-Computer.

Es waren solche Marotten, die den Vorsitzenden der Essener Ferrostaal damals zu einem der ungewöhnlichsten Manager des Landes machten. Ein Feingeist, Sohn der berühmten Psychoanalytiker Alexander und Margarete, der mit Worten so gut umgehen konnte wie mit Zahlen und mit Menschen noch besser als mit den Maschinen, die seine Firma in aller Welt verkaufte.

So las sich nun auch diese Mail im Herbst 2007 an Finanzvorstand Michael Beck: Mitscherlich schrieb, er mache sich Sorgen um mehrere Betriebsräte, beschäftigt bei einer Tochter in Saarlouis, die abgewickelt werden sollte. Die Kollegen würden von ihrem Geschäftsführer geradezu „gejagt“. Stattdessen solle man lieber eine Lösung im Guten finden. Bis dahin müsse man den ruppigen Kollegen daran erinnern, dass er so etwas

nicht nach „Gutsherrenart“ durchziehen könne.

Es passt also noch ins frühere Mitscherlich-Bild, dass die Staatsanwaltschaft München ihn ausgerechnet dafür vor drei Wochen angeklagt hat: für eine Sache, die ihn, mit einigem Wohlwollen, immer noch als den guten Patron von Essen zeigt. Er will sich doch nur für „angemessene Lösungen“ eingesetzt und nichts Falsches getan haben, behauptet sein Verteidiger. Die Staatsanwaltschaft wirft Mitscherlich dagegen vor, Firmengelder veruntreut, Betriebsräte begünstigt und so das Betriebsverfassungsgesetz gebrochen zu haben. Denn drei Arbeitnehmervertreter bekamen Beraterverträge im Wert von insgesamt 1,15 Millionen Euro, die zum Teil auch ausgezahlt worden sein sollen; im Mai 2008 ließ Mitscherlich die ersten Gelder persönlich freigeben.

Am Ende alles nur eine Bewertungsfrage? Dabei gibt es andere Dinge, die für den Ziehsohn von Jürgen Habermas weit gefährlicher sein könnten – zumindest für sein Ansehen. Es sind bisher unbekannte Schmuddelgeschichten, die mit jenem Korruptionsskandal bei Ferrostaal

aufflogen, der Mitscherlich im Mai 2010 letztlich den Job kostete.

Über Jahrzehnte soll der Konzern weltweit für Aufträge geschmiert haben. Noch ermitteln die Münchner Strafverfolger gegen Mitscherlich im Komplex Korruption, aber fest steht: Hier geht es wirklich um seinen Ruf. Zwar gibt es keinen Hinweis, dass er Bestechung angeordnet hat. Doch glaubt man einem Untersuchungsbericht des Konzerns, dann spricht vieles dafür, dass sich Mitscherlich, 63, in drei Fällen eingeschaltet hat, um vermutlich faule Zahlungen, teils vor seiner Zeit vereinbart, zu vertuschen. Ausgerechnet er, der früher Sätze sagte wie „Wir schmieren aus Prinzip nicht“. War der Wirtschaftsheilige am Ende nur ein Scheinheiliger?

Der erste Fall spielt in Venezuela. Schon lange macht Ferrostaal Geschäfte in Ländern, in die sich andere deutsche Konzerne kaum trauen und deshalb gern die Experten aus Essen nutzen, um dort ganze Industriekomplexe zu verkaufen. In Venezuela etwa kann man viel Geld verdienen, das Land besitzt Öl, aber die Organisation Transparency International führte Venezuela als einen der korruptesten

ten Staaten der Welt. Rang 172 von 183. Ein typischer Ferrostaal-Markt.

2007 stößt der Konzern auf ein Problem in Venezuela. Ein Ex-Chef der Landestochter soll in die Kasse gegriffen haben, Ferrostaal will die Sache untersuchen. Weil die Firma keine Revisionsabteilung hat, übernimmt die Ferrostaal-Mutter MAN den Fall. Sie schickt zwei Prüfer, und einmal dort, schauen die sich auch gleich an, was die Filiale für diverse Berater ausgibt. Einheimische Geschäftsleute, die angeblich bei Problemen mit Sachverstand behilflich sind.

Am Ende entstehen zwei Papiere: der Bericht über den Landeschef – und strikt getrennt ein Aktenvermerk, eingestuft als „streng vertraulich“ und sobrisant, dass er in einem Ordner mit rotem Rücken landet. Dem einzigen roten Ordner, den die beiden Prüfer je bei MAN gesehen haben wollen. Darauf die Buchstaben: „N. A.“, Abkürzung für „Nützliche Aufwendungen“. Unter Managern das nettere Wort für Schmiergeld.

In dem Geheimvermerk vom 16. Juni 2007 („Gesonderte Feststellungen zur Prüfung FS 008“) ist von mehreren Millionen Dollar für sechs Beratungsfirmen die Rede, das meiste im Zusammenhang mit dem Bau des Gaskraftwerks Termozulia für rund 184 Millionen Dollar. Die Alarmsignale in dem Bericht sind unübersehbar: Bei einem der Berater handele es sich um „eine Briefkastenfirma“, heißt es da, in keinem Fall sei klar, was die Berater für ihr Geld getan hätten. Und mit drei Firmen habe es nicht mal einen Vertrag gegeben; das Geld floss trotzdem. Wozu? Offenbar damit die Helfer den Auftrag sicherten.

Die Zahlungen seien „als nützliche Aufwendungen“ zu verstehen, heißt es da ganz unverblümmt an einer Stelle des Berichts. An einer anderen, 423 000 Dollar seien mit dem Vermerk „Parteispende“ abgegangen. Und wem das noch nicht deutlich genug war, für den zitierten die Revisoren auch noch einen Manager aus der Filiale. Mit dem Kraftwerksbau habe man zwar bisher 17 Millionen Dollar Miese gemacht. Die könne man sich aber vom Auftraggeber zurückholen, mit einer Preiserhöhung, vorausgesetzt, man zahle noch ein paar „nützliche Aufwendungen“ an die leitenden Mitarbeiter dort.

Dieser Vier-Seiten-Vermerk war so heiß, dass die Verfasser verdonnert wurden, ihn „nicht auf unseren Festplatten zu speichern“ – so zumindest sagte es ei-

ner von ihnen bei der Staatsanwaltschaft aus. Das Papier ging dann laut Verteiler direkt an die MAN-Spitze, den damaligen Vorstandschef Håkan Samuelsson, aber auch an Mitscherlich. Und der reagierte sofort, setzte persönlich ein Zwei-Mann-Team auf den Fall an, schickte einen der beiden nach Venezuela. Fragt sich nur, mit welchem Auftrag. Offiziell: um den MAN-Ergebnissen weiter nachzugehen.

Eine andere mögliche Antwort liefert nun aber ein Geheimbericht der US-Anwaltskanzlei Debevoise & Plimpton vom April 2011. Auf Druck der Münchener Ermittler hatte der Ferrostaal-Aufsichtsrat die Amerikaner angeheuert, die schmie-



Präsident Chávez: An den Kosten der Wahlkampagne beteiligt

werfen, durfte sich aber nicht mal Notizen machen. Der andere berichtete Debevoise, Mitscherlich habe ihn beauftragt, ohne Hintergründe zu nennen. Er habe nur gesagt, das MAN-Team sei selektiv und nicht gründlich genug vorgegangen.

Offenbar verstand Mitscherlichs Spezialkommando den delikaten Auftrag so, dass es selbst nicht allzu gründlich suchen sollte: Laut Debevoise sprachen die Prüfer weder mit Vertriebsmanagern in Venezuela noch mit den Beratern. Stattdessen ließ sich das Team in Südamerika mit schriftlichen Erklärungen abspeisen, in denen die Berater beteuerten, dass sie mit dem Geld von Ferrostaal nie jemanden bestochen hätten. Plötzlich gab es auch lange Auflistungen, was sie alles geleistet hatten – ob die Angaben stimmen oder Legenden fabriziert wurden, konnte Debevoise nicht klären.

Und in Deutschland riefen die Ferrostaal-Prüfer nicht mal ihre MAN-Kollegen an – geschweige denn, dass sie deren Handnotizen angefordert hätten. So blieb ihnen auch der eindeutige Hinweis eines befragten Managers erspart: „7,6 Mio. \$ Schmiergeld“. Ebenso seine Angabe, dass sich als Geldempfänger hinter einer Beraterfirma neben anderen „der Energieminister“ verstecken sollte. Im MAN-Vermerk war beides nicht aufgetaucht, in den Handnotizen schon. „Das Hauptziel“, glaubt Debevoise, sei eben nicht gewesen, „tiefer zu graben“, sondern die ersten Ergebnisse zu „untergraben“.

Schon bevor das Weichmacher-Team seinen Report schrieb, hatte sich Mitscherlich angeblich die Feststellungen vortragen lassen. Im Anti-Korruptions-Bericht 1/2008 der Ferrostaal hieß es dann zur allgemeinen Beruhigung: „Provisionszahlungen von DSD Venezuela haben Beratungshintergrund – keine Nachweise für Korruptionszusammenhang“. Dabei hatten sogar Mitscherlichs Ermittler eines bestätigt: eine heimliche Parteispende, um Staatspräsident Hugo Chávez bei der nächsten Wahl im Amt zu halten. Leute mit Beziehungen ins Energieministerium hätten die Landestochter im August 2004 gedrängt, sich „an den Kosten dieser Wahlkampagne“ zu beteiligen. Tatsächlich habe Ferrostaal umgerechnet 423 000 Dollar in bar übergeben, aus Sorge, sonst keine Aufträge mehr zu bekommen. Auch andere hätten gezahlt – manche aber seien hart geblieben. Im Anti-Korruptions-Bericht kein Wort dazu.



Gaskraftwerk Termozulia: „7,6 Mio. \$ Schmiergeld“?

lige Vergangenheit des Konzerns aufzuarbeiten. Und für die Anwälte deutet vieles darauf hin, was Mitscherlich von seinem Kontroll-Team wirklich erwartete. Die Begleitumstände, heißt es bei Debevoise, legten nahe, dass ihr Sonderbericht weniger noch offene Fragen klären sollte. Es sei eher darum gegangen, die Resultate der MAN-Leute „aufzuweichen und unglaublich zu machen“.

Dafür spricht aus Sicht der Amerikaner, dass die beiden Sonderermittler zum Beginn ihrer Arbeit nicht mal den MAN-Vermerk in die Hand bekamen. Einer schaffte es demnach, im Büro des Finanzvorstands einen Blick in das Papier zu

Nur ein einmaliger Fall, nur ein Verschenk? Auf Naivität kann sich Mitscherlich jedenfalls nicht herausreden. Er hat lange in Nigeria und Griechenland gearbeitet, in zwei notorisch korrupten Ländern, er muss wissen, welche Risiken in solchen Staaten lauern. Trotzdem stimmte er – das ist die zweite Geschichte, die ihn heute belastet – 2006 als Ferrostaal-Chef einem Vergleich mit einer dubiosen Beraterfirma zu, deren Hintermänner beim Verkauf von U-Booten an Griechenland Politiker und Militärs geschmiert haben sollen. Elf Millionen Euro gingen danach an eine Briefkastenfirma auf den British Virgin Islands, der Anspruch war zumindest zweifelhaft (SPIEGEL 6/2011).

Und es gibt noch einen Fall, untersucht von Debevoise, und wieder sieht Mitscherlich nicht gut aus. Diesmal in Kroatien. 2001 hatte Ferrostaal dort eine Firma

verlorengegangen. Das aber habe Mitscherlich nicht akzeptiert. Gestützt auf das Protokoll, heißt es bei Debevoise, er habe den Berater bedrängt. K. solle versuchen, die Entscheidung der Bahn zu ändern. Gleichzeitig soll Mitscherlich „in starken Worten“ zugesagt haben, dass K. auf die vereinbarte Provision kommen werde.

Tatsächlich holte der Berater den Auftrag auf ungeklärte Weise zurück. In Projektpapieren, laut Debevoise unterschrieben von Mitscherlich, tauchten daraufhin zwar nur 3,5 Prozent Provision auf. Der Rest, so Debevoise, „war praktisch unsichtbar“. Für die Anwälte gibt es „kaum Zweifel“, dass Mitscherlich von einer zweiten, der Schattenprovision wusste.

Die soll sich K. 2005 und 2006 geholt haben. Da verkaufte er nämlich für 2,16 Millionen Euro zwei Machbarkeitsstudien

Zu Venezuela und Kroatien stellte sein Anwalt fest, Mitscherlich habe sich nichts zuschulden kommen lassen. Niemals sei gegen ihn ein Vorwurf erhoben oder gar ermittelt worden. Die Vorhaltungen des SPIEGEL aus dem Debevoise-Bericht enthielten zudem falsche Behauptungen. Welche, wollte der Anwalt nicht sagen.

Auch Debevoise hat keinen Beweis gefunden, dass Provisionen wirklich als Bakschisch bei Entscheidern landeten. Aber für die US-Anwälte spricht vieles für unsaubere Zahlungen. Und einiges dafür, dass Mitscherlich im Nachhinein mehr verdecken als aufdecken wollte. „Mitscherlich hat fragwürdige Geschäftsvorfälle immer nur intern aufklären lassen, um sie dann unter den Teppich zu kehren“, urteilt ein Ex-Aufsichtsrat.

Ob am Ende ein Prozess steht, müssen nun Staatsanwälte und Richter entschei-



> Das kostenlose Girokonto mit Zufriedenheitsgarantie¹.

- Kostenlose Kontoführung
- Kostenlose Visa-Karte
- Kostenlos Bargeld weltweit²



04106-70 88
www.comdirect.de

.comdirect

¹Details unter www.comdirect.de/zufriedenheitsgarantie.

²Im Ausland an Geldautomaten mit der Visa-Karte, im Inland mit der girocard an rund 9.000 Automaten der Cash Group.

übernommen und mit ihr den Berater K., der beste Kontakte zur Staatsbahn hatte. Ferrostaal sicherte ihm unverändert sechs Prozent Provision für jeden Auftrag zu. 2003 aber, so Debevoise, habe der Finanzvorstand Mitscherlich gewarnt. Derart hohe Summen für einen Berater könnten auffallen und sogar den Staatsanwalt ins Haus holen. Hier komme schnell der Verdacht auf, es sei geschmiert worden.

Also soll der Konzern dem Kroaten eine neue Zahlweise angeboten haben: bis zu 3,5 Prozent offen, den Rest auf anderem Weg. K. scheint verärgert gewesen zu sein; schon bald verdichteten sich Hinweise, dass der Konzern einen Großauftrag bei der Staatsbahn verlieren sollte.

Laut Debevoise bestellte Mitscherlich den Berater am 19. Januar 2004 nach Essen. Glaubt man der Gesprächsmitschrift, berichtete zunächst K., der Auftrag sei

an Ferrostaal. Für Debevoise wertloses Zeug, ging es doch um die Machbarkeit von Bahnstrecken, die längst im Bau oder fertig waren. Außerdem schienen die Studien Jahre alt zu sein. Im April 2005 soll Mitscherlich den Hinweis bekommen haben, demnächst gehe die erste Studie ein, damit sei für K. Zahltag. Bald danach überwies Ferrostaal auch noch einen Bonus. Wie es der Zufall so wollte, am Ende waren es fast punktgenau: sechs Prozent.

Vom SPIEGEL befragt, wollte sich Mitscherlichs Anwalt zu den Vorgängen nicht im Einzelnen äußern. Im Fall Griechenland begründete er das mit laufenden Ermittlungen der Staatsanwaltschaft. Mitscherlich hatte in dieser Sache aber schon früher alle Vorwürfe zurückgewiesen. Die Zahlung an die Firma auf den British Virgin Islands sei vorher genau geprüft worden und rechtens gewesen.

den. Im Fall Griechenland droht Mitscherlich eine Anklage wegen Untreue. Hinzu kommt die Anklage wegen der Beraterverträge für Betriebsräte in Saarlouis. Der Konzern, seit kurzem mit neuem Eigentümer, hat hier allerdings eine Anzeige zurückgezogen. Damit fällt ein Anklagepunkt weg: der Verstoß gegen das Betriebsverfassungsgesetz, der nur auf Antrag verfolgt wird. Was bleibt, ist erneut der Vorwurf der Untreue.

Gemessen daran, dass Ferrostaal inzwischen eine 140-Millionen-Euro-Buße für die korrupte Vergangenheit gezahlt hat, scheint der Mann an der Spitze also eher glimpflich davonzukommen. Das aber ist nur die rechtliche Seite, für Mitscherlichs Ruf zählt auch, was nicht vor Gericht landet. Sein Bild in der Öffentlichkeit, es war offenbar allzu gut.

JÜRGEN DAHLKAMP, JÖRG SCHMITT



Wiedereinstellung zu erzwingen. Das bedeutet nicht nur rechtliche Unsicherheit für einen möglichen Investor, sondern verlangsamt auch die gesamte Restrukturierung um mindestens ein halbes Jahr. Viel Zeit für ein Unternehmen, das dringend frisches Geld, ein besseres Image und deutlich mehr Umsatz braucht.

Das Interesse von Investoren an den Resten des Schlecker-Imperiums scheint sich ohnehin in Grenzen zu halten. Zwar sprach Geiwitz zeitweise von mehr als 20 möglichen Interessenten, mit einer Handvoll von ihnen wolle er ab dieser Woche in ernsthafte Verhandlungen treten. Tatsächlich aber soll es bislang gerade mal einen Geldgeber geben, der sich das Unternehmen genauer angeschaut habe, heißt es aus Finanz- und Gläubigerkreisen.

Stattdessen wird im Schlecker-Umfeld ein Szenario kolportiert, das zumindest überraschend wäre: Danach sollen die Kinder von Konzerngründer Anton Schlecker, Meike, 38, und Lars, 40, ernsthaft über einen Rückkauf des Unternehmens nachdenken. Dafür müssten sie allerdings ebenfalls einen Geldgeber finden, der sich an dem benötigten dreistelligen Millionenbetrag beteiligt.

Sollten die Kinder tatsächlich zum Zuge kommen, hätte die Schlecker-Pleite frappierende Ähnlichkeit mit der von Müller-Brot im bayerischen Neufahrn: Dort meldete der einstige Mehrheits-eigentümer Klaus Ostendorf Mitte Februar Insolvenz an, nachdem massive Hygienemängel zu einer Betriebsschließung geführt hatten und das Geschäft eingebrochen war. Dem vorläufigen Insolvenzverwalter Hubert Ampferl lagen zuletzt drei Angebote für eine Übernahme zumindest von Teilen der Bäckerei-Kette vor. Doch ausgerechnet Ostendorf erhielt vergangene Woche den Zuschlag zum Rückkauf der Großbäckerei. Offenbar hatte der Ex-Besitzer das beste Angebot gemacht und zuvor die Insolvenz billigend in Kauf genommen, um mit einem um Hunderte Mitarbeiter und Dutzende Filialen geschrumpften Kernbetrieb von vorn anfangen zu können.

Die Parallelen zu Schlecker sind offensichtlich. Der Drogerie-Multi hatte vor seiner Pleite zahllose unerfüllbare Verpflichtungen: offene Rechnungen bei Lieferanten, Mieten für längst geschlossene Läden und Löhne für rund 30 000 Mitarbeiter. Die konnte Schlecker nicht entlassen, da die Drogerie-Kette einen Beschäftigungssicherungstarifvertrag unterzeichnet hat. Erst das Insolvenzplanverfahren macht dem ein Ende – der neue Eigentümer kann also ohne den alten Ballast durchstarten.

Noch führt Insolvenzverwalter Geiwitz das operative Geschäft. Er hat zwei Möglichkeiten: Findet sich niemand, der Schlecker weiterführen will, wird das Planinsolvenzverfahren ausgeweitet in

Konzerngründer-Tochter Meike Schlecker, Insolvenzverwalter Geiwitz: „Unser Konzept ist gut“

H A N D E L

Zurück zur Familie

Der insolvente Drogerie-Riese Schlecker sucht dringend Investoren. Weil Interessenten fehlen, denken die Schlecker-Kinder über einen Rückkauf des Unternehmens nach.

Die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt, und so machten sich am vergangenen Donnerstag morgens um sieben alle gegenseitig Mut. Insolvenzverwalter Arndt Geiwitz kam im Ulmer Hotel Maritim vorbei und bestärkte den dort versammelten Gesamtbetriebsrat der insolventen Drogerie-Kette Schlecker darin, weiter an den Tarifverträgen für die geplante Transfergesellschaft zu arbeiten. Damit man keine Zeit verliere, sollte sich die Politik endlich entscheiden, ob sie den Tausenden Schlecker-Mitarbeiterinnen helfen will, die sich ab April einen neuen Job suchen müssen.

Nur wenige Stunden später wurde klar, dass die Arbeit umsonst gewesen war. Die Bürgschaft der Bundesländer, die Geiwitz für die Finanzierung einer Transfergesellschaft gebraucht hätte, kam nicht zustande. Zuletzt hatte sich der bayerische FDP-

Wirtschaftsminister Martin Zeil der Zustimmung widersetzt.

Damit scheiterte der Versuch, die Entlassung von rund 10 000 Schlecker-Mitarbeiterinnen sozial abzufedern. Aus „klarer Überzeugung“ habe man sich gegen staatliche Hilfen entschieden, erklärte FDP-Chef und Bundeswirtschaftsminister Philipp Rösler. Man rate den Frauen, „schnellstmöglich eine Anschlussverwendung selber zu finden“. Von Anfang an hatte sich Rösler festgelegt (SPIEGEL 12/2012) und die Länderkollegen auf Kurs gebracht. Noch am Abend verschickte der Insolvenzverwalter die Kündigungen.

Neben den ehemaligen Schlecker-Mitarbeiterinnen hat jetzt vor allem Insolvenzverwalter Geiwitz ein Problem: Das Scheitern der Transfergesellschaft birgt Risiken, denn ein Teil der Entlassenen plant, mit Kündigungsschutzklagen die

eine klassische Insolvenz. Die übrigen rund 18 000 Mitarbeiter bekämen ebenfalls die Kündigung, der Geschäftsbetrieb würde irgendwann eingestellt.

Die zweite und wahrscheinlichere Variante: Die Schlecker-Kinder finden einen Financier, mit dessen Hilfe sie dem Insolvenzverwalter und dem Gläubigerausschuss ein Angebot machen. Erhalten sie den Zuschlag, erwerben sie die Vermögensgegenstände – also die verbliebenen Filialen, Immobilien, Waren, Fuhrpark, quasi den laufenden Geschäftsbetrieb. So kann das neue Unternehmen ohne Altschulden weiterbetrieben werden. Mit dem Geld für den Erwerb des geschrumpften Schlecker-Imperiums würde Geiwitz die Gläubiger bedienen – die Neueigentümer hätten mit ihnen nichts mehr zu tun.

Die sogenannte übertragende Sanierung wäre geglückt. Die Firma könnte im Besitz der Familie bleiben, wenngleich Meike und Lars Schlecker dann wohl eher angestellte Manager unter einem Co-Investor wären. Dieses Szenario kommt auch der Industrie – und damit den Gläubigern – gelegen. Denn sie hat kein Interesse, dass ein so großer Player vom Markt verschwindet.

Dass den Kindern das Unternehmen durchaus am Herzen liegt und sie die Schmach des Familien-Ruins kaum ertragen, wurde schon auf der ersten Pressekonferenz Ende Januar deutlich. „Unser Konzept ist gut. Wir glauben daran“, sagte Meike Schlecker damals. „Das Bittere ist, wir haben einen Tick zu spät angefangen, und wir waren einen Tick zu langsam.“

Insolvenzverwalter Geiwitz hegte von Anfang an Sympathien für die studierte Betriebswirtin und ihren Bruder. Er traut ihnen den Neustart zu, sofern ihr Vater sich künftig aus dem Geschäft raushält. Das ist mittlerweile sicher, im Handelsregister heißt es: „Dem Inhaber ist ein allgemeines Verfügungsverbot auferlegt.“ Geiwitz machte nie ein Hehl daraus, dass er das Geschäftsgebaren von Vater Anton Schlecker absurd fand und die eingeleitete Wende durch die Kinder Meike und Lars für erfolgversprechend hält. Das letzte Wort haben dennoch die Gläubiger, die sich diese Woche wieder treffen.

Noch dementiert Geiwitz allerdings, dass die Schlecker-Kinder als Käufer in Frage kommen. Gleichwohl verabschiedete er sich am vergangenen Donnerstag von den Betriebsräten mit dem Versprechen: „Ich werde dafür sorgen, dass Schlecker in gute Hände kommt.“

SUSANNE AMANN, JANKO TIETZ

Brüchige Brücken

Transfergesellschaften verhindern kurzfristig die Arbeitslosigkeit – ob sie zu neuen Jobs führen, ist umstritten.

Es hat schon viele Transfergesellschaften gegeben in der deutschen Wirtschaft, bei Nokia, Holzmann, der Telekom oder der AEG – aber keine war so umstritten wie die von Schlecker. Denn da ging es um mehr: um die Frage, ob der Staat Banken retten und gleichzeitig zusehen darf, wie 11 000 Frauen in die Arbeitslosigkeit geschickt werden. Angesichts solch großer Fragen trat ein wenig in den Hintergrund, ob Transfergesellschaften tatsächlich sinnvoll sind. Vor allem aber: ob sie tatsächlich zu neuen Jobs führen. Ein beliebtes Instrument, um einen Arbeitsplatzabbau abzufedern, ist die Transfergesellschaft auf jeden Fall, und das nicht nur bei Großkonzernen, sondern vor allem bei kleineren und mittleren Firmen.

Transfergesellschaft. Dort sollen sie qualifiziert und in Arbeit vermittelt werden, ohne sich arbeitslos melden zu müssen. Die Arbeitsagentur zahlt bis zu zwölf Monate ein sogenanntes Transfer-Kurzarbeitergeld, das so hoch wie das reguläre Arbeitslosengeld ist, der alte Arbeitgeber stockt bis zu 80 Prozent des letzten Gehalts auf. Für die Qualifizierung zahlt die Agentur bis 2500 Euro pro Arbeitnehmer, die durch Mittel der Europäischen Union aufgestockt werden.

Doch Schlecker fehlte zur Gründung einer Transfergesellschaft das Geld, deshalb sollten die betroffenen Bundesländer für einen entsprechenden Kredit bürgen. Über diese Bürgschaften wurde in den vergangenen Wochen erbittert gestritten – mit dem bekannten Ergebnis.

In der Theorie finden Arbeitslose über Transfergesellschaften anschließend leichter einen Job. Das kann, muss aber nicht so sein. Bei den Schlecker-Frauen, die über das ganze Bundesgebiet verteilt sind, hängt es wohl mehr von der Lage auf dem regionalen Arbeitsmarkt ab, wie schnell sie wieder eine bezahlte Tätigkeit haben. In Ballungsgebieten sind Verkäuferinnen eher gesucht, in ländlichen Räumen weniger.

Belastbare Zahlen und Studien, wie erfolgreich Transfergesellschaften sind, gibt es wegen mangelnder Daten nicht. Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung hat bereits vor Jahren ermittelt, dass etwa 60 Prozent der Arbeitnehmer sechs Monate nach solchen Maßnahmen eine neue Stelle gefunden hätten, allerdings ein weiteres Jahr später nur noch rund 40 Prozent sozialversicherungspflichtig beschäftigt waren. Die Brücke in den Arbeitsmarkt, die diese Gesellschaften bauen sollen, ist oft ziemlich brüchig.

Transfergesellschaften seien in den meisten Fällen „Geldverschwendungen“, zu diesem harten Urteil kommt Hilmar Schneider aufgrund einer Studie des Forschungsinstituts zur Zukunft der Arbeit (IZA). „Das, was man bei der Transfergesellschaft macht, kann man bei der Bundesagentur für Arbeit auch haben“, sagt der IZA-Arbeitsmarktdirektor.

MARKUS DETTMER



Protestierende Schlecker-Angestellte: Mangelnde Daten

SEBASTIAN WILLENOW / DPA

Im September 2011, es ist die aktuellste Zahl, nutzten 584 Betriebe solche Auffangmodelle für insgesamt 11 334 Mitarbeiter. Im Schnitt also schickt jedes Unternehmen – vom Multi Siemens bis zum Handwerksmeister um die Ecke – 19 Beschäftigte in eine Transfergesellschaft.

Entstanden ist das Instrument Ende der achtziger Jahre, um die Massenentlassungen im Westen in der Stahlindustrie und im Bergbau abzuwenden. Nach der Wende wurden über Beschäftigungsgesellschaften im Osten die Betriebe der ehemaligen DDR still und ohne Aufruhr abgewickelt.

Die Mitarbeiter unterschreiben Aufhebungsverträge und wechseln in die

THAILAND

Tod durchs Militär?

Channarong Polsrila starb unter Quallen. Der erste Schuss zerfetzte seinen rechten Arm, der zweite traf ihn in den Bauch, er hatte tödliche Folgen. Es war der 15. Mai 2010, einer dieser blutigen Tage, an dem in Bangkok Scharfschützen gegen Demonstranten vorrückten. Getötet wurde Channarong, wie Zeugenaussagen nahelegen, wohl von einer Militärkugel. Nach monatelangen Ermittlungen durch die Polizei und eine sogenannte Wahrheits- und Versöhnungskommission sollen einige Fälle nun aufgeklärt werden. Am 18. Juni beginnt die Zeugenvornehmung mit der Anhörung von



Channarong Polsrila (vorn)

Channarongs Witwe, dem Fotografen Nick Nostitz und SPIEGEL-Redakteur Thilo Thielke, die beide zum Zeitpunkt der Schüsse nur wenige Meter entfernt standen. Bislang stritt das Militär ab, während des Aufstands auf Zivilisten geschossen zu haben. Letzten Sommer wurde die Regierung abgewählt, die seinerzeit die Proteste niederschlagen ließ. Seitdem Yingluck Shinawatra Ministerpräsidentin ist, werden viele Todesfälle neu untersucht, so der des italienischen Fotografen Fabio Polenghi. Polenghi, der ebenfalls für den SPIEGEL arbeitete, wurde auch bei den Unruhen in Bangkok erschossen.

ZAHL DER WOCHE

111 Millionen Kinder

sind Ende März in Afrika gegen Polio geimpft worden. Mit der viertägigen Massenimpfung wollen Unicef und die WHO einem befürchteten drastischen Anstieg von Kinderlähmung entgegenwirken.



SERGEI CHUZAVKOV / AP

Timoschenko-Anhänger in Kiew

UKRAINE

Ringen um Timoschenko

Sorgsam und über Wochen hinweg hatte das Berliner Kanzleramt den Deal eingefädelt – jetzt gibt Präsident Wiktor Janukowitsch dem deutschen Druck offenbar nach: Er will seine Erzfeindin, die inhaftierte Julija Timoschenko, möglicherweise nach Deutschland ausreisen lassen. Diesen Montag soll Generalstaatsanwalt Wiktor Pschonka den Auftrag erhalten, die rechtlichen Voraussetzungen dafür zu schaffen – allein schon die Strafprozessordnung müsste entsprechend geändert werden. Der Streit um das Schicksal der Oppositionspolitikerin blockiert die Beziehungen des Westens zur Ukraine. Damit er nicht die Fußball-Europameisterschaft im Juni überschattet, will der inzwischen völlig isolierte Präsident eine gesichtswahrende „humanitäre Lösung“ akzeptieren. Janukowitsch hatte die 51-jährige Timoschenko, die nach der Revolution in Orange Premierministerin war, im Herbst zu sieben Jahren Haft verurteilen lassen – wegen „Amtsmissbrauchs“. Sie sitzt die Strafe im Frauengefängnis Nr. 54 in Charkow ab, leidet aber unter einem schweren Bandscheibenvorfall. Ausländische Ärzte, unter ihnen der Neurologe und Chef der Berliner Charité, Prof. Karl Max Einhäupl, und der Orthopäde Prof. Norbert Haas, hatten Timoschenko im Februar in der Haftanstalt untersucht. In seinem zwölfseitigen

Gutachten kam Einhäupl zu dem Schluss, dass eine Operation nicht mehr möglich sei. Vielmehr müsse jetzt eine „vielschichtige Therapie“ angewandt werden – eine Behandlung im Straflager brächte keinen Erfolg. Timoschenko verweigerte auch vergangene Woche in Charkow jede Behandlung – weil Janukowitsch „sie umbringen lassen“ wolle, wie ihr Anwalt sagt.



HORST GALUSCHKA / IMAGO

Charité-Chef Einhäupl

Die EU will das fertige Assoziierungsabkommen mit der Ukraine erst in Kraft setzen, wenn Timoschenko freigeslassen ist. Trotz deutschen Widerstands wurde der Vertrag vorigen Freitag bereits paraphiert – Janukowitsch wertet das als Sieg. Ob er im Gegenzug sein Wort im Fall Timoschenko hält, ist fraglich. Der Staatschef handele in dieser Frage „nicht mehr rational“, heißt es in Kiew. Seine eigene Partei spricht von einer „Verbrecherin“, für die man nicht einfach die Gesetze ändern könne. „Wir dürfen jetzt keine Schwäche zeigen“, erklärte eine Parlamentsabgeordnete. Kommt Timoschenko zur Behandlung an die Berliner Charité, ist ihre Zukunft ungewiss. Die Regierung könnte in dieser Zeit das Urteil in einem zweiten Strafverfahren sprechen, in dem ihr weitere zwölf Jahre Haft drohen. Kehrt Timoschenko aber nicht in die Ukraine zurück, kann sie endgültig keinen Einfluss mehr auf die Parlamentswahl im Oktober nehmen – das wäre wohl ihr politisches Aus.

KANARISCHE INSELN

Schatz im Meer

Die von der spanischen Regierung genehmigten Probebohrungen nach Öl könnten die Umwelt verschmutzen und Touristen abschrecken, künftig die Kanarischen Inseln zu besuchen. Das befürchten große deutsche und britische Reiseunternehmen. Mehr als zehn Millionen Ausländer haben vergangenes Jahr Ferien auf den zwischen Spanien und Marokko gelegenen Atlantikinseln gemacht, das war neuer Rekord. Tausende Demonstranten auf Lanzarote und Fuerteventura forderten vorige Woche von Madrid, den Aufschwung nicht zu gefährden. Die Strände der Inseln liegen zwischen 10 und 60 Kilometer von jenem Gebiet entfernt, das für die Bohrungen ausgewiesen ist. Der Minister für Industrie, Energie und Tourismus in Madrid, José Manuel Soria, ist zwar ebenfalls ein Kanare, zeigt sich jedoch über die Aussichten auf Ölförderung erfreut: „Das wäre das Beste, was Spanien passieren könnte.“ Man dürfe



JORG MODROW / LAIF

den Schatz unter dem Meeresgrund nicht allein den Marokkanern überlassen, so Soria. Spanien muss fast 100 Prozent seines Erdölbedarfs importieren. Der Minister schätzt, dass sich die Energierchnung des Landes um 28 Milliarden Euro verringern würde, sollte sich die Vorhersage des Konsortiums um den spanischen Ölkonzern Repsol erfüllen. Demnach könnten 20 Jahre lang täglich 140 000 Barrel Öl vor den Inseln gefördert werden.



LIBYEN

Arabische Gastfreundschaft

Saif al-Islam al-Gaddafi, der zweitälteste Sohn des früheren libyschen Diktators, ist politisch wieder aktiv: Er hilft ehemaligen Mitarbeitern der

„Gaddafi-Stiftung“, sich in den Tschad und nach Niger abzusetzen. Dabei kommen ihm offenbar jene Gelder zugute, die er in afrikanischen Nachbarstaaten deponiert hatte. Zudem soll sich der Gaddafi-Sohn angeblich mit Erfolg in Schlichtungsverhandlungen zwischen den Sicherheitskräften und regierungsfeindlichen Rebellen eingeschaltet haben. Saif al-Gaddafi war im November in der südlibyschen Wüste gefangen genommen worden. Mehrfach hatte Verteidigungsminister Osama al-Dschuwali seither angekündigt, ihn in die Hauptstadt Tripolis überführen und dort vor Gericht stellen zu wollen. Doch der Gaddafi-Sohn ist noch immer gut vernetzt, feilscht um seine Entlassung aus der Haft und freies Geleit angeblich nach Südafrika. In Sintan, einer Kleinstadt im Nafusa-Gebirge, nicht weit von Tripolis entfernt, wird er offenbar nur unter einer Art Haus-

arrest gehalten: Er verfügt über ein gutausgestattetes Büro und empfängt gelegentlich Gäste aus der Hauptstadt. Ein Mitglied der Rebellengruppe, die den Gaddafi-Sohn gekidnappt hatte, erklärte, Saif werde „entsprechend den Gesetzen arabischer Gastfreundschaft“ behandelt, „unabhängig von möglichen Anschuldigungen und Gerichtsverfahren“. Die Vorzugsbedingungen, die Gaddafi bei den Rebellen in Sintan genießt, spiegeln die Machtlosigkeit des Nationalen Übergangsrats wider, der derzeit höchsten Regierungsinstanz Libyens.



Saif al-Islam al-Gaddafi

ZITAT

„An solchen Abenden ist man nicht unbedingt bekleidet. Eine nackte Prostituierte ist kaum von einer nackten Dame zu unterscheiden.“

Henri Leclerc, Anwalt von Dominique Strauss-Kahn, zu den Vorwürfen, sein Mandant habe wissen müssen, dass er es bei Sexpartys mit Prostituierten zu tun hatte



Premier Netanyahu an der ägyptischen Grenze: „Wenn wir etwas aus den Aufständen gelernt haben, dann dies – wir müssen stark sein“

NAHOST

Im Zentrum des Sturms

Jahrzehntelang hoffte Israel auf einen Wandel der arabischen Welt. Nun ist der Umbruch da, und nicht nur Israels Bürger haben Angst. Auch ihre Regierung hat beschlossen, sich lieber einzumauern, statt die Chancen auszuloten.

Zwischen Oberstleutnant Joav Tilan und Ägypten steht jetzt ein Zaun, und man kann sagen: Joav Tilan ist froh darüber. Der Zaun ist fünf Meter hoch, oben glänzen scharfe Zacken. Zur Sicherheit wurden noch drei Reihen Stacheldraht ausgerollt und ein Panzergraben ausgehoben. Denn Ägypten ist gefühltes Feindesland: Von dort kamen vor sieben Monaten die Attentäter, die Busse und Autos angriffen, acht Israelis starben. „Die Grenze ist heiß“, sagt Tilan, es sei nun die gefährlichste Grenze Israels. Fast täglich gebe es hier Vorfälle: Schüsse, Versuche, den Zaun zu demolieren, mehrmals wurde Sprengstoff gefunden.

Bis vor kurzem war Tilans Job nicht gerade ein Karriereposten. Abgesehen vom Drogenschmuggel war es so ruhig,

dass hier vor allem Reservisten ihren Dienst absaßen. An manchen Stellen war die Grenze nicht befestigt: nur ein rostiger Stacheldrahtzaun, oft unter Sand begraben, von Spurenlesern patrouilliert. Eine mühselige Arbeit, die immerhin die Erkenntnis brachte, dass die Grenze oft überquert wird, in letzter Zeit gern mit dem Geländewagen.

Am meisten hatte Joav Tilans Einheit bisher damit zu tun, Flüchtlinge aus Eritrea, Äthiopien und dem Sudan aufzulösen, mehr als 50 000 in wenigen Jahren. Das war auch der Grund, warum sie anfingen, diesen Zaun zu bauen. Dann kam die Revolution in Ägypten, und auf dem Sinai flog die Gaspipeline nach Israel in die Luft, inzwischen 13-mal. Und dann, am 18. August 2011: der Anschlag. Da-

nach schickte die Regierung Elitetruppen, Spezialpolizei, eine Aufklärungsbrigade und gepanzerte Fahrzeuge. Sie begannen, den Zaun schneller zu bauen.

Israel reagiert in diesen Monaten wie so oft, wenn Gefahr droht: Es mauert sich ein. Der Gaza-Streifen und das Westjordanland sind schon länger hinter Sperrwällen verschwunden. An allen anderen Grenzen des Landes stehen hohe Zäune, liegen Minen, aber sie sollen nun durch eine Hightech-Anlage wie zwischen Israel und Ägypten verstärkt werden.

Jahrzehntelang hat der jüdische Staat versucht, sich in den Nahen Osten zu integrieren. Jetzt versucht er, sich vom Nahen Osten abzunabeln, die Veränderungen in seiner Nachbarschaft auszusperren.



Demonstranten in Kairo 2011: „Eine islamische, anti-westliche, anti-liberale, anti-israelische, undemokratische Welle“

DPA (L.); POLARIS/LAIF (R.)

Israel, ein Jahr nach Beginn der Arabellion, das ist eine Geschichte von Misstrauen, Angst und Apathie. Lange haben Politiker wie Staatspräsident Schimon Peres vom „neuen Nahen Osten“ geträumt, einer Zone der Demokratie und Freiheit. Jetzt entsteht da ein neuer Naher Osten, doch die Mehrheit der Israelis und ihre Regierung begrüßen ihn nicht. Sie wünschen sich zwar demokratische Nachbarn, aber sie haben Angst vor dem Demokratisierungsprozess, vor all seinen Unwägbarkeiten, der Instabilität, dem Kontrollverlust. Noch weiß niemand, was der neue Nahe Osten bringt, aber die Regierung hat bereits beschlossen, sich lieber einzuziehen, statt die Chancen zu erkunden.

Die Vorsicht ist verständlich, oft haben Umbrüche in der Nachbarschaft auch Israel in Kriege verwickelt. Allein dreimal seit Beginn der Aufstände versuchten Araber, vom Libanon und von Syrien aus die israelische Grenze zu stürmen, zuletzt vergangene Woche. Und doch ist gerade deshalb erstaunlich, wie wenig Initiative das Land für einen dauerhaften Frieden in der Region ergreift – während es gegen die eher abstrakte Gefahr einer möglichen iranischen Atombombe alle Hebel in Bewegung setzt. Dabei wäre es, sollte Israel Iran wirklich angreifen wollen, umso wichtiger, die Isolation aufzubrechen.

Israel sieht sich als „Villa im Dschungel“, wie israelische Politiker sagen, eine schutzlose Insel der Zivilisation, umge-

ben von Islamisten, als sei Israel nicht die politisch einflussreichste und militärisch stärkste Macht der Region. Der Arabische Frühling heißt hier bezeichnenderweise nur „islamischer Winter“. Was passiert, wenn Islamisten regieren, bringen Israelis gern auf ein Wort: Gaza. Auch wenn das als Vergleich kaum taugt.

Wer glaubt, die Aufstände könnten auch positive Folgen haben, wird von Benjamin Netanjahu eines Besseren belehrt. Die Arabellion entwickle sich zu einer „islamischen, anti-westlichen, anti-liberalen, anti-israelischen, undemokratischen Welle“, sagte der Premier im November. Die arabische Welt bewege sich nicht vorwärts, sondern rückwärts; und überhaupt sei naiv, wer glaube, Araber und Demokratie, das vertrage sich.

Hat die Angstmacherei der Politiker gewirkt? Oder sagt Netanjahu nur, was sein Volk denkt? Die Hälfte der Israelis gibt in Umfragen an, die Aufstände würden sich negativ auf ihr Land auswirken. Kurz bevor Ägyptens Despot Husni Mubarak stürzte, glaubten zwei Drittel, das werde schlecht sein für Israel. Und jetzt, während in Syrien selbst Kinder ermordet werden, da ist noch mehr als jeder vierte Israeli überzeugt, der Sturz des Schlächters Baschar al-Assad wäre nicht gut.

„Wenn es eine Lektion gibt, die wir aus den Aufständen gelernt haben, dann dies – wir müssen stark sein“, sagt ein Regierungsberater, der nicht namentlich

genannt werden will. Stabilität, Sicherheit, Stärke, das ist auch Netanjahus Mantra. Die arabischen Revolutionen bedeuten für ihn: keine Zugeständnisse, denn Israels Politik, so sagt er, könne nicht „auf Illusionen begründet werden“. Diese Illusion ist: dass Frieden möglich ist.

Wie aber könnte Israels Verhältnis zur arabischen Welt künftig aussehen? Drei Israelis werden das erklären, jeweils aus ihrer Sicht, denn sie sind der arabischen Welt so nah wie sonst nur wenige hier. Da ist Oberstleutnant Joav Tilan, der Grenzschatz. Und da sind Jizchak Levanon, bis vor kurzem Israels Botschafter in Kairo, und Lior Ben-Dor, Sprecher des Außenministeriums für die arabischen Medien. Tilan verteidigt Israel, Levanon repräsentiert es, Ben-Dor wirbt dafür.

Im Süden, an der Grenze, schaut Joav Tilan zu, wie Schweißer den Zaun verstärken, fünf Meter reichen hier nicht mehr, sie bauen jetzt doppelt so hoch, damit niemand mehr von der anderen Seite herüberfeuern kann. 400 Meter pro Tag schaffen die Arbeiter, Ende des Jahres sollen die 240 Kilometer fertig sein.

„Trotzdem werden Terroristen Wege finden, nach Israel einzudringen, indem sie Tunnel bauen, den Zaun angreifen oder über das Meer kommen“, sagt der Oberstleutnant. Mehrere Gruppen im Sinai sollen derzeit Anschläge vorbereiten. „Unsere Kooperation mit den Ägyptern ist saisonabhängig. Es liegt an ihnen, wie



ABIR SULTAN / DPA

Neuer Zaun an der Grenze zu Ägypten: „Die Terroristen werden Wege finden, nach Israel einzudringen“

viel Widerstand sie“ – Tilan verbessert sich: „wie sie den Sinai regieren wollen.“ Das Misstrauen sitzt tief, auch wenn sie sich regelmäßig treffen, mal am Grenzübergang, mal am Zaun, jeder auf seiner Seite, eine vorsichtige Annährung.

Kein Ort zeigt so deutlich die neue Isolation wie der Süden Israels. In Eilat am Roten Meer stehen die Hotelklotze aufgereiht, eingezwängt vom jordanischen Akaba im Osten und dem ägyptischen Taba im Westen. Früher fuhren Israelis in beide Richtungen. Doch seit den Aufständen bleiben sie in Eilat, diesem zehn Kilometer breiten Streifen dazwischen.

Ägypten, Jordanien, dazu die Türkei – das waren lange die wichtigsten Verbündeten Israels in der Region. Doch dieses diplomatische Netz löst sich auf, und es hilft kaum, dass Israel neue Allianzen mit Griechenland, Zypern und dem Südsudan geschmiedet hat. Die Schuld liegt keineswegs nur bei Israel, aber es hat wenig für bessere Beziehungen getan: die Aussöhnung mit der Türkei hat es ausgeschlagen, den Palästinensern ist es keinen Schritt entgegengekommen.

Als einer der letzten Israelis war Jizchak Levanon, 67, im Dezember in Kairo, zu seinem Abschied, zu dem ihm der ägyptische Geheimdienstchef das Modell eines pharaonischen Streitwagens schenkte. Ein gutes Jahr lang war Levanon Botschafter in Ägypten, ein schmaler, weißhaariger Herr, der Witze auf Arabisch so erzählen kann, dass sogar Ägypter lachen.

Levanon war an jenem Tag im September in Kairo, an dem ein aufgehetzter Mob die israelische Botschaft dort stürmte. Er saß in seiner Wohnung und verfolgte das Geschehen im Fernsehen. Er sah, dass vor der Botschaft Polizisten standen, aber sie hielten die Menschen nicht davon ab, die Mauer um das Gebäude mit Hämern wegzuschlagen. Levanon rief alle an, die er kannte, Diplomaten, Geheimdienstler, Mitarbeiter im Außenministerium. Schließlich rettete eine ägyptische

Elitetruppe die israelischen Wachleute. Danach wurden der Botschafter und seine Mitarbeiter aus dem Land geflogen.

„Das hat mich traurig und wütend gemacht. Weniger auf diese Leute als auf das Mubarak-Regime“, sagt Levanon. „Es ist eine Folge der Politik, die den Hass über Jahrzehnte hat wachsen lassen.“ Mubarak war für ihn ein verlässlicher Partner, einerseits. Andererseits hat er seine Zeitungen gegen Israel hetzen lassen, ein Ventil für die Wut der Armen.

Levanons Nachfolger lebt heute im Hotel und reist übers Wochenende nach Hause; der komplette Inhalt der Botschaft wurde gerade mit zwei Transportmaschinen nach Tel Aviv geflogen. Wird es je wieder eine richtige Botschaft geben? Der neue Wind, der von Ägypten herüberweht, sei nicht gerade beruhigend, sagt Levanon. Erst vor drei Wochen hat ein

nehmen. Gleich nach dem Sturz Mubaraks schlug er daher vor, mit den Muslimbrüdern zu sprechen. „Aber das wurde abgelehnt.“ Levanon glaubt, es könnte nun zu spät sein; aber im Außenministerium meint man, es sei noch zu früh.

Auch gegenüber Syrien ist Israel zurückhaltend, kein Politiker des Landes forderte bisher offen den Rücktritt Assads. Man wolle mit öffentlichen Äußerungen nicht der Opposition schaden, sagt ein Berater der Regierung. Viele Araber dürfen das vermutlich als stille Unterstützung des syrischen Regimes verstehen.

Ein Jahr dauerte es, bis der israelische Außenminister Anfang März sagte: „Das jüdische Volk kann nicht dasitzen und nichts tun, während diese Grausamkeiten in einem benachbarten Staat stattfinden.“ Israel könnte zwar nicht intervenieren, aber „es ist doch unsere moralische Pflicht, humanitäre Hilfe anzubieten und die Welt anzuregen, dem Schlachten ein Ende zu setzen“.

Ausgerechnet die, die einst für die Sicherheit des Landes verantwortlich waren, warnen nun vor Passivität und Pessimismus. „Offensichtlich ist Israel im Zentrum des Sturms, aber es verhält sich, als sei es an den Ereignissen nicht beteiligt“, schrieb der einstige Mossad-Chef Efraim Halevi. Der Aufstand in Syrien sei ein unschätzbarer Gewinn für Israel. Dadurch sei die Achse zwischen Iran, Syrien, der Hamas und der Hisbollah zerbrochen. Letztere haben gerade die Unterstützung für Iran im Fall eines israelischen Angriffs in Frage gestellt; und wenn die syrische Hilfe für die Hisbollah schwinden würde, dann könnte vielleicht auch dem Libanon eine zweite Zedernrevolution bevorstehen.

Andere, wie etwa die einstigen Geheimdienstchefs Ami Ajalon und Meir Dagan, mahnen Verhandlungen mit den Palästinensern an, um der Isolation entgegenzuwirken – aber die Regierung unternimmt nichts. Gerade jetzt, wo jeder Fortschritt helfen würde, den Frieden mit Ägypten zu bewahren und den König in



Komitee des ägyptischen Parlaments Israel zum „Feind Nummer eins“ erklärt, es will den Botschafter des Landes verweisen, die Gasexporte nach Israel einstellen. Gleichzeitig hat der Militärrat gerade erst einen Botschafter für Tel Aviv ernannt und einen Waffenstillstand mit der Hamas im Gaza-Streifen vermittelt – und damit deutlich gemacht, dass sich an seiner Position nichts geändert hat.

„Was in den arabischen Ländern passiert, hat wenig mit uns zu tun“, sagt Levanon. Israel müsse ihnen Zeit geben und inzwischen mit allen Seiten Kontakt auf-

Jordanien zu stärken. Noch ist Jordanien ruhig, aber das Virus der Arabellion ist im Land. König Abdullah II. tritt daher seit kurzem öffentlich israelkritisch auf, er hofft, damit sein Volk zu besänftigen. Er hat seit zwei Jahren keinen Botschafter nach Tel Aviv entsandt; die israelische Botschaft in Amman ist besser gesichert als manche Zentralbank. Als neulich zwei israelische Psychiater in Amman einen Vortrag hielten, protestierten Hunderte Studenten vor der Universität. Sicherheitskräfte mussten die beiden durch einen Hinterausgang retten.

Solche Vorfälle erklären, warum Israel sich so bedroht fühlt. Doch andererseits hat das Land wenig getan, die Menschen jenseits der Grenzen anzusprechen, es reichte, mit ihren Herrschern zu verhandeln. Nun müsste die Regierung auf die Araber zugehen, aber kein einziger israelischer Politiker wandte sich in einer Rede an die Demonstranten in Kairo oder Tunis. Nur ganz vorsichtig streckt das Land seine Fühler aus, über das Internet.

Mit genau 103 199 Arabern ist Lior Ben-Dor, 43, verbunden, sie haben die Facebook-Seite des Außenministeriums abonniert. „Israel spricht Arabisch“ heißt sie, gegründet wurde sie vor einem Jahr.

Eigentlich ist Ben-Dor Israels Gesicht auf al-Dschasira, als Sprecher des Außenministers ist er zuständig für arabische

Medien. Doch seit kurzem ist Ben-Dor auch im Internet aktiv, er versucht, dort die Mauern einzureißen, die Israel draußen baut. Er chattet an gegen israelfeindliche Propaganda, eine leise Stimme im großen Rauschen. „Wir wissen ja nicht, wer von diesen Leuten vielleicht wichtig wird. Oder eventuell redet einer einfach nur mit seinen Freunden über Israel und nimmt uns dann in Schutz.“ Eine vage Hoffnung, das weiß auch Ben-Dor.

„Bisher hat sich wenig verändert. Sie hassen uns nicht weniger als zuvor. Aber auch nicht mehr.“

Gerade hat er ein Video von dem israelischen Sänger Dudu Aharon gepostet. Darunter entspint sich nun ein Dialog. Zwischen „Eines Tages werden wir euch auslöschen“ und „Geht zur Hölle“ steht auch: „Toller Sänger“. 10 von 17 Kommentaren haben Ben-Dors Kollegen ausgesortiert. Das ist die übliche Quote.

Am liebsten posten sie Musikvideos oder laden Bilder vom Strand in Tel Aviv hoch. Die Botschaft ist einfach: Israel ist ein harmloses Land, in dem es sich gut leben lässt. „Wann immer jemand erken-

nen lässt, dass er offen für Argumente ist, dann schreibe ich ihm“, sagt Ben-Dor. Manchmal verbringt er Stunden in einem einzigen Chat, neulich hat er lange mit einer ägyptischen Journalistin diskutiert.

Während Ben-Dor chattet, schaut König Hussein von Jordanien über seine Schulter, gezeichnet mit Bleistift. Er hat sie alle gemalt, Mahmud Abbas, Baschar al-Assad, Anwar al-Sadat. Vor ein paar Monaten hat er damit angefangen, seine Bilder auf Facebook hochzuladen. Besonders gut kam Assad an, auch weil Ben-Dor daneben auf Arabisch geschrieben hat: „Ich liebe mein Volk zu Tode.“

11401 Menschen haben es angeklickt, 141 Kommentare, 98 „Gefällt mir“. Ein Nutzer schrieb: „Liebes Israel, größte Demokratie im Nahen Osten, wer wird Assad ersetzen, wenn er weg ist?“ Ein anderer: „Assad ist ein Feigling, er sollte verschwinden.“ Es sind Antworten, die Ben-Dor gefallen. „Viele Araber haben nie mit Israelis gesprochen, für viele ist ein Chat mit mir das erste Mal.“ Sie seien neugieriger geworden, jetzt, wo ihre Herrscher weg sind; sie stellten neue Fragen.

Es gebe positive Zeichen, auf individueller Ebene, sagt der Diplomat. „Aber im Großen und Ganzen hat sich bisher wenig verändert. Sie hassen uns nicht weniger als zuvor. Aber auch nicht mehr.“

JULIANE VON MITTELSTAEDT

NACHBARSCHAFT WEITBLICK

Im Heute leben oder an morgen denken ist für manche Energieversorger die große Frage. Für andere das große Plus.

Wie können große kommunale Lebensräume Lebensqualität sichern und Nachhaltigkeit garantieren? Eine von vielen Fragen, die z. B. Nürnberg neu beantwortet: Durch die Zusammenarbeit im starken Stadtwerke-Netz der Thüga-Gruppe schöpfen kommunale Unternehmen wie die N-ERGIE Aktiengesellschaft Kraft, um die Energie- und Wasserversorgung nachhaltig zu sichern. Selbstständig, marktgerecht und zukunftsorientiert – das große Plus für bereits 450 Städte mit über 8 Mio. Menschen. Mehr unter thuega.de

 **thüga**
Das große Plus für alle



FOTOS: MARC ROUSSEL / ORIZON / LIGHTMEDIATION

Schriftsteller Lévy im zerstörten Rathaus von Misurata im Mai 2011: „Ich habe mein ganzes Leben damit verbracht, etwas zu versuchen“

FRANKREICH

Der Philosoph und der Krieg

Ein Film offenbart die Rolle des Intellektuellen Bernard-Henri Lévy im Libyen-Feldzug.

Was will der Mann in Anzug und aufgeknöpftem Hemd bloß von mir? Das ist die Frage, die sich Mustafa Abd al-Dschalil, Anführer der libyschen Rebellen, zu stellen scheint, als er zum ersten Mal dem französischen Philosophen Bernard-Henri Lévy gegenübersteht.

Die surreale Szene spielt am 5. März 2011 in Bengasi, nur Stunden bevor der libysche Nationale Übergangsrat sich offiziell konstituiert, zwei Wochen bevor französische Kampfjets erstmals libysche Panzer bombardieren. Sie zeigt den Anfang einer beispiellosen Geschichte: Ein Intellektueller greift in die Weltpolitik ein, ohne höheren Auftrag, angetrieben nur von sich selbst. Das Verrückte ist, dass er damit durchkommen wird.

Die Bilder entstammen einem Film, der in diesen Tagen fertiggestellt wird: einem Werk über Bernard-Henri Lévy von Bernard-Henri Lévy. Und von Marc Roussel, dem Pariser Fotografen, der ihn während seiner Libyen-Reisen im vergangenen Jahr begleitet und gefilmt hat.

Der Mann, der in Frankreich unter dem Kürzel BHL bekannt ist, gehört zu den umstrittensten Figuren seines Landes, seine Eitelkeit ist legendär. Aber es ist auch unbestritten, dass er im Libyen-Krieg eine zentrale Rolle spielte. Lévy überzeugte

Präsident Sarkozy, sich mit den Anführern der Rebellen zu treffen, als der Aufstand vor der Niederschlagung stand. BHL drängte den Politiker, die Aufständischen militärisch zu unterstützen. Und so zogen ein linker Intellektueller und ein konservativer Präsident gemeinsam in den Krieg. Das ist so wohl nur in Frankreich möglich.

Bernard-Henri Lévy, 63, hat einen Teil seiner Erlebnisse im Herbst als literarisches Tagebuch veröffentlicht, nun liefert er die Bilder dazu. „Dieser Film ist die Geschichte eines Typen, der einen Knopf gedrückt hat“, sagt Lévy im Café eines Fünf-Sterne-Hotels in Saint-Germain, am linken Seine-Ufer. Der Typ ist Marc Roussel, sein Fotograf, der die Geistesgegenwart besaß, in entscheidenden Momenten die Video-funktion seiner Kamera einzuschalten.

Der Film ist noch nicht fertig produziert, aber schon ein Ausschnitt offenbart, mit welchem Wahnsinn Lévy vorging. Einer dieser Momente, absurd, komisch und historisch zugleich, ist das erste Treffen Lévys und Abd al-Dschalils.

Der Franzose wirkt neben Abd al-Dschalil so fehl am Platz wie ein gutgekleideter Philosoph mit wallender Mähne in einem Kriegsgebiet nur wirken kann. Der Libyer schaut skeptisch, er hat keine Ahnung, wer da vor ihm sitzt.

„Herr Abd al-Dschalil“, sagt Lévy in feierlichem Ton, auf Französisch. „Ich bin kein Politiker. Ich bin kein Mann der Tat. Ich bin nur ein Schriftsteller. Aber wie Sie glauben Sie, dass es besser ist, zu handeln als zu reden.“ Ein Mann aus dem Off übersetzt, ein weiterer fragt ungeduldig dazwischen: „Haben Sie einen Brief von der internationalen Gemeinschaft?“ – „Geben Sie mir fünf Minuten!“, ruft Bernard-Henri Lévy.

Dann fährt er auf Englisch fort: „Seit meiner Ankunft habe ich verstanden, dass wir Ihnen drei Dinge verschaffen können.“ Er zählt auf: erstens eine Flugverbotszone, zweitens die Bombardierung der Flughäfen von Sabha, Sirt und von Gaddafis Bunker in Tripolis. Drittens könne Gaddafi Libyen nicht mehr international repräsentieren, das sollten künftig Abd al-Dschalil und der Übergangsrat tun.

Abd al-Dschalil hört regungslos zu. Lévy improvisiert die Rede seines Lebens. „Ich habe einen Freund“, ruft er, „in Frankreich. Das ist Herr Sarkozy. Ich bin kein Anhänger von Sarkozy, aber wir sind Freunde. Persönliche Freunde. Und Präsident Sarkozy wird Sie und die anderen im Elysée empfangen. Das wird der erste Schritt sein zur Anerkennung. Frankreich wird Sie als erstes Land offiziell empfangen.“

Marc Roussel, der Fotograf, der diese Szene damals gedreht hat, ist heute noch hingerissen von ihr: „Das war der entscheidende Moment, in dem ich merkte: Da passiert gerade etwas Unglaubliches. Also fing ich an zu drehen.“ Er lacht. „Was für ein monumentalner Bluff“, sagt er. „Was für einen Mumm muss man haben, dieses Angebot zu machen, ohne mit Sarkozy gesprochen zu haben. Ich weiß noch, dass ich zu Bernard sagte: Und was



Sarkozy-Freund Lévy auf dem Flughafen von Baida im März 2011: „Es geht dem Land viel besser, als ich überall lese“

machen wir jetzt? Er antwortete: Ganz einfach. Wir rufen jetzt Sarkozy an.“

Roussel filmte auch die Gespräche, die Lévy danach vom Satellitentelefon aus mit Sarkozy führte: Er sei in Bengasi, erzählte BHL seinem Freund, dem Präsidenten, und die Rebellen hätten soeben einen Rat gebildet – ob Sarkozy bereit sei, sie zu empfangen?

Der Präsident bat sich Bedenkzeit aus. Nach zwei Stunden rief er zurück und gab bekannt, dass er Abd al-Dschalil in Paris empfangen werde. Danach ging alles sehr schnell: Die Libyer kamen in den Elysée, Außenminister Alain Juppé tobte, weil er erst nachträglich davon erfuhr. Frankreich erkannte den Übergangsrat als Regierung an und überzeugte die Amerikaner und die Briten. Am 19. März, kaum 48 Stunden nach dem Beschluss des Uno-Sicherheitsrates, griffen französische Jets Gaddafis Panzer an. Ein Philosoph in weißem Dior-Hemd hatte den Westen in den Krieg geführt.

Bernard-Henri Lévy strahlt, wenn man ihn auf dieses erste Treffen mit Abd al-Dschalil anspricht. Sein Pokerspiel amüsiert ihn heute noch. „Es war eine Wette“, sagt er. Er hatte zu diesem Zeitpunkt seit Jahren keinen Kontakt mehr zu Sarkozy.

Die beiden Männer kennen sich seit 1983, als Lévy im Pariser Reichenvorort Neuilly wohnte und Sarkozy dort gerade Bürgermeister wurde. Dass ein linker Intellektueller und ein konservativer Politiker sich freundschaftlich verbunden sind, ist nichts Ungewöhnliches in der kleinen Pariser Welt. Die beiden zerstritten sich aber im Wahlkampf 2007, als Lévy mit der Sozialistin Ségolène Royal sympathisierte. Sarkozys Berater Henri Guaino nannte den Philosophen „ein kleines eingebildetes Arschloch“.

Zwischen Lévy und dem Präsidenten ist seit ihrem gemeinsamen Krieg eine eigenartige Nähe entstanden. „Ich habe bei ihm eine Ernsthaftigkeit festgestellt, die mir gefiel, eine Hartnäckigkeit, die ich nicht kannte, einen Sinn für den Staat und die Geschichte, der mich überrascht hat“, sagt Lévy. Es werde ihm schwerfallen, sich bei diesen Präsidentschaftswahlen gegen Sarkozy zu entscheiden: „Aber ich werde nicht für ihn stimmen, nicht bei dem Wahlkampf, den er jetzt führt.“ Er erträgt nicht, wie Sarkozy Stimmung macht gegen Muslime und Ausländer.

Die beiden Männer bleiben sich aber verbunden, sie haben sich gegenseitig einen Dienst erwiesen: Lévy ermöglichte Sarkozy den größten außenpolitischen Erfolg seiner Amtszeit. Und der Präsident ließ Lévys alten Wunsch wahr werden, die Weltpolitik zu beeinflussen.

Das hatte Lévy schon mehrmals zuvor versucht. Während des Bosnien-Kriegs fuhr er zu Alija Izetbegović, dem Führer der bosnischen Muslime. In Afghanistan traf er einst General Ahmed Scheich Massud. Beiden hielt er eine ähnliche Rede: Ich möchte, dass Sie nach Paris kommen und den Präsidenten treffen. Aber weder Mitterrand noch Chirac waren interessiert. „Ich bin ein Mensch, der versucht. Ich habe mein ganzes Leben damit verbracht, etwas zu versuchen“, sagt Lévy.

Er sieht sein Engagement für die libysche Revolution, nicht unbescheiden, in der Tradition des französischen Obersts Leclerc. Der schwor nach dem afrikanischen Siegeszug der Freien Französischen Streitkräfte 1941 in Libyen den „Eid von Kufra“: nicht eher zu ruhen, bis die französische Flagge über Straßburg flattere. Darum soll der Film „Le serment de Tobrouk“ heißen, der Eid von Tobruk.

Auch Bernard-Henri Lévy hielt es nicht in Paris, nachdem die Nato im vergangenen März eingriff. Er unternahm fünf Reisen durch Libyen, eine Tour durch den Krieg, begleitet von Marc Roussel, einem Assistenten und einem Bodyguard. Sie fuhren nach Misurata, in die Nafusa-Berge, und nach dem Sturz Gaddafis feierten sie in Tripolis.

Es entstanden unzählige Fotos von Lévy in der Wüste, vor Panzern und inmitten von Trümmern, sie erschienen in Zeitungen weltweit. Sein Anzug saß darauf immer perfekt, und man liegt sicher nicht falsch, wenn man sich den Dokumentarfilm so ähnlich vorstellt. Der Protagonist spricht selbst den Off-Kommentar. Auch Nicolas Sarkozy und David Cameron kommen vor und blicken in Interviews auf den Feldzug zurück.

Ein gutes Jahr nach Lévys erstem Besuch in Bengasi ist Libyen noch immer kein richtiger Staat. Wahlen sind ungewiss, das Land hat keine Führung, Milizen ringen um Macht. „Die Leute phantasieren. Es geht Libyen viel besser, als ich überall lese“, sagt Lévy. „Die Milizen machen nicht das Gesetz, die Entwaffnung ist fortgeschritten. Das Leben in Bengasi und Tripolis hat wieder begonnen, die Islamisten sind schwächer als in Ägypten.“ Es wirkt, als nehme er die Kritik am Fortschritt in Libyen persönlich.

Er will sich seinen Feldzug nicht von Pessimisten kaputtreden lassen. Damals, als er bei Abd al-Dschalil saß, wusste er nicht, wie seine Wette ausgehen würde, sagt er: „Heute bin ich glücklich und besorgt, aber vor allem glücklich. Ich glaube tief und fest, dass ich recht hatte. Daraan habe ich nicht den Schatten eines Zweifels.“

MATHIEU VON ROHR



ben wird, kurdische Feiertage zu Feiertagen aller Syrer zu erklären!

Eifersüchtig belauern alle einander, beklagen den Einfluss der Muslimbrüder und den Mangel an Transparenz innerhalb des SNC. Dessen Vorsitzender Burhan Ghalioun, bislang Soziologieprofessor an der Pariser Sorbonne, verkündete ein „demokratisches Syrien“ für die Zukunft – aber möchte bei sich selbst noch nicht sofort beginnen mit der Demokratie. Im Oktober 2011 war er für drei Monate ins Amt berufen worden, nun will er trotz wachsender Kritik nicht zurücktreten.

Am Ende des Treffens in Istanbul stand eine Erklärung, wonach Syrien nach dem Sturz des Assad-Regimes nicht nur demokratisch, sondern auch „zivil und frei“ sein werde. Festgelegt wurde auch, dass eine Übergangsregierung Wahlen vorbereiten und es Versöhnung statt Rache geben solle. Dem Waffenstillstandsplan des Uno-Sondergesandten Kofi Annan wurde mit Skepsis begegnet, die meisten haben keine Hoffnung auf seinen Erfolg.

Auf konkrete Fragen aber antworteten die SNC-Mitglieder nur mit Phrasen: Was aus den Zehntausenden Folterern, Scharfschützen und Kämpfern aus Assads Eliteeinheiten werden solle? Aus jenen, die allen Grund haben, die Rache ihrer Opfer zu fürchten? „Alle zum Strafgerichtshof nach Den Haag“, sagte einer. „Ab in die Privatwirtschaft mit ihnen“, schlug ein Zweiter vor. „Wenn es so weit ist, finden wir Lösungen“, so ein Dritter.

Die Exil-Oppositionellen und die wenigen Alt-Dissidenten aus Damaskus haben den Aufstand nicht begonnen, sie haben ihn lange unterschätzt, und sie begreifen bis heute nicht, wie groß das Bedürfnis nach Vergeltung inzwischen ist.

Das Rückgrat der Rebellion sind die „Lokalen Koordinierungskomitees“, von denen innerhalb des vergangenen Jahres mehr als 300 in fast allen syrischen Städten entstanden sind. Sie haben Schattenstrukturen im Land geschaffen, sie sorgen für die Verteilung von Lebensmitteln und erarbeiten Einsatzpläne, in denen auch vermerkt ist, wer nach dem Sturz des Regimes die Museen vor Plünderern schützen soll. Ihre Mitglieder operieren im Untergrund.

Abd al-Rahim, 29, der uneingeladene Syrer vor dem Hotel, ist einer von ihnen. Sein Onkel, sein Cousin und zwei seiner engsten Freunde seien umgebracht worden von Assads Truppen, berichtet er. Er hat die Toten gefilmt, doch keiner mag die Bilder sehen.

„Der Nationalrat legitimiert das Töten, wenn er als unser Sprachrohr auftritt, aber nicht handelt“, sagt er leise. In seinem Dorf seien die Menschen wütend auf den SNC. „Doch was sollen wir tun? Was bleibt uns mehr, als zu hoffen?“

VIKTORIA KLEBER

SYRIEN

Ab nach Den Haag

Während das Regime den Feldzug gegen die Aufständischen fortsetzt, ringen die Fraktionen der Exil-Opposition um Einfluss und Posten.

Golden schimmernde Kronleuchter, große Ledersofas, die Fahne der syrischen Opposition in der Lobby: Als der Syrische Nationalrat (SNC) Anfang vergangener Woche im Green Park Hotel an Istanbuls Uferfront tagte, huschten die Anzugträger der Exil-Opposition an einem übernächtigten jungen Mann vorüber, den keiner eingeladen hatte und keiner hineinbitten wollte.

Während die Teilnehmer bei der Sicherheitskontrolle ihre Smartphones abgaben und über den Konferenztourismus plauderten – „erst Amerika, jetzt Istanbul, nächste Woche Hamburg, dann Sydney, viele Termine, Sie verstehen?“ –, bat der Ungeladene mit leiser Stimme um Einlass.

Er sei vor drei Tagen aus seinem Dorf Marajan im Norden Syriens illegal über die türkische Grenze entwischt, habe sich im Müll versteckt, um den Truppen des Regimes zu entkommen. Nach Istanbul sei er gekommen, um Medikamente und

Kameras zu kaufen, und da habe er von der Konferenz erfahren. Ob er zu den Delegierten sprechen dürfe? Nach einer halben Stunde Verhandlungen bugsierte ihn schließlich ein älterer Mann in den Saal und genehmigte ihm die Teilnahme.

Eine Szene am Rande – aber sie illustriert, wie fern der Nationalrat jenen ist, die er doch zu vertreten beansprucht: den Aufständischen in Syrien. Seit einem Jahr demonstrieren sie gegen die Diktatur, anfänglich friedlich, nun immer häufiger bewaffnet. In dieser Zeit hat es die Auslandsopposition weder geschafft, sich auf eine einheitliche Vertretung noch auf gemeinsame Forderungen zu einigen, sie hat sich stattdessen weiter gespalten.

Zuletzt waren aus der größten Oppositionsgruppe SNC der prominente Alt-Dissident Haitham al-Maleh und weitere Prominente ausgetreten, weil sie mehr Unterstützung für den bewaffneten Widerstand forderten. Das Treffen in Istanbul war anberaumt worden, um die Zerstrittenen wieder zu einen.

Das gelang insoweit, als Malehs Forderung nach Unterstützung der „Freien Syrischen Armee“, die sich zu großen Teilen aus desertierten Soldaten zusammensetzt, übernommen wurde. Dennoch verließ der 83-jährige Maleh demonstrativ das Versöhnungstreffen: Ihm war nach der Eröffnung nicht das Rederecht des Ältesten zugestanden worden.

„Die haben doch alle keinen Respekt“, sagte er auf dem Weg zur Tür. Ihm folgten 18 Kurden, denen wiederum die vorgesehene Gleichberechtigung aller Ethnien nicht weit genug ging: „Wir wollen, dass jetzt schon in der Verfassung festgeschrie-

08/15

BANK



Das Sparkassen-Finanzkonzept: ganzheitliche Beratung statt 08/15.

Service, Sicherheit, Altersvorsorge, Vermögen.



Geben Sie sich nicht mit 08/15-Beratung zufrieden – machen Sie jetzt Ihren individuellen Finanz-Check bei der Sparkasse. Wann und wo immer Sie wollen, analysieren wir gemeinsam mit Ihnen Ihre finanzielle Situation und entwickeln eine maßgeschneiderte Rundum-Strategie für Ihre Zukunft. Mehr dazu in Ihrer Geschäftsstelle oder unter www.sparkasse.de. **Wenn's um Geld geht – Sparkasse.**

SPANIEN

Señora Botellas Kampf

Keine andere Stadt des Landes ist so verschuldet wie Madrid.

Seit drei Monaten versucht eine Frau im Rathaus, das Defizit abzubauen. Sie geht mit gutem Beispiel voran.



AP

Bürgermeisterin Botella: Eine Gesellschaft braucht Träume

Wenn Ana Botella in ihrem Arbeitszimmer im vierten Stock des Rathauses von den Akten aufschaut, streift ihr Blick die Krone einer Fruchtbarkeitsgöttin. Die marmorne Cibeles auf ihrem von Löwen gezogenen Streitwagen ist Mittelpunkt des verkehrsreichen Platzes der Hauptstadt. Hier, am Cibeles-Brunnen, feiern Fußballer und Fans von Real Madrid ihre Siege. Das sind die guten Zeiten auf dem Platz.

Am vergangenen Donnerstag zogen Zehntausende Demonstranten rote Fahnen schwenkend unter dem Balkon von Bürgermeisterin Botella und an der Göttin vorbei. Sie protestierten gegen die Arbeitslosigkeit von über fünf Millionen Mitbürgern und gegen die Spar-Reformen

der konservativen Regierung, die zahlreiche Familien in Armut stürzen.

Drinnen, im Rathaus, hatte Botella am Vormittag mit ihrem Stadtrat beschlossen, eine knappe Million Euro zur Verfügung zu stellen, damit für die ärmsten Einwohner der Stadt die Mieten der Sozialwohnungen gesenkt werden können.

Das sind die schwierigen Zeiten auf dem Cibeles-Platz: Die Oberbürgermeisterin von Madrid muss 16 712 unbezahlte Rechnungen in Höhe von über einer Milliarde Euro aus dem Vorjahr begleichen und die Finanzen der am höchsten verschuldeten Stadt des Landes in Ordnung bringen. Und das möglichst schnell.

Seit Ende Dezember sitzt Ana Botella, 58, Ehefrau des ehemaligen konservati-

ven Ministerpräsidenten José María Aznar, im Rathaus, nach acht Lehrjahren als Stadträtin, zunächst für Familie und Soziales, zuletzt für Umwelt und Verkehr. Botella kam nicht durch Wahl in dieses Amt, sondern erbte es von ihrem Vorgänger, der in die Regierung ihres Parteifreundes Mariano Rajoy berufen wurde.

Sie hat nicht nur das Zimmer mit der schönen Aussicht, größer als das Oval Office in Washington, und einen für 500 Millionen Euro zum Rathaus umgebauten Palast von 1917 übernommen, sondern auch einen Butler, der der Amtsträgerin und ihren Gästen Kaffee serviert. Und sie erbte fast 6,4 Milliarden Euro Schulden.

Bis Ende März musste Botella dem Finanzministerium einen Plan dafür vorlegen, wie sie in Zukunft sparen will, um nicht länger mehr Ausgaben als Einnahmen zu haben. Denn die Regierung des konservativen Mariano Rajoy verabschiedete vergangene Woche ein Gesetz, nach dem Sanktionen verhängt werden, wenn öffentliche Verwaltungen weiterhin Schulden machen.

Insofern geht es der Bürgermeisterin nicht anders als dem Ministerpräsidenten. Der muss im Staatshaushalt für 2012, den er am vergangenen Freitag im Ministerrat verabschiedete, 27 Milliarden Euro einsparen, dazu 12 Milliarden mehr an Steuern einnehmen.

Denn auch Rajoys Vorgänger, der Sozialist José Luis Rodríguez Zapatero, hatte dem Land Altlasten hinterlassen, ein Defizit von 8,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts, weit mehr als mit Brüssel vereinbart. Das soll nun bis Ende 2013 auf 3 Prozent sinken. Eine Zusage, die Spanien um jeden Preis einhalten muss, will es das Vertrauen der europäischen Partner und der Finanzmärkte zurückgewinnen.

Ana Botella kann, anders als ihr Regierungschef, nicht den politischen Gegner von der Linken für die Verschwendungen verantwortlich machen. Es war ihr Vorgänger, ein Konservativer, der die Schulden verfünffacht hatte. Er ließ einen Ring von Autobahnen rund um die Stadt legen und betrieb zweimal die Kandidatur Madrids als Olympia-Stadt. Viele Millionen Euro gab er für Stadien aus, die wenig genutzt werden. Die neue Bürgermeisterin will die Olympia-Bewerbungen 2020 weiterführen, das Gros der teuren Infrastruktur sei ja schon gebaut, sagt sie, und eine Gesellschaft brauche nun mal Träume. Der Rest aber ist eisernes Sparen.

Zur Verwaltung der Misere von Madrid ist die streng katholische Juristin nicht die schlechteste Wahl. „Ich habe mit 23 geheiratet und in den ersten Jahren die Familie ernährt“, sagt Botella stolz. Als Beamte arbeitete sie in der Administration, zuletzt im Finanzministerium. Erst als ihr Mann, den sie Ende der siebziger Jahre zur konservativen Partei gebracht hatte, 1996 Ministerprä-



PEDRO ARMESTRE / AFP

Schlusskundgebung zum Generalstreik in Madrid: Protest gegen Arbeitslosigkeit und Spar-Reformen

sident wurde und die Familie Aznar mit den drei Kindern in den Moncloa-Palast übersiedelte, gab sie die Berufstätigkeit auf. Ein Foto aus der Wahlnacht steht noch heute im Bücherregal neben ihrem Schreibtisch.

Als Gattin des Ministerpräsidenten wurde sie damals verspottet, weil sie auf offiziellen Reisen helle Lederjacken aus dem Kaufhaus trug und zum Empfang des Königspaares in Jeans und schlichter Jacke statt im Abendkleid erschien.

Und auch jetzt steht sie für einen neuen Stil. Ihr Vorgänger im Madrider Rathaus liebte den Luxus und gefiel sich als exzellenter, belesener Redner. Botella trägt Kleider von der Stange, kaum echten Schmuck und klammert sich steif an ihre vorgeschriebenen Texte, auch aus Angst, wie schon geschehen, durch unbedachte Äußerungen über Homosexuelle oder Linke unangenehm aufzufallen.

Doch jetzt ist vor allem strenge Buchführung gefragt. Denn seit vor vier Jahren die Immobilienblase platzierte, versiegte auch eine der Haupteinnahmequellen der spanischen Rathäuser: Die Städte konnten keine Gebühren mehr für die Erteilung von Baugenehmigungen eintreiben, darüber hinaus fehlten die Gewerbesteuern der Unternehmer aus der Baubranche.

Viele von ihnen mussten Insolvenz anmelden. Denn während die Unternehmer verpflichtet sind, die Mehrwertsteuer im Voraus der Finanzbehörde zu überweisen, blieben die Kunden, insbesondere öffentliche Auftraggeber, in der Krise ihre Zahlungen schuldig.

Nun hat die Regierung Rajoy erste Hilfe versprochen: Aus einem Fonds des Nationalen Kreditinstituts von 35 Milliarden Euro können verschuldete Rathäuser auf zehn Jahre Geld leihen, zu Zinsen von nur fünf Prozent. Das erlaubt auch der Stadt Madrid ab Mai, endlich ihre fast 1700 Zulieferer und Handwerksbetriebe zu bezahlen. Die Bürgermeisterin weiß,

dass sie dennoch ihre künftigen Ausgaben kürzen und sich um zusätzliche Einkünfte bemühen muss.

Botella will deshalb unter anderem städtische Gebäude und Beteiligungen an kommunalen Unternehmen wie dem Wasserwerk verkaufen. Sie hat außerdem 130 Millionen eingespart, den Dienstwagenpark reduziert, Berater entlassen, die Neugestaltung der Kunstmeile von Madrid vorläufig eingefroren und die Unterstützung für Drogenabhängige und Be rufsanfänger gekürzt.

Neben den Gemeinden muss Rajoy auch die 17 Autonomen Regionen, vergleichbar den Bundesländern, sanieren. Sie trugen die Hauptschuld daran, dass das Staatsdefizit außer Kontrolle geraten war. Die neue Regierung hat sich mit den überwiegend konservativen Landesvätern nun auf eine Schuldenbremse geeinigt. Doch ohne Einschnitte bei den Aufwendungen für Bildung, Gesundheit und Sozialleistungen wird das wohl nicht möglich sein. Viele öffentliche Betriebe werden deshalb privatisiert oder geschlossen.

Am vorletzten Wochenende hatte Regierungschef Rajoy eine erste Warnung von den Wählern erhalten: In Andalusien, wo die Arbeitslosigkeit mit 31 Prozent acht Punkte über dem Landesdurchschnitt liegt, siegten die Linken. Denn sie versprachen, die Segnungen des Wohlfahrtsstaats zu garantieren und nicht allein Austeritätspolitik zu betreiben.

Rajoys Kalkül, seinen Haushaltsplan vor den Regionalwahlen geheim zu halten, ist nicht aufgegangen. Er hatte mit seinem wahltaktischen Vorgehen viel Unmut bei der EU-Kommission in Brüssel riskiert, sein italienischer Kollege Mario Monti bekundete sogar „Besorgnis“ um Spaniens Zuverlässigkeit, der Risikoauftschlag für Staatsanleihen aus Madrid stieg an.

Gleich nach Amtsantritt hatte Rajoy mit seiner absoluten Mehrheit eine Verschärfung der Arbeitsmarktreform von

Zapatero veranlasst: Sie ermöglicht nun Unternehmern in Schwierigkeiten, Löhne zu kürzen und Angestellte ohne hohe Abfindungen zu entlassen. Langfristig würden mit dem neuen Recht wieder mehr Arbeitsverträge geschlossen, glauben die Konservativen. Trotz des Generalstreiks will Rajoy hart bleiben.

Die Sparkassen, in deren Büchern ausfallgefährdete Wohnungskredite und abgewerteter Immobilienbestand lasten, sollen sich rasch zu größeren Instituten zusammenschließen. Für die nächsten Monate kündigte der Regierungschef weitere „genauso bedeutende“ Reformen bei den staatlichen Dienstleistungen der öffentlichen Verwaltung und auf dem Energiesektor an. Der im Kabinett beschlossene Haushalt zwingt alle Ministerien zu Kürzungen von fast 17 Prozent. Beamtengehälter bleiben eingefroren. Doch das reicht noch lange nicht aus.

Die Euro-Gruppe fordert, Spanien müsse sein Defizit bis Ende des Jahres auf 5,3 Prozent senken, sie will die Fortschritte überwachen. Deshalb erhöht Rajoy, anders als im Wahlkampf versprochen, nun doch einige Steuern: Die Anhebung der Einkommensteuersätze, erst einmal befristet auf zwei Jahre, gilt schon seit Januar. Dazu wird die Steuerlast für Großunternehmer gesteigert.

Linke Oppositionsparteien und Gewerkschaftsführer argumentieren dagegen, der brutale Sparkurs lasse das Heer der Arbeitslosen nur noch größer werden. Der Konsum werde so gedrosselt und die Rezession vertieft. Rajoy gibt sich trotzdem zuversichtlich: „Der schlimmste Irrtum ist es, nichts zu tun“, bekannte er. Zwölf Monate lang steht dem Konservativen zumindest kein Urnengang im Weg.

Ana Botella kann sich noch mehr Zeit lassen: Erst 2015 werden die Madrilenen wieder einen neuen Bürgermeister wählen. Oder eine Bürgermeisterin.

HELENE ZUBER



US-Soldaten auf dem Flughafen im kirgisischen Bischkek: Abzug aus einem Land, das nicht zu befrieden ist

DAVID GOLDMAN / DAPD

AFGHANISTAN

Gute Heimreise!

Der Rückzug vom Hindukusch wird für die Nato zur logistischen Herausforderung. Mit Geld und Versprechen versuchen ihre Emissäre, Russland und Usbekistan zur Kooperation zu bewegen.

Am besten fährt man mit dem Dampfer nach Uljanowsk. Die russische Provinzstadt, vor gut 360 Jahren unter dem Namen Simbirsk als Grenzfeste des Zaren gegründet, liegt am Steilufer der mächtigen Wolga, mindestens drei Kilometer ist der Strom an dieser Stelle breit. Ein Publizist hat Uljanowsk mal das Bethlehem des 20. Jahrhunderts getauft.

Das hat mit Wladimir Iljitsch Uljanow zu tun, der 1870 hier geboren wurde und unter dem Namen Lenin in die Geschichte einging. Er war kaum gestorben, da pilgerten kommunistische Gläubige aus aller Welt in die Wolgastadt, die ihrem berühmten Sohn den jetzigen Namen zu verdanken hat.

Kommt man vom Fluss herauf, stößt man auf den riesigen Lenin-Platz mit dem

überlebensgroßen Lenin-Monument, und in der Lenin-Straße steht noch das Holzhäuschen, in dem der Revolutionsführer aufgewachsen ist. Der Ort, an dem sich einst die kommunistischen Weltverbesserer sammelten, wird nun zum Treffpunkt westlicher Militärs. Wenn der Abzug der Isaf-Truppen aus Afghanistan beginnt, soll ein Teil des Nato-Trosses seinen Weg über Uljanowsk nehmen. Genauer gesagt: über den Flughafen Uljanowsk-Ost. Er wird Drehscheibe eines der aufwendigsten Truppenrückzüge der moderneren Militärgeschichte. 130 000 Soldaten müssen binnen zwei Jahren Afghanistan verlassen, dazu mindestens 70 000 Fahrzeuge und 120 000 Container.

Uljanowsk-Ost – das war der Landeplatz des örtlichen Flugzeugwerks, das die An-124 produzierte, das einst welt-

größte Transportflugzeug. Er verfügt über eine fünf Kilometer lange Landebahn, die als Ausweichplatz für die sowjetische Weltraumfähre „Buran“ gedacht war.

Im Herbst kamen die ersten Nato-Offiziere her, seitdem herrscht Aufbruchsstimmung. Gouverneur Sergej Morosow, 52, ein früherer Polizeioffizier, träumt bereits von „einigen tausend Arbeitsplätzen“. Wenn es losgehe, würden täglich „mehrere Dutzend Maschinen“ in Uljanowsk landen und jeden Monat 60 Eisenbahnzüge von hier aus ihren Weg Richtung Baltikum nehmen, in Ostseehäfen wie das litauische Klaipeda, von wo die Fracht nach Westeuropa verschifft werden soll.

Das Nato-Unternehmen „Uljanowsk“ könnte einheimischen Luftfrachtunternehmen jährlich eine Milliarde Dollar bringen und der Eisenbahn 250 Millionen Dollar – es wäre ein gewaltiges Konjunkturprogramm.

Gewaltig ist aber erst einmal die Herausforderung, vor der die Nato steht. Die kann es nach ihrem mehrjährigen Einsatz in Afghanistan kaum noch erwarten, den Hindukusch wieder zu verlassen. Allen anderslautenden Beteuerungen zum Trotz: Ihre Mission ist gescheitert, es geht nur noch darum, Mann und Gerät ohne Verluste wieder außer Landes zu schaffen.

Das Unternehmen heikel zu nennen wäre eine Untertreibung. Militärische Rückzüge aus Afghanistan gerieten schon mehrfach zum Desaster: Als die Briten 1842 nach ihrem ersten Feldzug Kabul verließen, weil sie der Aufständischen nicht mehr Herr wurden, kamen von dem 17 000-köpfigen Expeditionskorps nur ein paar Glückliche mit dem Leben davon – der Rest war unterwegs niedergemacht worden.

Die Sowjets verloren bei ihrem Afghanistan-Abenteuer 15 000 Mann, auch ihr Abzug 1989 verlief zum Schluss chaotisch: Die Fahrzeugkolonnen quälten sich unter Beschuss der Mudschahidin durch die tiefverschneiten Berge am Salang-Pass. Noch einmal 60 Mann kamen in den letzten anderthalb Monaten um, sie wurden erschossen oder erstickten unter Lawinen.

Beide – Briten wie Sowjets – verließen ein Land, das sie nicht befrieden konnten. Das ist auch diesmal so. Aufständische Afghanen werden vermutlich alles versuchen, um den Nato-Truppen beim Abzug schmerzhafte Nadelstiche zu versetzen. Möglichkeiten wird es genügend geben, denn die Nato hat für ihre Jagd auf al-Qaida und die Taliban ungleich mehr Waffen und Militärgerät nach Afghanistan geschafft als seinerzeit Engländer oder Sowjets. Allein die Bundeswehr muss über 1700 Fahrzeuge, Haubitzen und Panzer zurückführen (siehe S. 97).

So wird auch dieser Abzug eine militärisch heikle, politischbrisante und logistisch komplizierte Aktion. Sie wird vor allem über die nördlichen Nachbarländer Afghanistans abgewickelt. Die Südtrasse via Pakistan gilt als nicht verlässlich. Islamabad hat den Transit nach tödlichen Luftangriffen gegen pakistanische Soldaten vor Monaten gesperrt und will die Straße erst jetzt wieder öffnen.

Oberste Priorität für den Abzug, sagt der Chef des US-Transportkommandos, General William Fraser, hätten daher die Wege durch das ehemals sowjetische Zentralasien. Aber auch das ist eine schwierige Region: Ob Usbekistan, Tadschikistan oder Kasachstan – all diese Länder werden von Autokraten regiert, die es mit den Menschenrechten nicht so genau nehmen, weswegen die Amerikaner früher wenig mit ihnen zu tun haben wollten.

Seit Monaten sind nun Emissäre des Westens in Zentralasien unterwegs, es wird gefeilscht, gedealt und das Blaue vom Himmel versprochen, um die Potentaten zur Kooperation zu bewegen. Überall haben sie mit Problemen zu kämpfen. Etwa in der kirgisischen



Abziehende sowjetische Militärkolonne*
Erschossen oder unter Lawinen erstickt

Hauptstadt Bischkek, wo Amerika bislang seinen wichtigsten Landeplatz nördlich von Afghanistan unterhält. Die dortige Führung droht, den Pachtvertrag mit Washington nicht zu verlängern – dann wäre ausgerechnet im Juli 2014 Schluss, wenn der Abzug aus Afghanistan auf Hochtouren läuft. Bei einem Besuch im März bedeutete Verteidigungsminister Leon Panetta den Kirgisen, dass der Flughafen „extrem wichtig“ für den Rückzug der Amerikaner sei.

Noch mehr umwerben die USA das benachbarte Usbekistan. An der Grenzbrücke über den Amu-Darja im Süden des Landes endet die einzige funktionierende Eisenbahnstrecke aus Afghanistan; sie beginnt im 70 Kilometer entfernten Masi-i-Scharif und führt zum Flughafen Hai-

ratan. Über diese Trasse können Waffen und Gerät nach Usbekistan und weiter nach Russland gebracht werden, allerdings muss man die Güter unterwegs mehrmals umladen.

In Taschkent aber sitzt ein Mann, der sein Land seit über 20 Jahren mit der Knute regiert – Islam Karimow. Die USA unterhielten bereits bis 2005 eine Luftwaffenbasis in Usbekistan. Doch dann schlug Karimow in der Großstadt Andischan blutig einen Aufstand nieder, Washington fror die Beziehungen ein, Karimow ließ den Flughafen schließen.

Das alles soll nun vergessen sein, plötzlich entdecken die Amerikaner ihre Liebe zu Usbekistan. Fast jede Woche klopfen Gesandte beim dortigen Staatschef an. Präsident Barack Obama telefonierte mehrmals mit Karimow, sein Afghanistan-Beauftragter, Marc Grossman, war da, Außenministerin Hillary Clinton sowieso. Sie versprach Karimow, Handelsbarrieren abzubauen, und verkündete nach dem Treffen, Usbekistan habe bei der Achtung der Menschenrechte Fortschritte gemacht.

Das dürfte mit der Wahrheit schwer in Einklang zu bringen sein. Die Lage sei anhaltend dramatisch, sagt die amerikanische Menschenrechtsorganisation Freedom House: Was die politischen Freiheiten der 28 Millionen Bürger angehe, gehöre Usbekistan zu den „schlechtesten der schlechten Staaten“, das Regime sei kaum besser als das der Taliban in Afghanistan vor der US-Intervention 2001.

Trotzdem beeilte sich der US-Senat, erneut Gelder für Waffenkäufe durch die Usbeken freizugeben. Die Amerikaner könnten Karimow beim Abzug aus Afghanistan einiges von ihrem Militärgerät übergeben: gepanzerte Wagen, Handfeuerwaffen, Minensuchgeräte, Navigationstechnik und vielleicht sogar Drohnen.

Das wiederum beunruhigt Russland, das Usbekistan für einen besonders unsicheren Kantonisten hält – aber auch Peking, wie ein hochrangiger

Militär in Moskau aus Gesprächen mit chinesischen Kollegen weiß. Beide Länder befürchten, dass sich die Lage in Zentralasien nach dem Abzug der westlichen Truppen verschlechtern wird und religiöse Fanatiker verstärkt vom Hindu-Kusch in Länder wie Usbekistan, Kirgisen oder Kasachstan vordringen.

Mit der Luftbrücke aus Afghanistan ins russische Uljanowsk umgehen die Amerikaner zwar das Reich des ungeliebten Karimow, einen Teil ihrer Ausrüstung müs-



* Bei der Fahrt über den Amu-Darja ins usbekische Termez am 6. Februar 1989.

Warum knallt und brummt die Erde?



Axel Bojanowski ist ein leidenschaftlicher Sammler geowissenschaftlicher Raritäten und unglaublicher Phänomene. Seine Geschichten handeln von gigantischen Wasserfällen im Atlantik, von riskanten Bohrungen ins Herz eines Supervulkans oder von mächtigen Felsen, die durch die Wüste wandern. Präzise, unterhaltsam und verständlich erzählt der Autor von den großen Fragen der Geowissenschaften – mit Gespür für die schrägen Details.

Erhältlich im
Buchhandel und bei
www.spiegel.de/shop

SPIEGEL
BUCHVERLAG

DVA
www.dva.de

sen sie aber trotzdem durch Usbekistan schicken. Denn Flüge sind teuer und die Zuladungen begrenzt: Für jeden Flug der von ihr gemieteten und in Leipzig stationierten Antonow-Transporter nach Masar-i-Scharif und zurück zahlt die Bundeswehr 420 000 Euro.

Was Uljanowsk betrifft, so müssen die Amerikaner mit Moskau aber noch viele Details verhandeln. Der Kreml will in der Öffentlichkeit unbedingt den Eindruck vermeiden, er öffne ihnen und der Nato mit diesem Stützpunkt Tür und Tor.

Als die Pläne vom Drehkreuz Uljanowsk bekannt wurden, tauchten in den Straßen der Wolga-Stadt Graffiti auf. „Keine Nato-Basis in Uljanowsk!“, warnen sie. Die KP-Führung spricht von einer „Okkupation“, auch im Internet gibt es Kritik. Russlands Verteidigungsminister sei der „Verräter Nummer eins“ – weil er zugestimmt habe, dass die Nato in der Tiefe des Landes operieren könne.

Jahrelang hatte der Kreml die Hysterie gegen die Nato geschürt. Nun muss er die Aufregung dämpfen. Der Stützpunkt der Nato in Uljanowsk sei „im Interesse der militärischen Sicherheit Russlands“, beteuerte Verteidigungsminister Anatolij Serdrukow. Und der für das Militär zuständige Vizepremier Dmitrij Rogosin spielte das Problem gleich ganz herunter: Er glaube nicht, „dass der Transport von Nato-Toilettenpapier Verrat an der Heimat“ sei.

Die Russen versuchen nun, der Nato-Luftbrücke einen kommerziellen Anstrich zu geben. Formal wird nicht das Verteidigungs-, sondern das Transportministerium für Uljanowsk zuständig sein. Doch auch für die Amerikaner ist diese Transitroute nicht optimal. „In einer idealen Welt würde ich lieber etwas unabhängiger von Russland sein“, sagt Andrew Kuchins vom Washingtoner Zentrum für strategische und internationale Studien: „Aber welche Optionen bleiben uns?“

Unbeeindruckt von der Debatte zeigt sich bislang allein die Bundeswehr. Sie hat schon früh mit den Russen ein eigenes Transitabkommen geschlossen, und das „funktioniert hervorragend“, wie Brigadegeneral Reiner Schwalb versichert, der deutsche Verteidigungsattaché in Moskau. Rund 270 Flüge haben die Deutschen letztes Jahr über Russland abgewickelt – Soldaten fliegen mit dem Airbus ins usbekische Termes, Militärgüter dagegen werden von zwei deutschen Transportgeschwadern in Transall-Maschinen nach Masar gebracht, mit Zwischenlandung im russischen Krasnodar.

Die Deutschen dürfen sogar Waffen durch Russland transportieren. Den Amerikanern ist das bislang nicht erlaubt, auch nicht über die Lenin-Stadt Uljanowsk. Einen Teil der Waffen aber in Afghanistan oder in Zentralasien zurückzulassen – daran ist selbst den Russen nicht gelegen.

CHRISTIAN NEEF

Die Gnade der Sieger

Deutsche Soldaten bereiten den Abzug aus einem instabilen Afghanistan vor.

Zurück bleibt eine grüne Wiese, leergefegt wie ein Campingplatz im Winter. Wenn die Bundeswehr in wenigen Monaten ihr Feldlager in Faizabad am Fuße der Berge im Nordosten Afghanistans auflöst, nimmt sie alles mit, was nicht fest verbaut ist. 550 Soldaten haben hier in den vergangenen Jahren afghanische Soldaten ausgebildet und für Stabilität gesorgt. Jetzt werden 100 Umzugsexperten der Bundeswehr ein halbes Jahr dafür brauchen, die Koffer zu packen.

auch Fernmelder, die die Kommunikation sicherstellen, während die Satellitenanlagen abgebaut werden, und Reinigungskräfte, die die Fahrzeuge vor der Abreise desinfizieren. Tierseuchenprophylaxe nennt sich das.

Will die Bundeswehr dabei ihren Auftrag weiter erfüllen, afghanische Sicherheitskräfte auszubilden und im Land für Stabilität zu sorgen, brauchte sie zusätzliche Unterstützung aus Deutschland. Zwischen 250 und 600 Soldaten seien für einen Umzug dieser

Den Transport von Afghanistan nach Deutschland sollen ohnehin weitgehend private Speditionen abwickeln. Eingepackt wird nur Material, für das sich der Transport auch lohnt. Alte, abgenutzte Wohncontainer etwa sollen in Afghanistan verschrottet werden.

Über Schützenpanzer des Typs Marder würde sich die afghanische Armee sehr freuen. Auch eine der Panzerhauptsitzen und einige Helikopter der Bundeswehr könne man gern übernehmen, heißt es im afghanischen Verteidigungsministerium. „Je mehr Material wir bekommen, vor allem für Operationen aus der Luft, desto schneller können wir von der Isaf weitere Gebiete übernehmen“, sagt dort einer der führenden Generäle.

Doch dazu wird es wohl nicht kommen. „Schützenpanzer können Sie nicht wie abgelaufene Arzneimittel überlassen. Die brauchen Wartung und Unterhalt“, heißt es bei der Bundeswehr. Die Afghanen seien nicht an dem schweren Gerät ausgebildet, im Übrigen sei eine Überlassung von Panzern womöglich gar nicht mit den Richtlinien für Rüstungsexport vereinbar. Der Glaube an ein stabiles Afghanistan scheint begrenzt. „Ich möchte nicht wissen, gegen wen sich die deutschen Kanonenrohre dann richten könnten“, sagt ein hochrangiger Offizier.

Wenn von den Tausenden Afghanen die Rede ist, die für die Bundeswehr gekocht, gebaut, gedolmetscht und gespitzelt haben, dann wird im Ministerium die Stimme gesenkt. „Wir sollten das Problem nicht im Saigon-Style lösen“, heißt es mit Bezug auf die vielen Helfer, die die Amerikaner in Vietnam der Willkür und Gnade der Sieger überlassen haben. Etwa 1500 Afghanen sollen deshalb möglicherweise nach Deutschland kommen, weil sie nach dem Abzug der Bundeswehr nichts Gutes zu erwarten hätten, falls die Taliban an die Macht kämen.

In Afghanistan wächst die Sorge, dass nach 2014 nicht nur die Kampftruppen verschwinden, sondern auch Ausbilder, zivile Helfer und vor allem die Milliarden Dollar Entwicklungshilfe. Eines sei klar, sagt ein General der Bundeswehr: „Wenn wir die Afghanen nach 2014 alleinlassen, bricht dort alles zusammen.“

ULRIKE DEMMER, MATTHIAS GEBAUER



Bundeswehrsoldaten in der Provinz Baghlan: Eigener Transitweg nach Hause

Der Abzug aus Afghanistan ist ein Kraftakt, der auch in Deutschland zahlreiche Soldaten beschäftigt. „Es ist leichter, auf einen Baum zu klettern als wieder hinunter“, sagt Verteidigungsminister Thomas de Maizière. Die zentralen Fragen des Rückzugs sind ungeklärt. Wann zieht die Bundeswehr welche Kräfte ab? Welche Soldaten organisieren den Umzug? Welches Material muss zurück nach Deutschland? Und was passiert nach 2014?

In Afghanistan wird derzeit Inventur gemacht. Etwa 6000 Container mit Material, 1200 geschützte und 500 nicht geschützte Fahrzeuge müssen nach Deutschland zurück. Dafür braucht es erfahrene Logistiker und Pioniere, aber

Größenordnung notwendig, heißt es vage im Ministerium. Eine optimistische Schätzung. Die Holländer etwa haben für den Rückzug ihrer 2000 Soldaten rund 700 Abzugsfachleute in Afghanistan gebraucht, bei den Amerikanern sind gleich 4000 Experten angereist.

Doch Hunderte Soldaten zusätzlich an den Hindukusch zu schicken ist innerpolitisch kaum durchzusetzen. Der Bundestag will unter dem laufenden Mandat bis Anfang 2013 deren Zahl von 5350 Mann auf 4400 senken. Das Berliner Ministerium denkt nun darüber nach, ob Soldaten, die nur Koffer packen und Autos waschen, überhaupt ein solches Mandat brauchen.

Empfehlen Sie jetzt den SPIEGEL:



TomTom Start Classic CE TMC

3,5"-Touchscreen, Karten von Zentraleuropa, TMC-Verkehrsinformations-empfänger, tageszeitabhängige Routenberechnung, IQ-Routes und gesprochene Straßennamen. Inkl. praktischer EasyPort-Halterung.

Ohne Zuzahlung

NEU



ODYS HYPE – Portabler Fernseher mit DVB-T-Empfänger

Digital-TV to go: 9"-LCD, Stereo-Lautsprecher, Li-Ion-Akku. Manuelle/Auto-Sendersuche, Videotext, Audio-/Videoausgang, USB-Anschluss, SD-Kartenslot. Inkl. Fernbedienung, DVB-T-Antenne. Maße (BxHxT): ca. 26,2x15,5x3,3 cm. Ohne Zuzahlung

NEU



HP OfficeJet 4500 All-in-One – Wireless 4in1

Drucker, Kopierer, Scanner und Fax in einem. Druckt ca. 28 Seiten bis DIN A4 pro Minute. Kopier-Auflösung: 1200 dpi. Mit 32 MB internem Speicher. Inkl. Patronen. Maße (BxHxT): ca. 43,3x21,6x40,1 cm.

Ohne Zuzahlung

NEU



Just Mobile Gum Max – Hochleistungsakku

Stromversorgung für unterwegs. Der portable Hochleistungsakku mit 10 400 mAh(!) lädt Ihr iPad ca. 1,3x, Ihr iPhone bis zu 8x auf. Auch für iPods oder andere Smartphones geeignet. Mit LED-Ladestandanzeige.

Ohne Zuzahlung

NEU



Landmann Lavastein-Gasgrillwagen

Fahrbarer Grill mit verchromtem Grillrost, Fenster, Ablagetisch und 2-fach regelbarer Gaszufuhr. Inkl. Lavasteine und Lavasteinrosts. Maße Grillfläche (BxH): ca. 48,5x37,5 cm. Maße Grill (BxHxT): ca. 84x100x52 cm.

Ohne Zuzahlung

Wagenfeld-Tischleuchte WG 24

Dieses Meisterstück im Bauhausstil wurde 1924 von Wilhelm Wagenfeld design. Metall vernickelt, Klarglas und Opalglas, mit Einzelnummerierung und Echtheitssiegel. Ohne Leuchtmittel. Höhe: ca. 36 cm, Schirm-Ø: ca. 18 cm, Fuß-Ø: ca. 15 cm.

Zuzahlung: nur € 149,-



Telefon 0180 2 775566

(6 Ct./Anruf*) Aktionsnummer SP12-116



Fax 040 3007-857085

Einfach Coupon ausschneiden und faxen

Viele Prämien-Neuheiten zur Wahl!

HUDORA Heimtrainer HD 44

Mit 8-stufiger manueller Widerstandsverstellung, Pulsmessung über Handsensoren, vertikal verstellbarem Sattel, ca. 6,9 kg Schwungmasse, wartungsfreiem Magnetbremsystem und digitaler Anzeige. Max. Benutzergewicht: ca. 100 kg. Maße (BxHxT): ca. 44,5x127x83 cm.

Ohne Zuzahlung



NEU



AVM FRITZ!Box 7330

Perfekte Heimvernetzung: Die Box verbindet einfach und sicher alle Geräte miteinander und mit dem Internet. Mit ADSL/ADSL2, WLAN-N, DECT-Basisstation, integriertem AB, Mediaserver, 2 USB-Anschlüssen u.v.m.

Ohne Zuzahlung

NEU



Nintendo Wii Mario & Sonic bei den Olympischen Spielen

Limitierte, blaue Wii-Konsole mit Fernbedienung und Nunchuck. Inkl. „Mario & Sonic bei den Olympischen Spielen“ mit Mehrspieler-Modus und über 30 spannenden Disziplinen wie Kanufahren, Fußball und Badminton.

Zuzahlung: nur € 55,-



Deckchair „Pazifik“

Massive Sonnenliege aus hochwertigem, nachhaltig produziertem Eukalyptusholz. Die Rückenlehne ist 4-fach verstellbar. Inkl. Auflage im Karo-Design. Maße (BxHxL): Deckchair ca. 58x90x150 cm, Auflage ca. 50x6x190 cm.

Zuzahlung: nur € 9,-

NEU



Quinny-Yezz-Buggy

Wendiger, ultraleichter Buggy für Ihre Trips in die City. Mit weichen PU-Gummi-Skaterrädern und stabilem Gestell. Lässt sich im Nu zusammenfalten und am praktischen Schultergurt tragen. Gewicht: ca. 5 kg. Maße (BxHxT): ca. 56x105,5x75 cm.

Zuzahlung: nur € 45,-

NEU

WENGER Schweizer Edelstahl-Armbanduhr „Field Grenadie“

Robuste Armbanduhr aus Edelstahl und kratzfestem Mineralglas. Mit präzisem Schweizer Quarzwerk, lumi-neszierenden Zahlen und Zeigern, Datumsanzeige und Druckverschluss. Gehäuse-Ø: ca. 38 mm.

Ohne Zuzahlung



www.spiegel.de/praeien

Weitere Prämien im Internet

Coupon senden an:

DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Wählen Sie Ihre Wunschprämie!



SAMSUNG S5260 Star II – ohne Vertrag

Touchscreen-Phone mit 3"-Display, 3,2-Mpixel-Kamera, Quicktype by t9-Trace™ sowie integrierten Social-Networking- und Instant-Messaging-Diensten. In Schwarz oder Weiß. Maße (BxHxT): ca. 54x108x12,4 mm.

Ohne Zuzahlung



Holzbank „Lima“

Ein edles Accessoire für Ihren Garten, Ihren Balkon oder Ihre Terrasse. Die stilvolle Holzbank ist aus hochwertigem Eukalyptusholz gefertigt, das in zertifizierten Plantagen wächst. Maße (BxHxT): ca. 106x87x64 cm.

Ohne Zuzahlung

NEU

KRUPS Nespresso CitiZ

Einfache Bedienung per Knopfdruck! Mit 19 bar Pumpendruck, Standby-Modus nach 30 Min., Tassenprogrammierung, „Flow-Stop“-Funktion u.v.m. Leistung: 1260 Watt. Maße (BxHxT): ca. 19,2x37,4x35,6 cm.

Zuzahlung: nur € 59,-



NEU



DeLonghi Edelstahl-Grill-Mikrowelle „Esclusivo“ MW 505

Elegante Mikrowelle mit 3 Kochkombinationen, Auftau-Funktion, 5 Mikrowellenleistungsstufen, Grill-Power-Stufe u.v.m. Leistung: 800 Watt (Mikrowelle) bzw. 1200 Watt (Grill). Maße (BxHxT): ca. 45x26x41 cm.

Ohne Zuzahlung

Artemide Alu-Stehleuchte „Tolomeo Lettura“

Alu-Stehleuchte aus der Tolomeo-Reihe mit regulierbaren Armen aus glänzendem Aluminium und einem in alle Richtungen verstellbaren Leuchtkörper aus eloxiertem Aluminium. Lampe: max. 100 Watt. Lieferung ohne Leuchtmittel. Länge: ca. 167 cm.

Zuzahlung: nur € 109,-



NEU

WENGER Schweizer Armbanduhr „Ranger“

Sportliche Armbanduhr mit Schweizer Präzisions-Quarzwerk, roter Drehlunette, Datumsanzeige und lumineszierenden Zeigern und Ziffern. Polycarbonat-Gehäuse, kratzfestes Mineralglas und Kautschuk-Armband.

Ohne Zuzahlung



Telefon 0180 2 775566
(6 Ct./Anruf*) Aktionsnummer SP12-116



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen



www.spiegel.de/praemien
Weitere Prämien im Internet

NEU**BOSCH Rasenmäher Rotak 32**

Durchzugsstarker 32-cm-Rasenmäher mit Rasenkamm, 17 Nm Drehmoment und 3-facher Schnitthöhenverstellung (20–60 mm). Fangboxvolumen: 31 l, Gewicht: ca. 7 kg, Leistung: 1200 Watt.

Ohne Zuzahlung**NEU****SONY Micro-Systemanlage CMT-FX3001**

Hi-Fi-Komplettsystem mit iPod/iPhone-Docking-Station, USB-Wiedergabe-möglichkeit und Radio. Einfacher Anschluss an MP3-Geräte über USB. Inkl. Fernbedienung. Maße (BxHxT): ca. 14,8x24x12,7 cm.

Ohne Zuzahlung**maxchoice-premium-gutschein € 80,-**

Sie haben gern die freie Wahl? Dann ist dieser Gutschein genau das Richtige für Sie. Bei vielen beliebten Marken mit über 100 000 Möglichkeiten können Sie sich ganz einfach Ihren persönlichen Wunsch erfüllen. Der Gutschein kann beliebig gestückelt werden und ist vier Jahre lang gültig!

**Geldprämie € 75,-**

Nichts Passendes dabei? Dann sichern Sie sich jetzt Ihre Gutschrift: Für jeden Leser, den Sie werben, überweisen wir Ihnen € 75,- direkt auf Ihr Konto!

Noch heute antworten und Wunschprämie sichern!**Ihre Vorteile im Überblick:**

- Top-Prämie für den Werber**
- Der Abonent zahlt zurzeit nur € 3,80 statt € 4,- pro Ausgabe**
- SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Auslandsangebote auf Anfrage:

Tel. +49 40 3007-4881

Der neue Abonent liest den SPIEGEL (ggf. inklusive der digitalen Ausgabe) für mindestens ein Jahr. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnement-betrags durch den neuen Abonrenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Sachprämiens mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland und solange der Vorrat reicht.

Ja, der neue Abonent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis: Frau Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

BLZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

- Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe (für iPad/iPhone, Android-Smartphone-/Tablet und PC/Mac) beziehen.**

1 9

Geburtsdatum

SD12-014

E-Mail (Pflichtfeld für Abonrenten der digitalen Ausgabe)



Datum, Unterschrift des neuen Abonrenten

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie: **Geldprämie € 75,- (1684)**

Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:

BLZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

- TomTom Start Classic (3920)
- QNDS HYPE – Portable TV (4111)
- HP Officejet 4500 All-in-One (4101)
- Just Mobile Gum Max (4112)
- Lavastone-Gasgrillwagen (4110)
- Wagenfeld-Tischleuchte WG 24 (3739) Zuzahlung: € 149,-
- HUDORA Heimtrainer HD 44 (3937)
- AVM FRITZ!Box 7330 (4105)
- Nintendo Wii Mario & Sonic (4103) Zuzahlung: € 55,-
- Deckchair (4023) Zuzahlung: € 9,-
- Quinny-Yezz-Buggy (4098) Zuzahlung: € 45,-
- Armbanduhr „Field Grenadie“ (4107)
- SAMSUNG SS260 Star II – ohne Vertrag
- Schwarz (4081)
- Weiß (4082)
- Holzbank „Lima“ (4003)
- KRUPS Nespresso Citiz (4099) Zuzahlung: € 59,-
- Edelstahl-Grill-Mikrowelle (4109)
- Alu-Stehleuchte (3756) Zuzahlung: € 109,-
- Armbanduhr „Ranger“ (4106)
- BOSCH Rasenmäher (4108)
- SONY Micro-Systemanlage (4104)
- maxchoice-premium-gutschein € 80,- (3941)

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg



Formalin und Sachertorte

GLOBAL VILLAGE: Warum türkische Zahnärzte zur Leichensektion an die Donau reisen

Serhat Yalçin, 50 Jahre alt, ein freundlicher Facharzt für Kiefer- und Gesichtschirurgie aus Istanbul, steht vor einer weißen Plastiktüte und schließt die Augen. Er murmelt ein kurzes Totengebet für jenen Menschen, an dem er gleich eine Oberkieferoperation durchführen wird. Er zeigt auf die noch halbverschlossene Plastiktüte.

Deren Inhalt könnte man von weitem für einen Salatkopf halten. Man könnte auch versuchen, nicht so genau hinzuschauen. „Das ist im Grunde schon gar kein Mensch mehr“, sagt Yalçin. „Da ist die Seele entwichen. Aber sicher ist sicher. Wir wollen dem Tod mit Höflichkeit begegnen.“

In der Tüte vor ihm liegt der Kopf eines Toten.

Es ist neun Uhr morgens – ein Sonntag im Wiener Zentrum für Anatomie und Zellbiologie. Im Sezierraum des altehrwürdigen Universitätsgebäudes in der Währinger Straße, 9. Bezirk, haben sich Yalçin und seine Kollegen, 19 Männer und Frauen aus der Türkei, zusammengefunden. Die Zahnärzte haben gerade ihren Weiterbildungskurs zur „Oralen Implantologie“ begonnen. Sie tragen grüne OP-Kittel, weiße Schutzmasken und Handschuhe und stehen nun, reichlich aufgereggt, vor langen Sektionszischen.

Ein süßlicher Geruch strömt aus den Plastiktüten, zieht durch den Saal. Doch die Türken bleiben ungerührt. „Wir praktizieren hier an echten Leichen“, sagt Yalçin. „Das ist eine einmalige Gelegenheit. Das ist Luxus.“

„Kadavertourismus“, so nennt der Facharzt die dreitägige Reise, die er organisiert hat und für die er seine Kollegen begeistern konnte. Es soll nicht zynisch klingen, es geht ja genau darum: um die Besuch und Sektion von menschlichen Leichen zur Erprobung neuester dental-chirurgischer Methoden. Und das im schönen Wien, der „aristokratischsten Stadt Europas“, wie es im Programm heißt.

Rund 2500 Euro haben die Zahnärzte bezahlt, um dabei zu sein, Flug und Hotel,

eine exklusive Stadtführung, ein Besuch in der Staatsoper, ein Stück Sachertorte im Kaffeehaus und ein Abend beim Heurigen inklusive. Ohne das Sponsoring einer türkischen Firma für Implantatechnologie wäre es noch teurer geworden. Allein die Geräte, die sich das Anatomiezentrum für die Kurse besorgte, sollen ein Vermögen gekostet haben.

Doch das wirklich Besondere sind die Leichen. Ihretwegen sind die Türken angereist, denn in ihrer Heimat herrscht ein Mangel an Toten, an verfügbaren Toten.

„Da sind die Österreicher anders“, sagt Hannes Traxler. „Die wollen nach ihrem Tod noch etwas Gutes tun. Wir haben hier eigentlich immer genügend Leichen.“

Traxler, 49, gut gebräunt, Universitätsprofessor mit Vollbart und Galgenhumor, hat die Sektionskurse vor 15 Jahren ins Leben gerufen. Er steht am Rand des Sezierraums und beobachtet die Zahnärzte. Rund 150 Kurse hat er schon veranstaltet, er hat Mediziner aus Italien, Russland und Australien kennengelernt, nun staunt er, mit welcher Neugier sich die Türken über die toten Schädel beugen.

„Am Anfang kostet es jeden Überwindung. Aber nach einer halben Stunde verlieren sie alle ihre Furcht.“

Über 40 000 Wiener haben zurzeit einen Vertrag mit dem Anatomiezentrum abgeschlossen und sich bereit erklärt, ihren Körper nach dem Tod der Wissenschaft zu vermachen. Das seien zumeist Idealisten, so Traxler, Menschen ohne Angehörige oder solche, die nicht mehr als 450 Euro für die Entsorgung ihres Körpers beziehungsweise ihre Bestattung aufbringen wollen. Ein echtes Begräbnis sei ungleich teurer.

Während die einen mit Formalin einbalsamiert werden und den Studenten oft über Jahre zur Anschauung dienen, werden die anderen im frischen Zustand zur Sektion gebracht und nach Bedarf von einzelnen Körperteilen getrennt. Am Ende landen sie alle in einem Sammelgrab auf dem Wiener Zentralfriedhof.

Stimmt das nicht traurig?

Nein, findet Serhat Yalçin, der türkische Facharzt. Gefühle seien bei dieser Arbeit fehl am Platz. Der tote Kopf, so wird er später in einem Heurigenlokal sagen, sei ihm während all der Stunden im Sezierraum doch eher wie ein Stück von der „abgelegten Kleidung der Seele“ vorgekommen.

Und was ist mit der Hygiene, den schlechten Gerüchen, stört ihn das? „Überhaupt nicht“, sagt Yalçin und lächelt, „die lebenden Patienten riechen ja auch nicht immer gut aus dem Mund.“

DANIEL STEINVORTH



Türkische Mediziner: „Dem Tod mit Höflichkeit begegnen“

Wie in allen islamisch geprägten Ländern werden in der Türkei die Verstorbenen nur selten der Forschung zur Verfügung gestellt, sondern möglichst innerhalb von 24 Stunden bestattet. Auch Organspenden gibt es kaum. Geradezu euphorisch berichten türkische Zeitungen über die wenigen Fälle.

Zwar erklärte die Religionsbehörde Körper- und Organspenden vor einigen Jahren für islamkonform, so denn damit Leben gerettet werden und die Würde der Toten gewahrt bleibe. Doch die „kulturellen Bedenken“ seien groß, sagt Yalçin. Und so müssten sich türkische Mediziner in ihrer Ausbildung zumeist mit Kunststoffmodellen oder Tieren zufriedengeben, obwohl sich damit kaum realistische Situationen simulieren lassen.



Cambridge gegen Oxford 2011

KIERAN DOHERTY / REUTERS

Gepflegte Abneigung

Die acht Ruderer der Universität von Cambridge und ihr Steuermann werden, wie immer, an den hellblauen Trikots zu erkennen sein, ihre Kontrahenten der Universität von Oxford und deren Steuerfrau an ihren dunkelblauen. Am Ufer der Londoner Themse, am 6,8 Kilometer langen Kurs zwischen Putney und Mortlake, werden, wie immer, etwa 250 000 Menschen stehen, und der übertragende Fernsehsender BBC wird hinterher, wie immer, von tollen Einschaltquoten schwärmen. „The Boat Race“, der Ruderwettkampf der beiden renommiertesten Hochschulen Englands, der am Ostersamstag zum 158. Mal ausgetragen wird, ist weit mehr als ein sportliches Duell. Es ist ein urbritisches Erlebnis wie das Tennisturnier von Wimbledon oder das Pferderennen von Ascot, und es ist ein Bekenntnis: Anhänger wie Ruderer beider

Elite-Universitäten stehen sich in gepflegter Abneigung gegenüber. Zwei Deutsche werden in diesem Jahr mit von der Partie sein: auf Seiten von Cambridge der Bonner Moritz Schramm, 25, Doktorand der Biopsychologie, auf der Seite Oxfords der als Jurist bereits promovierte Hanno Wienhausen, 29. Es sei „eine ganz besondere Ehre“ für ihn, als Nichtbrite an dem Rennen teilzunehmen und sich „Heldenstatus errudern zu dürfen“, sagt Wienhausen, der in Deutschland zuletzt für den RTHC Leverkusen startete. In England wird er seit Bekanntgabe der Mannschaftsaufstellung für das „Boat Race“ im Supermarkt erkannt, fremde Menschen wünschen ihm viel Glück. Wienhausens Vita als Leistungssportler dürfte die Hoffnung seiner Anhänger zusätzlich befeuern – der Jurist ist langjähriges Mitglied des deutschen Ruder-Nationalteams.

ZAHL DER WOCHE

30 Zentimeter

lag der Oxford-Achter 2003 vor der Konkurrenz aus Cambridge – der knappste Vorsprung, mit dem das „Boat Race“ jemals ausging.

REITSPORT

„Es macht glücklich“

Der japanische Dressurreiter Hiroshi Hoketsu, 71, ist der älteste Athlet bei den Olympischen Spielen in London. Er lebt und trainiert derzeit in Aachen.

SPIEGEL: Wie fühlt man sich, gegen Sportler anzutreten, die bis zu 50 Jahre jünger sind?

Hoketsu: Ich schäme mich nicht wegen meines Alters, falls Sie das meinen. Es interessiert mich nicht, ob mich jemand belächelt oder voller Mitleid anguckt. Ich bin erstmals 1964 für mein Heimatland bei den Olympischen Spielen gestartet – damals als Springreiter, jetzt im Dressurwettbewerb. Und ich

habe nicht vor, nach dem Turnier in London aufzuhören.

SPIEGEL: Was treibt Sie an?

Hoketsu: Ich werde seit 48 Jahren jeden Tag ein bisschen besser. Das gefällt mir, und es macht mich glücklich. Sie dürfen mich nicht mit dem modernen Sportprofi vergleichen. Rekorde reizen mich nicht. Bis vor zehn Jahren war ich Geschäftsführer eines amerikanischen Pharmaunternehmens. Da hatte ich genug Druck, der Sport half mir abzuschalten. Heute bewahrt er mich davor einzurosten. Während meine Gegner um den Sieg kämpfen, genieße ich die angenehmen Begleitumstände.

SPIEGEL: Was meinen Sie damit?

Hoketsu: Weil ich Profi bin, wurde mir vor zwei Jahren der unbefristete Aufenthalt in Deutschland genehmigt. Ich lerne auf meine alten Tage noch eine

neue Kultur kennen und trainiere nun täglich unter den besten Bedingungen. Wer weiß, vielleicht knacke ich in London meine letzte Platzierung: Vor vier Jahren belegte ich in Peking Platz 35.



Hoketsu mit „Whisper“



OLYMPIA

Fitter, süßer, heißer

Der 17-jährige Turmspringer Tom Daley soll der Star der Olympischen Spiele in London werden. Er gehört zu den Favoriten für die Goldmedaille, vermarktet sich im Internet und lehnt Alkohol ab – das ideale Vorbild für die britische Jugend.

Das Gekreische beginnt bereits, als Tom Daley unter die Dusche neben dem Sprungturm geht. Ein Teenager in einer blauen Badehose, er hält sein Gesicht in den Wasserstrahl, streckt seine Arme. Mädchen springen von ihren Sitzen auf, schreien, pfeifen. Das Duschwasser ist heiß, Dampf steigt auf, Daley wird von einer Wolke eingehüllt.

Danach klettert er die 38 Treppenstufen zur Plattform hinauf. Als er zusammen mit seinem Partner Peter Waterfield zehn Meter über dem Schwimmbecken steht, wird das Publikum ruhig. Daley und Waterfield springen ab, drehen sich dreieinhalbmal in der Luft, die Beine gehockt. Kein überragender Sprung. Das Publikum jubelt trotzdem.

Es ist ein Weltcup im neu gebauten Aquatics Centre in London, bei dem Daley antritt, 157 Tage bevor hier die olympischen Wettkämpfe beginnen. Die Halle ist ausverkauft. Im Publikum sitzen junge Familien, Väter mit Schläppen, Kinder, die Union-Jack-Fähnchen schwenken. Ein paar Mädchen haben sich „I love Tom Daley“ auf ihre T-Shirts drucken lassen, das Wort „love“ als rotes Herz.

Bei Olympischen Spielen gibt es immer einen großen Star, mit dem die Gastgeber besonders mitfeiern, einen Athleten, in dem sich alle Erwartungen bündeln. 2000 in Sydney war es die 400-Meter-Läuferin Cathy Freeman. Weil sie eine Nachfahrin der Ureinwohner ist, stand ihre Goldmedaille für die Versöhnung der Aborigines mit dem australischen Volk. 2004 in Athen war es der Sprinter Kostas Kenteris, der vor seinem großen Rennen jedoch als Doper aufflog. 2008 in Peking sollte der Hürdensprinter Liu Xiang die Überlegenheit der aufstrebenden Weltmacht symbolisieren. Er verletzte sich, musste im Vorlauf aufgeben.

In London ruhen die Hoffnungen der Briten auf Tom Daley. Kein Fußballer, kein Tennisspieler, kein muskulöser Läufer, sondern ein 17-jähriger Turmspringer mit gebräunter Haut und Waschbrettbauch soll der Posterboy der Olympischen Spiele 2012 werden.

Daley startete schon 2008 in Peking bei Olympia, mit damals 14 Jahren war er einer der jüngsten Teilnehmer der Spiele. Im Einzelwettkampf wurde er Siebter, im Synchronspringen Achter. Daley war gerade seine Zahnpfange losgeworden und

hatte einen orangefarbenen Plüscharten als Maskottchen dabei.

Die Briten waren entzückt von dem talentierten Knirps, der mutig von hoch oben hinunter ins Wasser sprang. Die Queen schüttelte ihm bei einem Empfang im Buckingham Palace die Hand. Und dann wurde aus dem Kind auch noch ein Champion. Mit 15 Jahren wurde Daley Weltmeister, der erste, den Großbritannien in diesem Sport hatte. Auch bei den Commonwealth Games 2010 in Indien gewann er zwei Goldmedaillen.

Die großen Sportarten in England sind neben Fußball noch Rugby und Cricket. Nie zuvor rückte ein Athlet aus einer Randsportart wie Wasserspringen derart in den Fokus der Öffentlichkeit wie Daley.



Olympia-Ikone Freeman 2000 in Sydney: Medaille für die Versöhnung

Er hat heute millionenschwere Werbeverträge mit Konzernen wie Nestlé oder Adidas. Er wird von Filmmachern der BBC begleitet, im Training und zu Hause. Der erste Teil der mehrstündigen Dokumentation wurde bereits ausgestrahlt, Teil zwei kommt kurz vor Olympia. Im Mai erscheint dann Daleys Autobiografie, kurz nach seinem 18. Geburtstag.

Daniel Bunyard ist Abteilungsleiter bei Penguin Books, einem der größten Buchverlage der Welt. Er hat die Rechte an Daleys Memoiren gekauft, ein „echter Coup“, sagt Bunyard. „Tom Daley saugt die Menschen an, bei den Älteren weckt er Beschützerinstinkte, weil er so jung ist. Und die Mädchen sind verrückt nach ihm, weil er gut aussieht. Tom hat die Qualitäten einer Boyband.“

Seine Fans vergleichen Daley gern mit dem kanadischen Teenie-Popstar Justin Bieber. Sie sind im selben Jahr geboren, sehen sich ähnlich. In Internetforen wird heftig diskutiert: „Wer ist fitter, süßer, heißer?“

Im Gegensatz zu Bieber führt Daley kein Glitzerleben. Er wohnt zusammen mit seiner Mutter und seinen Brüdern in der Hafenstadt Plymouth in Südengland. Dort geht er zur Schule, macht sein Fachabitur in Spanisch, Mathematik und Fotografie. Er hat nur gute Noten, kurz vor Olympia will er noch einen mündlichen Test ablegen.

Ein fleißiges Wunderkind wie Daley können die Briten als Vorbild gerade gut brauchen. Die Engländer hadern mit ihrer

desorientierten Jugend, die nach Ansicht vieler Politiker im Begriff sei, die Zukunft des Königreichs zu verspielen. Die Regierung von Premierminister David Cameron hat gerade angekündigt, dass sie Alkohol teurer machen wird. So will man den jungen Leuten endlich das beliebte Komasaufen abgewöhnen.

Daley findet Alkohol „eklig“, auf Partys trinke er Orangensaft, sagt er. Und natürlich habe er auch noch nie geraucht.

Nach dem Vorkampf im Londoner Aquatics Centre wartet die Presse auf Daley. 60 Journalisten sind versammelt. Ein rundlicher Mann im Anzug tritt in den Raum, er holt Luft, dann verkündet er: „Ladys and Gentlemen, Team Great Britain.“ Daley kommt zur Tür herein, gefolgt von einer Entourage aus Managern, Trainern und Pressesprechern. Er

stellt sich vor die Journalisten, drückt den Rücken durch, am Mittelfinger trägt Daley einen goldenen Ring mit den Olympischen Ringen. Er lächelt, obwohl es bislang ein mieser Wettkampf war. Er und sein Partner Waterfield, ein blasser Mann mit Glatze, haben es nur knapp bis in den Endkampf geschafft.

„Wir sind Sportler, wir wollen gewinnen. Aber das geht nicht immer“, sagt Daley. Er redet selbstbewusst, formuliert fehlerfrei. Nur der niedliche Stoffpapagei, der an seinem Rucksack baumelt, passt irgendwie nicht zu seinem routinierten Auftreten.

Draußen auf der Tribüne sitzt Leon Taylor, er gewann 2004 in Athen eine Silbermedaille im Turmspringen. Taylor ist seit sieben Jahren Daleys Mentor. Er hat

ihm neue Sprünge beigebracht, hat ihm Tipps gegeben, als der Junge nach Olympia 2008 in seiner Schule gemobbt wurde. Als Daley elf Jahre alt war, begannen die beiden mit dem Medientraining. Taylor hat Tom Daley gezeigt, wie Erwachsensein geht.

„Jetzt weiß Tom, wie er seine Karriere optimieren kann“, sagt Taylor. „Er achtet auf die Kleinigkeiten, Kondition, Ernährung, Pressearbeit. Für jeden Bereich hat er sich einen Stamm an Beratern aufgebaut, auf die er hört. Er ist wie ein Schwamm, er will alles wissen und kapiert unheimlich schnell, wie es läuft. Tom ist ein alter Kopf auf jungen Schultern.“

Und er ist zäh. Im Mai 2011 starb sein Vater an einem Gehirntumor, dennoch

Kein anderer britischer Athlet arbeitet so akribisch an seiner Karriere wie Daley. Er ist clever. Bei der Pressekonferenz vor seinem ersten Olympiaauftritt in Peking schaffte er es, in seinem kurzen Statement alle seine Sponsoren zu nennen. Sein Facebook-Profil ist ein öffentliches Tagebuch, fast täglich stellt er neue Fotos und Videos auf seine Seite. Über Twitter folgen ihm mehr als eine Million Menschen. Dort lesen sie, was er für Schulnoten bekommen hat oder wie es im Fahrunterricht läuft. In China hat Daley bereits mehr Follower als Wayne Rooney oder Lewis Hamilton.

Wettkämpfe im Wasserspringen gehören bei Olympia eigentlich nicht zu den Straßenfegern. In London sind bereits

Vielleicht ahnt Daley, dass es schwierig werden könnte. Und vielleicht macht er deshalb alles, was Sportler eigentlich nach einem Olympiasieg tun, schon davor.

Im Februar präsentierte er seine Wachsfürfigur im Museum Madame Tussauds, sie steht gleich neben der von Muhammad Ali. Bald kommt ein Handyspiel mit Daley auf den Markt.

Alexej Ewangelow, Cheftrainer der britischen Wasserspringer, nervt der Marketing-Hype bereits. Die Chinesen würden „dreimal härter“ trainieren als Daley. So könnte das nie was werden mit dem Olympiasieg. Die Standpauke verpuffte allerdings wirkungslos. „Twitter und Facebook machen Spaß, das ist meine Gene-



Turmspringer Daley mit Königin Elizabeth II. im Buckingham Palace 2008, Olympiastadt London: „Er saugt die Menschen an“

startete der Sohn nur Wochen danach bei der WM in Shanghai, er wurde Fünfter. Kurz darauf übernahm Daley noch die Schirmherrschaft der größten Hirntumorstiftung Großbritanniens.

In den vergangenen Monaten hat Daley unermüdlich Werbung für die Spiele in London gemacht. Die Olympiamacher haben ein Förderprogramm aufgelegt, es nennt sich „International Inspiration“ und hat angeblich schon zwölf Millionen Jugendliche weltweit zum Sporttreiben gebracht, auch in Ländern wie Aserbaidschan oder Indonesien. Daley ist das Gesicht der Kampagne. Er spazierte mit Organisationschef Sebastian Coe durch den Olympiapark, um zu sehen, wie die Sportstätten gebaut werden. Er war die Hauptperson bei der großen Party ein Jahr vor den Spielen, er eröffnete das Aquatics Centre und ist der Protagonist eines Olympiawerbefilms, der in britischen Kinos lief.

Ist das alles nicht ein bisschen viel für einen 17-jährigen Turmspringer?

Daley zuckt mit den Schultern und sagt: „Alles, was ich machen kann, ist, möglichst gute Sprünge abzuliefern.“

viele Veranstaltungen ausverkauft. Ohnehin herrscht in der Stadt eine große Olympiaeuphorie. Jeder will dabei sein. Selbst Tickets für Bogenschießen sind knapp.

„Die Zuschauer kommen aber nicht aus Liebe zum Sport“, sagt Owen Slot, Journalist bei der Tageszeitung „Times“. Jahrelang hätten die Briten nur Enttäuschungen erlebt. „Das Königshaus, das Fußball-Nationalteam, alles immer nur Mist.“ Bei Olympia wolle man sich endlich mal wieder selbst feiern, die Spiele sollen eine Aufbruchstimmung erzeugen.

„Deshalb machen wir dieses Sportereignis größer, als es ist, und genauso machen wir Tom Daley größer, als er ist“, sagt Slot.

Denn dass Daley in London eine Goldmedaille gewinnt, ist unwahrscheinlich. Der beste Springer ist derzeit Qiu Bo, der aktuelle Weltmeister aus China, wo Wasserspringen ein Nationalsport ist. Qiu ist 16 Zentimeter kleiner als Daley, ein Vorteil, denn wer kleiner ist, kann sich in der Luft schneller drehen. In dieser Saison konnte Daley noch nicht gegen Qiu Bo gewinnen.

ration“, ließ Daley über sein Management ausrichten.

Beim Finale des Weltcups in London stehen Daley und sein Partner Waterfield auf dem Zehn-Meter-Turm ganz hinten. Sie wollen den viereinhalblichen Vorwärtssalto zeigen, den schwersten Sprung der Welt. Doch es ist verdammt kompliziert, in zwei Sekunden Flugzeit vier Salti unterzubringen. Das Team Great Britain plumpst ins Becken, es spritzt, als wären zwei Litfaßsäulen vom Himmel gefallen.

Kurz danach kommen die Chinesen, zweieinhalblicher Salto, dazu zwei Schrauben. Fast lautlos schießen sie wie Pfeile ins Wasser. China gewinnt, Großbritannien wird Siebter.

Das Publikum ist dennoch begeistert. London will feiern. Und es ist ja noch Zeit bis zum Start von Olympia. Sie trauen Tom Daley alles zu.

Sechs prominente britische Sportler werden bei den Londoner Buchmachern derzeit als Kandidaten gehandelt, von denen einer am 27. Juli das Olympische Feuer entzünden soll.

Daley hat die gleichen Quoten wie David Beckham.

LUKAS EBERLE



Herbergers Held

Ein Eklat um die Einladung des jüdischen DFB-Rekordtorschützen

Gottfried Fuchs belegt, wie mächtig braune Seilschaften an der Verbandsspitze noch 1972 waren.

Sepp Herberger war nach eigenen Worten „ein kleiner Schulbub“ gewesen, als er 1909 sein „Fußballidol“ zum ersten Mal spielen sah: Gottfried Fuchs, den Stürmer des Karlsruher FV. Der Angreifer erzielte beide Tore beim 2:2 gegen Phoenix Mannheim, und Herberger schwärzte noch über ein halbes Jahrhundert später von Fuchs' Auftritt wie von einem Erweckungserlebnis: „Nie werde ich jenes Spiel vergessen!“

Fuchs, 1889 in Karlsruhe geboren, war einer der besten Fußballer seiner Zeit. Bei den Olympischen Spielen 1912 in Stockholm gelang ihm im Trikot des Deutschen Fußball-Bunds (DFB) beim 16:0 gegen Russland eine Leistung, die bis heute unerreicht ist: Er schoss zehn Treffer in einem Länderspiel.

Beim DFB tilgten sie den Namen des Rekordtorschützen nach 1933 aus ihrer Historie. Denn Fuchs war Jude. Die Nationalsozialisten zwangen den Geschäftsmann, der nach seiner Fußballkarriere als Holzhändler zu Wohlstand gekommen war, vier Jahre nach der Machtübernahme in die Emigration. Über die Schweiz und Frankreich gelangte Fuchs nach Kanada. Er nannte sich nun Godfrey E. Fuchs.

Nach dem Untergang des „Dritten Reichs“ tauchte Fuchs in den Statistiken des DFB zwar wieder auf. Sein Schicksal als Vertriebener schwiegen die braunen Seilschaften an der Verbandsspitze indes noch bis in die siebziger Jahre hinein tot. 1972 kam es deshalb zwischen Fuchs-Verehrer Herberger und dem DFB-Präsidenten zum Eklat. Dies geht aus dem Briefwechsel zwischen Herberger und Fuchs hervor, den der Publizist Werner Skrentny in der Biografie des nach Auschwitz deportierten jüdischen Fußballers Julius Hirsch nun erstmals veröffentlicht*.

Herberger und Fuchs waren seit 1955 Brieffreunde. Vom ersten Länderspiel in Moskau gegen die Sowjetunion zehn Jahre nach Kriegsende schickte Herberger dem Stürmer eine Karte, die er



Torjäger Fuchs um 1910
„Willfahrene Unrecht“

KARLSRUHE FV

* Werner Skrentny: „Julius Hirsch. Nationalspieler. Ermordet. Biografie eines jüdischen Fußballers“. Verlag Die Werkstatt, Göttingen; 352 Seiten; 24,90 Euro.



Weltmeistertrainer Herberger 1966

ARTHUR GRIMM / KPA / BPK

die Spieler seiner Weltmeistermannschaft unterschreiben ließ. Fuchs antwortete auf ein folgendes Schreiben: „Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr mich Ihr natürlicher und herzlicher Brief gefreut hat.“

Fortan pflegten beide regelmäßige Korrespondenz. Der Ton war herzlich, manchmal rührend. So legte Herberger seiner Weihnachtspost 1965 „mit der Absicht, Ihnen eine Freude zu bereiten“, ein Foto der DFB-Auswahl bei, das er besorgt hatte. Es zeigte die Elf, die Russland 1912 in Stockholm 16:0 geschlagen hatte – Fuchs' Sternstunde. Oft endeten seine Briefe mit dem Wunsch, den vertriebenen Fußballer einmal persönlich zu treffen.

Am 24. Mai 1972 schien die Gelegenheit gekommen, das neue Münchner Olympiastadion sollte mit einem Spiel gegen die Sowjetunion eingeweiht werden. Herberger schlug dem damaligen DFB-Vize Hermann Neuberger in einem Schreiben vor, Gottfried Fuchs als Ehrengast auf Verbandskosten einzuladen. Dies würde „als ein Versuch der Wiedergutmachung willfahrenden Unrechtes sicherlich nicht nur im Kreis der Fußballer und Sportler, sondern überall in Deutschland ein gutes Echo finden“. Er hoffte, so schloss Herberger, auf Billigung des Vorstands. Herberger, der auch ein Interview mit Fuchs im „Aktuellen Sportstudio“ des ZDF organisieren wollte, war sich seiner Sache so sicher, dass er Fuchs umgehend über seine Initiative informierte: „Halten Sie sich diesen Termin schon einmal frei.“

Die Antwort des DFB an Herberger war perfide. Es bestehne „keine Neigung, im Sinne Ihres Vorschlags zu verfahren“, schrieb der damalige Schatzmeister Hubert

Claessen. Das Präsidium sei der Ansicht, „dass ein Präzedenzfall geschaffen würde, der auch für die Zukunft noch erhebliche Belastungen mit sich bringen könnte“. Es folgte ein dürrer Hinweis auf die „angespannte Haushaltsslage“.

Präzedenzfall? Gottfried Fuchs war 1972 der einzige lebende jüdische Fußballer, der jemals für Deutschland gespielt hatte.

Angespannte Haushaltsslage? Der DFB zahlte im Sommer 1972 jedem Nationalspieler für den Sieg bei der Europameisterschaft 10 000 Mark. Ein Hin- und Rückflug mit der Lufthansa von Montreal nach Frankfurt kostete zu jener Zeit in der Economy-Klasse 1760 Mark.

Im Vorstand des DFB saßen damals 13 Männer. Zwei, der Schweinfurter Hans Deckert und der Kölner Degenhard Wolf, waren Mitglieder der NSDAP gewesen. Ein Präsidiumsmitglied, der Frankfurter Rudolf Gramlich, später Träger des Bundesverdienstkreuzes und der Goldenen Ehrennadel des DFB, hatte unmittelbar nach Kriegsbeginn einem SS-Totenkopfverband angehört, der in Polen mordete. Noch Ende 1944 nahm Gramlich an der SS-Junkerschule in Bad Tölz an einem „Lehrgang für germanische Offiziere“ teil.

Herberger, der selbst der NSDAP beigetreten und 1936 Reichstrainer geworden war, hatte der Affront spürbar aufgewühlt. Die Absage des DFB-Präsidiums sei „eine einzige Enttäuschung“, schrieb er Fuchs am 22. März 1972 entschuldigend, „und ein Anlass, wieder einmal mehr festzustellen, dass auf dieser heute so verdrehten Welt auf niemanden mehr Verlass ist“. Das Wort „niemanden“ schrieb er in Großbuchstaben.

Diese Nachricht erreichte den Rekordtorschützen des DFB nicht mehr: Gottfried Fuchs war vier Wochen zuvor in Montreal an einem Herzinfarkt gestorben.

MICHAEL WULZINGER



ONDREJ PAKAN / CATERS NEWS

Morgentoilette

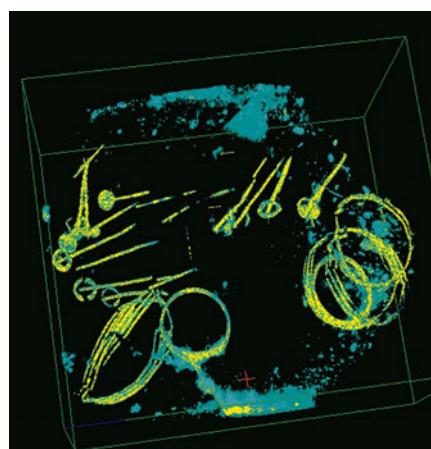
Einige Ameisen fühlen sich im Wasser wohl: Die Insekten können tauchen und unter Wasser auf Beutefang gehen. Auch die Erfrischung durch Tau scheinen sie zu genießen.

ARCHÄOLOGIE

Keltische Biker-Bräute

Die Kelten waren äußerst trinkfest und kleideten sich gern auffällig und farbenfroh. Die Zeitgenossen schilderten es, und die Archäologin Bettina Arnold von der University of Wisconsin in Milwaukee machte nun auch entsprechende Funde. Bei der Untersuchung von 2600 Jahre alten Gräbern des frühkeltischen Fürstensitzes Heuneburg am Oberlauf der Donau fand die Ausgräberin Bier- und Met-Kessel – einen davon sogar noch vollständig intakt. Die Kleidung inspizierten die Forscher mit Hilfe einer unkonventionellen Methode: Sie gruben die Toten nicht aus, sondern bargen sie in Blöcken mit dem gesamten Erdreich und schoben sie in den Computertomografen. Statt Schnallen und Ösen einzeln aus dem Boden zu holen, konnten sie nun in dreidimensionaler Darstellung sehen, wie die Kelten diese am Gewand trugen. Dabei entdeckten die Archäologen bei mehreren Frauen Leder-

gürtel mit Tausenden kleiner Bronzenieten darauf. „Ich nenne sie die eisenzeitlichen Biker-Bräute“, sagt Ausgräberin Arnold. An der Metalllegierung klebten noch Stoffreste – genug für die Forscher, um die Farben und Muster der Textilien bestimmen zu können. Ihr Befund: Die Damen liebten besonders Knallrot.



Keltische Fundstücke (CT-Aufnahme)

TANJA KRESS, REGIERUNGSPRÄDIUM TÜBINGEN, REFERAT 26 - DENKMALPFLEGE

TIERE

Urherde der Hausrinder

Sämtliche Hausrinder unserer Zeit gehen auf einen Bestand von etwa 80 weiblichen Auerochsen zurück, die vor rund 10 500 Jahren im Nahen Osten lebten. Zu dieser Erkenntnis gelangten Wissenschaftler um die Anthropologin Ruth Bollongino von der Mainzer Johannes Gutenberg-Universität. Die Experten untersuchten DNA aus Knochenresten von Rindern, die bei Grabungen in Iran geborgen wurden. Beim Vergleich fand Bollonginos Team nur geringe genetische Unterschiede zwischen den heutigen Rindern Europas und ihren steinzeitlichen Vorfahren in Iran. Trotzdem gehen die Forscher davon aus, dass die Rinder einst, anders als die domestizierten Tiere der Gegenwart, recht ungestüme Kreaturen waren, die erst mühevoll gebändigt werden mussten. Die Ergebnisse der Studie erscheinen in der aktuellen Ausgabe der Zeitschrift „Molecular Biology and Evolution“.

MEERESBIOLOGIE

Korallen unter Stress

Korallen teilen mit dem Menschen offenbar eine überaus missliche Eigenschaft: Sie sind Träger von Herpes-Viren. Was dem Menschen jedoch meist nur einige schmerzhafte Tage in Form peinigender Bläschen bereitet, könnte für die Meeresbewohner womöglich tödlich sein, spekulieren Wissenschaftler von der Oregon State University im „Journal of Experimental Marine Biology and Ecology“. Demnach halten die Mikrobiologen für denkbar, dass Herpes-Attacken zum Niedergang

der Korallen in den Weltmeeren beitragen. Insbesondere in bereits erkrankten Korallen konnten die Forscher Viren in erheblicher Zahl nachweisen. Möglicherweise vermehren sich die Viren besonders bei ökologischem Stress, etwa durch Überdüngung des Wassers oder durch den Anstieg der Meerestemperatur. Allein in der Karibik sei der Korallenbestand in den vergangenen 30 bis 40 Jahren um rund 80 Prozent zurückgegangen, sagt Mitautorin Rebecca Vega-Thurber.



Korallenriff

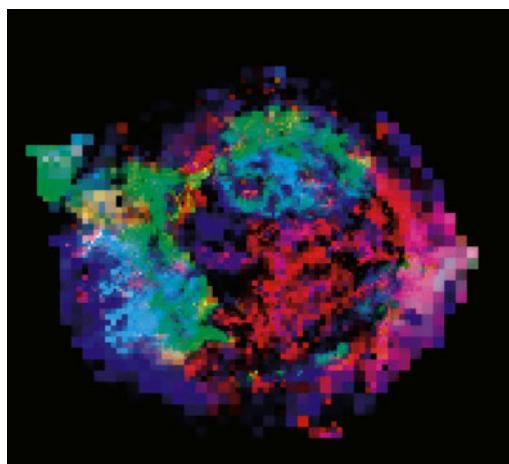
ASTRONOMIE

Umgestülpter Stern

Vor über 300 Jahren erschien am Nachthimmel eine gliedrende Supernova. Bei der Explosion, so fanden US-Wissenschaftler jetzt heraus, wurde der lodernde Stern regelrecht von innen nach außen gestülpt. Die Überreste sind den Forschern als Cassiopeia A bekannt. Der Nachhall des Spektakels, dessen Zeuge vermutlich der britische Astronom John Flamsteed 1680 wurde, konnte nun detaillierter als je zuvor bei einer Supernova mit dem Röntgenteleskop Chandra studiert werden. Im „Astrophysical Journal“ untersuchen die Experten den Kollaps des Sterns und die Verteilung der Überreste.

Demnach ist etwa das Element Eisen, das sich vormals im Kern des Sterns befand, an den äußeren Rand des Supernova-Rudiments gerückt. Auch Silizium, Schwefel und Magnesium wurden nach au-

ßen geschleudert. Wie genau der sterbende Stern auf links gedreht wurde, wissen die Wissenschaftler aber noch immer nicht.



Cassiopeia A (Röntgenaufnahme)



Geier beim Fraß von Robinsons Leiche

FORENSIC ANTHROPOLOGY RESEARCH CENTER, TEXAS STATE UNIVERSITY

FORENSIK

Verwesen im Dienste der Wissenschaft

Die Forensiker von der Texas State University sind nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. Auf einer großen Freifläche neben dem Campus lassen die Forscher zum Wohle der Wissenschaft Leichen verwesen. Erkenntnisse über den Zersetzungsprozess eines Toten sollen Kriminalisten helfen, den Todeszeitpunkt des Verstorbenen zu ermitteln. Anfangs mussten die Texaner sich mit Schweinekadavern begnügen. Doch seit ein paar Freiwillige ihren Körper der Universität gestiftet haben, können die Wissenschaftler auch mit menschlichen Leichen forschen – wie etwa derjenigen von Patty Robinson, die 2009 im Alter von 72 Jahren an Brustkrebs gestorben war. Die Forscher legten Robinsons Körper ins Gelände und stellten zur Beobachtung eine Kamera auf. 36 Tage warteten sie einfach ab. Erwartungsgemäß nahmen sich allerhand Insekten der Verstorbenen an. An Tag 37 geschah, worauf die Forscher gehofft hatten: Ein Schwarm Aasgeier fiel über den Kadaver her; fünf Stunden später war Robinsons Körper vollständig skelettiert, die Knochen wurden durcheinander gewirbelt. Nun sind die Forensiker in Aufruhr. Geierfraß könnte einen Tatort komplett durcheinanderbringen, konstatieren die beteiligten Wissenschaftler im Fachmagazin „Forensic Science International“. Gemeinhin gehen Kriminalisten davon aus, dass die vollständige Verwesung einer Leiche etwa ein Jahr dauert. Patty Robinsons Sohn äußert sich unterdessen stolz: Seine Mutter, so ließ er wissen, wäre gewiss entzückt über die Arbeit der Wissenschaftler gewesen.



Aims-Gründer Turok (M.), Studenten: „Jede Woche ein fundamentaler Gedanke“

PER-ANDERS PETTERSSON

BILDUNG

Urknall in Kapstadt

Der nächste Einstein soll aus Afrika kommen, findet der Physiker Neil Turok. Hauptberuflich denkt er über den Big Bang nach. Nebenher will er Afrika retten – indem er die Mathe-Cracks des Kontinents in ein Elite-Internat in Südafrika lockt.

Sonntagsrummel am Strand, Reggae dröhnt, Kinder kreischen. Der Badeort Muizenberg, rund eine Stunde südlich des Zentrums von Kapstadt gelegen, gilt als einer der traditionsreichsten Surfstrände. Für einige Afrikaner jedoch ist er ein Sehnsuchtsort ganz anderer Art geworden: ein Mekka der Bildung.

Nächtelang, wochenlang, monatelang büffeln sie hier. Ihr Ziel: Karriere machen. Und nebenher beweisen, dass der Kontinent nicht durch Almosen gerettet wird, sondern durch Wissen, Ideen, Genie.

Sie kommen aus 32 Ländern, aus dem Sudan, Äthiopien, Uganda, Tansania. Sie sind geflohen vor Bürgerkrieg, Frauenhass, Armut und Terror. Sie gelten als die besten Mathematiker ihrer Länder, nun

studieren sie hier, ein paar Schritte vom Traumstrand entfernt, in einem ehemaligen Hotel. „African Institute for Mathematical Sciences“ (Aims) steht in großen Lettern über dem Eingang. Aims, auf Englisch bedeutet das so viel wie: Ziele.

Rund ein Jahr dauert der Kurs, dann sollen die Studenten zurückkehren in ihre Heimatländer. Algebra für Dürreopfer, Teilchenphysik für Bürgerkriegsflüchtlinge? Es ist ein Ansatz, der Weltbilder ins Wanken bringt.

Sonntag am Aims, um eins gibt es Mittagessen, die 54 Studenten kommen aus ihren Zimmern und aus dem schmucklosen Rechenzentrum die Treppe herab in die Kantine. Am Eingang steht, noch aus Zeiten der Apartheid, ein Schild auf Afrikaans: „Eetkamer“.

„Ich wurde immer angeschaut, als käme ich von einem anderen Stern, wenn ich erzählt habe, dass ich als Frau Mathe studieren will“, sagt Eva Liliane Ujeneza, eine junge Dame in elegantem Sommerkostüm. Sie stammt aus Ruanda, ihre Mutter gehört der Tutsi-Minderheit an, ihr Vater der Hutu-Mehrheit. Er galt damals als Verräter, weil er nicht morden wollte.

Eva Lilianes Familie floh in den benachbarten Kongo, hungrige dann jahrelang in tansanischen Flüchtlingscamps. Schließlich kamen sie bei der Oma in Ruanda unter, einer Bäuerin, die sich von dem ernährt, was der bergige Boden hergibt: Maniok, Bohnen, Bananen. Ujeneza hat dort erfahren, dass Hunger drohte, wenn der Regen ausblieb. Deshalb programmiert sie heute Software, die Dürren vorhersagen soll.

Auch Nourridine Siewe am Nebentisch glaubt an die Macht der Formeln. „Infektionskrankheiten gehorchen der Mathematik“, sagt er. Siewe kommt aus Kamerun, ein smarter Absolvent mit schmalrandiger Brille und breitem Lachen. Mit 19 Jahren berechnete er aus Spaß einen Evakuierungsplan für einen gefährlichen Vulkan in seinem Heimatland. Sein Plan wurde übernommen.

Heute, mit 25, berechnet er als Biomathematiker die Ausbreitung von Malaria und Cholera. Und diskutiert gerade mit einem Physiker über Schwarze Löcher, Viren und Vulkane, in einem Kauderwelsch aus Englisch und Mathematisch.

360 Studenten haben das Aims bereits durchlaufen, viele von ihnen sind heute Lehrer und Forscher. Einer arbeitet als Banker in London, eine berechnet in den USA Formeln für ansteckende Krankheiten, eine andere die Flugbahnen von subatomaren Partikeln am Teilchenforschungszentrum Cern bei Genf.

Nach dem Essen versammeln sich Ujeneza, Siewe und die anderen im Vorlesungssaal. Denn Neil Turok, der Gründer des Aims, spricht zu seiner Gemeinde. Der schlaksige Lockenkopf mit der bunten Halskette steht an der alten Kreidetafel, umringt von Studenten aus Nigeria, Madagaskar, Senegal.

„Mein Leben ist ein bisschen schizophren – wenngleich auf eine gute Weise“, sagt Turok. Dem Aims widmet er sich, wann immer es sein enger Zeitplan erlaubt. Hauptberuflich aber leitet er das Perimeter Institute bei Toronto, einen elitären Think-Tank, an dem Physiker versuchen, die ersten Sekundenbruchteile nach dem Urknall zu erforschen.

Als Kosmologe ist Turok mit Zeitreisen im elfdimensionalen Raum und anderen exotischen Gedankenspielen vertraut. Sein gewagtestes Experiment aber ist das panafrikanische Mathe-Kloster.

„The sky's the limit“, predigt Turok, Bildung kenne keine Grenzen, und sie könne die Welt verändern. „Wichtiger als alle Examens ist es, logisches Problemlösen zu lernen.“ Aber natürlich weiß er, dass es den Studenten auch darum geht, handfeste Abschlüsse zu kriegen. Deshalb verspricht er, schon bald werde das Aims auch den Magistergrad verleihen.

Als Professor für mathematische Physik in Cambridge hatte Turok in den neunziger Jahren mit Stephen Hawking zusammengearbeitet. Berühmt wurde er für eine Theorie, die nicht von einem Urknall ausgeht, sondern von unendlich vielen. Immer wieder lässt er dabei ganze Universen aufeinanderprallen, und stets geht aus der Kollision in einer mächtigen Explosion eine neue Welt hervor.

Als „zyklisches Universum“ ist seine Idee der ewig wiederkehrenden Weltengeburt in der Fachwelt bekannt. Mit Mitte vierzig hatte Turok fast alles erreicht, was ein Kosmologe sich erhoffen kann – bis dann ein Gespräch mit seinem Vater eine Wende in seinem Leben brachte.

Er reiste damals, im Jahr 2001, zurück in seine Heimat, nach Südafrika, wo er die ersten sieben Jahre seines Lebens verbracht hatte. Und dieser Familienbesuch in Muizenberg führte ihn zurück zu seinen Wurzeln: „Eines Abends sprach ich mit meinem Vater darüber, warum Afrika so ein Krisenkontinent ist“, erzählt Turok.

„Was wir in Afrika brauchen“, hatte sein Vater damals gesagt, „das sind Leute wie dich: Mathematiker. Denn die sprechen eine universelle Sprache, um Probleme rational zu lösen.“

Der Sohn machte ein paar Notizen zu einer Institutsgründung. Noch in derselben Nacht faxte sein Vater die Kladde heimlich an eine Reihe Politiker. Die waren begeistert.

Jetzt gab es kein Zurück mehr für Neil. Mit seinen beiden Brüdern legte er das

Familienerbe zusammen und kaufte ein altes Strandhotel mit 80 Zimmern.

Zwei Jahre später, im Jahr 2003, standen die ersten Studenten vor der Tür. Nur einen richtigen Lehrplan gab es nicht. Also erklärte Turok die Not zur Tugend: „Afrikanische Unis sind sehr konservativ, da wird viel auswendig gelernt, und die Fachbereiche sind streng getrennt. Also machen wir hier das Gegenteil davon.“

Er schmiedete Partnerschaften mit Unis in Cambridge, Oxford, Paris. Dozenten lockte er mit dem Versprechen fast vollständiger Lehrfreiheit: „Die meisten kommen jeweils für drei Wochen her und haben nur eine Vorgabe“, sagt Turok: „Jede Woche einen fundamentalen Gedanken zu vermitteln. Drei Wochen, drei Ideen. Afrika kann ein radikales Innovationslabor werden.“

Nach einem Jahr im Aims-Hotel inklusive Kost, Logis und umgerechnet etwa hundert Euro Taschengeld schreibt jeder Student einen „Essay“, um sich damit an einer regulären Uni für einen Master oder PhD zu bewerben. Aims soll nur eine Art Durchlauferhitzer sein, eine Membran zwischen zwei Welten: dem Herkundorf der Bewerber und der globalen Welt der Hochschulen.

Turoks Idee vom afrikanischen Urknall-Hotel stieß auf Skepsis, aber auf noch mehr Begeisterung: Auf der Visionärs- und Millionärs-Konferenz TED in Monterey erntete Turok stehenden Applaus und den TED-Preis, dotiert mit 100 000 Dollar. Google spendete 3 Millionen Dollar, Kanada sogar 20.

Aber braucht Afrika wirklich Zahlenjongleure – und nicht viel eher Kleidung, sauberes Wasser, Grundschulen und Krankenhäuser? „Diese Einstellung ist herablassend“, antwortet Turok gereizt: „In der Apartheid hieß es, Bildung für Schwarze sei Geldverschwendug.“

Bis in die Gegenwart lebe dieser rassistische Gedanke fort: „Die vielgerühmten



Klimaforscherin Ujeneza, Bürgerkriegsflüchtlinge aus Ruanda 1994: „Ich wurde angeschaut, als käme ich von einem anderen Stern“



CHARLES CARATINI / SIGMA / CORBIS



HILMAR SCHMIDT / DER SPIEGEL



JEAN-PHILIPPE KSIAZEK / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Choleraforscher Siewe, Vulkanausbruch in Kamerun 1999: „Vulkane und Infektionskrankheiten gehorchen der Mathematik“

„Millenniums-Ziele“ widmen der Uni-Ausbildung keine Zeile. Da geht es fast nur um Armut.“ „Armutsrückbildung!“ – Turok spuckt das Wort verächtlich aus: „Das ist eine doppelte Verneinung. Wir müssen Ziele positiv formulieren!“

„Der nächste Einstein sollte ein Afrikaner sein“, sagt er. Ein ambitioniertes Ziel, irgendwo zwischen Werbespruch und Weltfremdheit. Doch Turok ist überzeugt: Auch Bauernsöhne aus dem Sahel und Töchter muslimischer Tagelöhner sind fähig zu geistigen Höhenflügen. Auch Menschen wie Didam Adams Duniya.

Der schlaksige Mann mit prächtiger Afromähne und leiser Stimme ist das siebte von acht Kindern. Mit elf verlor er seinen Vater. Seine Mutter, eine Krankenschwester, musste die Familie allein durchbringen. Er wuchs auf im muslimischen Norden von Nigeria, wo die Terrorgruppe Boko Haram Christen ermordet und Schulen abfackelt. „Boko Haram“ bedeutet: „Westliche Erziehung ist Sünde“.

„Religionskonflikte zerstören unsere Kultur, vier von sechs meiner Lehrer sind in die USA gegangen“, sagt Duniya, „vor allem die guten Leute verlassen Nigeria.“

Als Duniya vor zwei Jahren ans Aims kam, hatte er noch nie von der Relativitätstheorie gehört. Er fragte Turok danach. Der begann zu erzählen und schenkte ihm zwei Bücher, eines über Einstein und dazu einen Science-Fiction-Roman: „Contact“ vom Astrophysiker Carl Sagan. Darin geht es um die Suche nach Leben im All. Und um einen Physik-Nobelpreisträger aus Nigeria.

Die Lektüre wirkte Wunder. Nun, mit 28 Jahren, macht Duniya seinen Abschluss in Kosmologie. „Wir haben in Nigeria gerade einen Kommunikationssatelliten ins All geschossen“, sagt er stolz. „Vielleicht können wir so etwas wie eine afrikanische Nasa aufbauen.“ Und das Aims könnte die nötigen Leute liefern.

Wer das Institut verstehen will, der muss sich auch mit der Familie der Turoks befassen. Die Spurensuche führt mit dem ratternden Vorortzug durch staubige Armutssiedlungen bis ins Zentrum von Kapstadt: zum Parlamentsgebäude. Dort, in einem der Abgeordnetenbüros, sitzt ein kräftiger, kleiner Mann von 84 Jahren, ohne den das Mathe-Institut am Strand nicht denkbar wäre: Ben Turok.

„Mein Sohn Neil ist ein Genie und Perfektionist“, sagt er. Sich selbst betrachte er eher als Pragmatiker. Ben Turok, ein Mitstreiter von Nelson Mandela, vertritt den ANC im Parlament von Kapstadt.

Er sitzt auf dem Sofa seines Büros und redet mit den Klicklauten der Xhosa-Sprache auf einen Handwerker ein: „Ich hoffe, Sie haben die Klimaanlage richtig eingebaut – bei mir müssen Sie aufpassen, ich bin verurteilter Gewaltverbrecher!“ Grinsen auf beiden Seiten. Turok senior kokettiert gern mit seiner Zeit im Freiheitskampf. In Südafrika ist er eine Legende.

1960, Neil war damals zwei Jahre alt, wurde der ANC verboten; Neils Vater, Mandela und ihre Mitstreiter gingen in den Untergrund. 1962 versuchte Ben Turok, mit einem Brandaufzug ein Postamt in Pretoria in Brand zu stecken, er wurde als Terrorist verurteilt.

Nach der Freilassung ging er mit seiner Familie ins Exil, erst nach Kenia, dann nach Tansania, schließlich nach London. Von dort agitierte er weiter gegen die Apartheid, schrieb marxistisch angehauchte Lehrbücher, bereiste die Welt.

Seine drei Söhne konnten den Starrsinn ihres Vaters nicht verstehen. Für sie war er ein Phantast, ein Fanatiker – bis sich 1989 zeigte, dass Turok senior doch recht behalten hatte: Das Regime trat den Rückzug an, nach und nach wurde die Rassentrennung aufgehoben.

Der Kampf gegen den Rassismus jedoch geht für Ben Turok weiter. Als Jude in Lettland geboren, hat er selbst als Kind erfahren, wie schmerhaft die Ausgrenzung ist. Daheim habe man Jiddisch gesprochen, erzählt er: „Und fast jeden Tag wurden wir als Judensau beschimpft.“

Mit dem Aims schließt sich für Ben Turok nun ein Kreis: „Auch Juden legte die akademische Welt lange Steine in den Weg“, sagt er: „Aber sobald sie zum Beispiel in Deutschland zugelassen wurden, gab es eine Bildungsexplosion. In kurzer Zeit revolutionierten jüdische Forscher wie Albert Einstein, Heinrich Hertz und Max Born die Wissenschaft.“

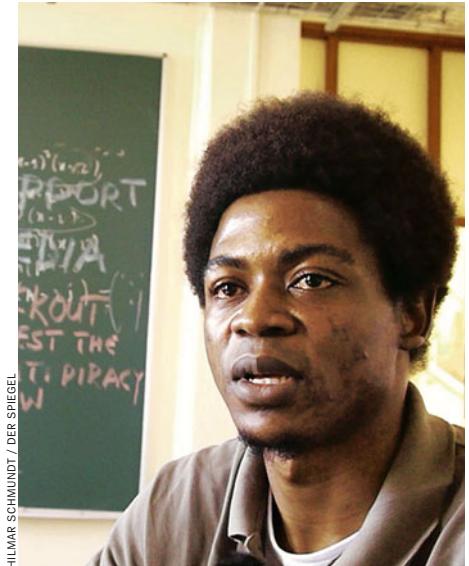
Das, hofft er, könne sich nun wiederholen. Er träumt von einer neuen Physik, die entsteht, wenn afrikanische Forscher den Uni-Betrieb aufmischen. Phantasterei? Turok hält dagegen: „Auch Einsteins Ideen schienen zunächst abwegig.“

Der gemeinsame Kampf ums Aims versöhnte die Kinder mit ihrem eigenwilligen Vater. Selbst Stephen Hawking kam schon zu Besuch. Als der erste Jahrgang seinen Abschluss feierte, musste der Senior weinen. Nun schmieden Vater und Sohn weitere Pläne.

Das Aims auf Kurs zu halten kostet Kraft. Mal versucht eine Uni, das prestigeträchtige Institut zu schlucken, dann drängen Studenten auf Lehrpläne, Diplome, Stempel – denn das ist, was zählt.

Die größte Gefahr aber besteht darin, dass die Absolventen nach Amerika oder Europa abwandern. Oder dass sie im reichen Südafrika bleiben, während sie in der armen Heimat gebraucht werden.

„Um einen Braindrain zu verhindern, verfolgen wir ein multizentrisches Modell“, sagt Neil Turok: Insgesamt 15 Aims-Institute will er in Afrika gründen. Gera de war er im Senegal, wo er ein erstes Schwesterninstitut eröffnet hat, „noch schöner gelegen als in Südafrika, in einem



HILMAR SCHMUNDT / DER SPIEGEL



SUSAN SCHULMAN / NEW YORK TIMES / REDUX / LAIF

Kosmologe Duniya, von Terroristen zerstörtes Schulgebäude in Nigeria 2009: „Wir haben gerade einen Satelliten ins All geschossen“

Naturschutzgebiet“, schwärmt er. Ein wahrer Club Math.

Kurz vor Mitternacht brütet Hassana al-Hassan im Computerlabor immer noch über ihren Hausaufgaben: Sie soll auf dem Rechner simulieren, wie die Bewegung eines Sandkörnchens an einer Düne eine Lawine auslösen kann. „Was ist das noch einmal, eine Lawine?“, fragt die Mittzwanzigerin. Züchtig zupft sie ihr

Kopftuch zurecht, schlägt im Wörterbuch nach. Dann beginnt sie, Programmbefehle in den Rechner zu tippen.

Das nächtliche Büffeln, sagt sie, sei das Beste, was ihr je passiert ist. Hassana al-Hassans Eltern sind Analphabeten. In ihrem Heimatdorf in Ghana fiel die Schule aus, wenn es regnete, das Dach war kaputt. Tische gab es nicht, sie musste ihren eigenen Stuhl hinschleppen.

Nun studiert sie hier am Kap der Guten Hoffnung. Mittlerweile hat sie neben ihrer Muttersprache Haussa auch Englisch und Französisch gelernt, dazu die Computersprachen C++ und Python sowie LaTeX und Linux.

Im Herbst bekommt auch ihr Heimatland Ghana ein eigenes Aims-Institut, idyllisch am Meer gelegen.

HILMAR SCHMUNDT



Auf die Plätze, fertig, kabellos! Das STIHL Akku-System.

Ein Akku für alle STIHL und VIKING Akku-Geräte – von Motorsäge über Freischneider, Heckenschere, Blasgerät bis Rasenmäher: Hier passt alles zusammen. Und das leicht, kraft-

voll, geräuscharm und abgasfrei. Einfach Akku laden, starten und volle Bewegungsfreiheit genießen. Überzeugen Sie sich gleich selbst. STIHL und VIKING Produkte erhalten Sie nicht im

Baumarkt, sondern ausschließlich im Fachhandel. Denn dort ist kompetente und praxisnahe Beratung selbstverständlich. Einen Fachhändler in Ihrer Nähe finden Sie unter www.stihl.de

Rüssel in besonderen Tiefen

Extremer Druck, extreme Hitze: Die Bohrung im Gasfeld „Elgin“ war hochegiebig und hochriskant. Nun geriet die Plattform außer Kontrolle. Wie gefährlich ist die Förderung in der Nordsee?

Alles begann wie ein guter Katastrophenfilm: Kurz vor Mittag erstickt der Gasalarm, wenig später startet die Notevakuierung auf der Bohrplattform „Elgin“ in der Nordsee. Nur eine Restmannschaft bleibt zurück und müht sich, das Leck abzudichten. Als die Männer nach Stunden scheitern, schalten sie Motoren und Elektrizität ab, dann fliehen auch sie.

Der letzte Hubschrauber hebt ab – und jetzt gehört die Bohrinsel ganz allein einer sich blähenden Wolke von hochentzündlichem Gas aus der Tiefe.

Und doch regt sich noch etwas auf der Geisteranlage: Ganz oben, an einem Turm in etwa 150 Meter Höhe, züngelt eine offene Flamme – die Crew konnte sie in der Eile am vorvergangenen Sonntag nicht löschen.

Falls das Gas die Flamme erreicht, wird ein Feuerball über der Nordsee aufsteigen, es droht eine gewaltige Explosion, vielleicht gar eine Umweltkatastrophe. Im Film käme an dieser Stelle ein Held zum Einsatz – in der Realität nicht.

Der französische Ölkonzern Total, Betreiber der Unglücksstation „Elgin“, hat alle Kontrolle über die Plattform verloren. Der Wind werde schon dafür sorgen, so machte sich ein Sprecher des Unternehmens Mut, dass sich das Gas nicht an der nahen Flamme entzünde. Zumindest bis Ende der Woche behielt der Mann recht.

Immerhin zog Total rasch Experten aus aller Welt zusammen im schottischen Aberdeen, das sich stolz „Öl-Hauptstadt Europas“ nennt. Mit Hilfe von Spezialflugzeugen, Tauchrobotern und Computermodellen versuchen sie zu klären, was da 240 Kilometer östlich auf und unter „Elgin“ vor sich geht. Erste Ergebnisse geben Anlass zu kurzfristigem Optimismus – und zu langfristiger Sorge um die Beherrschbarkeit der vielen Tiefbohrungen, die in der Nordsee geplant sind.

Die gute Nachricht lautet: Der Name „Elgin“ wird wohl nicht so im kollektiven Gedächtnis haften bleiben wie derjenige der „Deepwater Horizon“. Als diese BP-Plattform im April 2010 im Golf von Mexiko explodierte und elf Menschen starben, quoll über drei Monate lang mehr Erdöl ins Meer als je bei einem Unfall zuvor. Ein solch verheerender „Blowout“

steht im Fall von „Elgin“ nicht zu befürchten, schon allein deshalb, weil das flüchtige Gas selbst im schlimmsten Fall nur moderaten Schaden anrichtet.

Beruhigend ist auch, dass das Methan, das die Bohrinsel umhüllt, offenbar nicht aus dem eigentlichen Großreservoir 5300 Meter unter dem Meeresboden stammt – sondern aus einem hoffentlich kleineren Vorkommen in 4000 Meter Tiefe. Und es blubbert auch nicht frei heraus wie damals das Öl im Golf von Mexiko. Das Gas scheint vielmehr in Hohlräumen innerhalb der mehrwandigen Bohrleitung nach oben zu strömen und erst auf der Plattform selbst zutage zu treten.

„Damit“, sagt Frederic Hauge von der norwegischen Umweltschutzorganisation Bellona, „wird es wesentlich einfacher, das Problem in den Griff zu kriegen.“ Wenn die Brandgefahr nicht wäre, könnte es sogar reichen, einfach abzuwarten, bis sich das aufströmende Gas erschöpft.

Das hofft auch Total. Aber wenn in dieser Woche der flüchtige Strom aus der Tiefe nicht nachlässt, will die Firma mit gleich zwei Entlastungsbohrungen beginnen, um das Gas umzuleiten. Diese Arbeiten werden laut Total sechs Monate dauern und viele Milliarden Euro kosten.

Doch wie dringt überhaupt Gas in eine Leitung, die eigentlich noch viel tiefer ragt und obendrein schon seit rund einem Jahr stillgelegt ist? Das ist die schlechte Nachricht.

Denn die elf Jahre alte Unglücksplattform hat ihre Rüssel in ganz besondere Tiefen gesteckt. „Elgin“ ist ein sogenanntes HPHT-Feld (high pressure/high temperature). Was Total hier in der Nordsee betreibt, ist anspruchsvolle Bohrtechnik, die bis zum Äußersten treibt, was Material und Know-how im frühen 21. Jahrhundert hergeben.

Als Total im Jahr 2001 mit der Förderung im Feld „Elgin“ begann, wurde die Firma zum Pionier. Noch nie hatten Gasucher in ein so reichhaltiges Reservoir gebohrt, das in so großer Tiefe unter dem irrwitzigen Druck von rund 1100 Bar steht, fast dem 40fachen des Drucks einer gefüllten Propangasflasche. Und mehr noch: Das flüssige Gas schießt mehr als 200 Grad Celsius heiß in die Höhe und ist außerdem versetzt mit aggressivem Schwefelwasserstoff.



Bohrinsel „Elgin“

Jeder Bohrkopf, jede Dichtung, jedes Stück Metall, das in solch eine Extrembohrung versenkt wird, muss Belastungen standhalten, die kaum beherrschbar sind. „Noch sind nicht alle HPHT-Gefahren bekannt“, warnte das Gutachten einer britischen Sicherheitsbehörde 2005.

An der Einschätzung hat sich nichts geändert. Auch das BP-Feld im Golf von Mexiko war eines der heißen Sorte, was die Katastrophe erst richtig befeuerte. „HPHT bleibt eine Herausforderung“, resümierte der hochrangige Total-Ingenieur



Mit diesen Worten nahm er vorweg, was jetzt wahrscheinlich passiert ist: Tief unten versagte der stählerne Schutz, das komprimierte Gas strömte in das leckende Rohr und bewegte sich aufwärts. Das Unglück geschah damit keineswegs ohne Warnung. Schon vor Wochen registrierten die „Elgin“-Ingenieure beunruhigende Druckveränderungen in der stillgelegten Leitung. Sie versuchten, sie mit Bohrschlamm abzudichten – aber das Gas war schneller.

So teuer und so schwer beherrschbar sie auch sind – gerade in die HPHT-Bohrungen investieren die Großkonzerne derzeit viele Milliarden Euro. Der Grund ist einfach: „Die meisten Nordsee-Vorkommen, die leicht zu fördern waren, sind ausgeschöpft“, sagt der Norweger Hauge.

Mit herkömmlichen Mitteln ist nicht mehr viel zu holen. Die Fördermenge aller britischen Bohrinseln zusammen liegt jetzt nur noch bei der Hälfte dessen, was sie noch 1999 anlanden konnten. Die Flotte der vielen hundert britischen Plattformen kommt unterdessen in die Jahre. Unfälle, auch kleinere Austritte von Öl und Gas, häufen sich.

44 der Ungetüme stammen gar aus den siebziger Jahren. Auf ihnen kämpfen die Arbeiter ebenso hart um Öl wie gegen den Rost. „Die alternde Infrastruktur“, so sagt der Öl-Gewerkschafter Jake Mol-

Doch die Multis wie BP, Chevron, Total oder Shell ziehen sich keineswegs ganz aus der Nordsee zurück, wie noch vor wenigen Jahren befürchtet worden war. Vielmehr wagen sie sich in immer tiefere Gewässer und Gesteinsschichten, in immer kältere Gefilde und in immer heiklere Fördergebiete vor. Der finanzielle Aufwand steigt dabei ebenso steil wie der technische – doch bei den derzeitigen Ölpreisen rechnen sich auch Vorkommen, die einst als unökonomisch galten.

BP, kaum genesen vom „Deepwater Horizon“-Schock, hat vom britischen Energieministerium gerade die Erlaubnis bekommen, in mehr als 1200 Meter Wassertiefe nordwestlich der Shetland-Inseln nach Öl und Gas zu bohren. Pralle Lagerstätten machen die Region reizvoll – allerdings liegen auch die Gefahren auf der Hand.

Sollte es hier zu einem Blowout kommen, das hat BP in einem Worst-Case-Szenario eingeräumt, so drohte im hohen Norden eine Ölpest, die jene im Golf von Mexiko sogar noch weit übertreffen würde: Doppelt so viel Öl würde emporquellen und dabei ein Vielfaches des Umweltschadens anrichten. Aber natürlich sei dies, so die Firma, „extrem unwahrscheinlich“.

Genau das dachten sich auch jene Ingenieure, die vor nunmehr 21 Jahren im



Jean-Louis Bergerot vergangenen Oktober in einem Fachaufsatz im „Journal of Petroleum Technology“.

Die Turbo-Bohrlöcher seien umso gefährlicher, je älter sie würden, schrieb Bergerot ausdrücklich mit Blick auf „Elgin“. Denn je mehr die Lagerstätte entleert werde und der Gasdruck nachlässe, desto brüchiger werde der gesamte Untergrund. Dauernde Erdbeben schaden den niedergebrachten Rohren. Die Stahlumhüllungen der Bohrleitungen „können vollkommen abgerissen werden“, meldete Bergerot.

loy, stelle für die Belegschaften der Plattformen eine Bedrohung für Leib und Leben dar.

Die großen Ölkonzerne geben ihre Uralt-Anlagen zunehmend an kleine Firmen ab, die auch dem letzten Tropfen Öl und Flüssiggas noch nachjagen. Hauge sieht das mit Sorge. „Technisch sind diese Unternehmen den Aufgaben oft nicht gewachsen“, sagt er. „Und wenn etwas schiefgeht, haben sie nicht die nötigen Mittel, um für den Schaden aufzukommen.“

Auftrag des Giganten Mobil vor der schottischen Küste nach Öl bohrten. 500 Meter tief drangen sie vor, dann piksten sie ihren Riesendrill versehentlich in eine Methanblase unter hohem Druck.

Sofort verwandelte sich das Meer um die Bohrplattform in eine Art Whirlpool. Die Männer kamen heil davon, ebenso wie jetzt die Besatzung der „Elgin“. Aber das extrem klimaschädliche Methan sprudelt bis heute aus dem Meeresboden. Und niemand vermag es zu stoppen.

MARCO EVER



Organtransplantation, Nierentransportbox: System mit Geburtsfehler

MEDIZIN

Eine Niere für die Gattin

Mit dubiosem Finanzgebaren und eigenmächtigen Entscheidungen hat die Deutsche Stiftung Organtransplantation viel Vertrauen verspielt. Kritiker fordern mehr demokratische Kontrolle.

Es muss ein sehr großer Stempel gewesen sein, mit dem jemand das Wort „VERTRAULICH“ quer über das Deckblatt des Gutachtens über die Deutsche Stiftung Organspende (DSO) gedruckt hat. Die Mitglieder des Gesundheitsausschusses im Deutschen Bundestag bekamen die Unterlagen vor der nichtöffentlichen Sitzung des Gremiums am vergangenen Mittwoch per Bote zugestellt. Die Papiere sollten möglichst nicht auf elektronischem Wege in Umlauf geraten.

Denn mit dem, was die Gutachter der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft BDO auf 51 Seiten über das Innenleben der DSO zutage gefördert haben, bietet sich ein erschreckendes Bild. Die Prüfer haben tief in die verfilzten Strukturen einer Organisation geblickt, in die Patienten doch eigentlich besonders viel Vertrauen haben sollten. Denn sie regelt den heiklen Bereich der Organspende.

Man lebte offenbar gut in der DSO-Zentrale, und dies in geradezu familiärer

Vertraulichkeit: Die großzügigen Umzüge der DSO organisierte dem Gutachten zufolge ein „ehemaliger Nachbar“ des kaufmännischen Vorstands Thomas Beck. Druckaufträge gingen an eine „ihm persönlich bekannte Druckerei“, die Bepflanzung des Grundstücks übernahm die „Firma seines Schwagers“, denn die hätte die besten Angebote abgegeben. Und seinen Dienstwagen, einen Audi A3, überließ der DSO-Manager seiner Mitarbeiterin – weil dieser „ihr gefiel“ und sie um eine Gehaltserhöhung gebeten hatte.

Da der Vorstand eine Investition von mehr als 500 000 Euro vom Stiftungsrat hätte genehmigen lassen müssen, orderte er nach seinem kostspieligen Umzug ans Frankfurter Deutschherrenufer die Möbel eben in Tranchen, mutmaßt die BDO: Die erste Rechnung belief sich auf 490 000 Euro. Wenig später bestellte einer der Manager weiteres Mobiliar für 30 000 Euro nach. Dies sei vorher nicht abzusehen gewesen, so die Rechtfertigung.

Kurzum: Vieles, was DSO-Mitarbeiter dem Vorstand in einem anonymen Brief an den Gesundheitsminister vergangenen Oktober vorgeworfen hatten, bestätigt das Gutachten bis ins Detail. DSO-Vorstand Günter Kirste weist zwar darauf hin, der Bericht habe „kein Fehlverhalten des Vorstandes“ feststellen können. Trotzdem findet Jens Spahn, gesundheitspolitischer Sprecher der Union, die Befunde „höchst unerfreulich“. Das Wort „Filz“, urteilt ein anderes Mitglied des Gesundheitsausschusses, sei noch untertrieben.

Ausgerechnet jetzt – während der Bundestag dabei ist, das Transplantationsgesetz zu reformieren und jeder Bürger deshalb eine sehr persönliche Entscheidung für oder gegen eine Organentnahme im Todesfall treffen muss – ist damit das System der Organspende in Deutschland in Frage gestellt. Denn die DSO spielt darin eine zentrale Rolle.

„Organspende setzt Vertrauen voraus“, sagt Wolfram Höfling, Gesundheitsrechtslehrer an der Universität zu Köln. „Die Leute müssen das Gefühl haben: Es geht transparent und korrekt zu. Aber dieses Gefühl kann man zurzeit nicht haben.“

Dabei dürften die finanziellen Ungeheimnisse eigentlich kaum jemanden überraschen. Denn ohne jede wirksame Kontrolle betreibt die DSO das Organspendewesen in Deutschland. „Ich glaube nicht, dass es den Anforderungen des Grundgesetzes entspricht, bei einem so heiklen Thema wie der Organspende, bei

dem es um die Verteilung von Lebenschancen geht, demokratisch legitimierte Institutionen fast völlig außen vor zu lassen“, sagt Höfling. „Wenn die Leute wüssten, wer welche Regeln wie macht, dann würden sie es sich vielleicht noch einmal überlegen, ob sie ihre Organe zur Verfügung stellen.“

Die DSO wurde vor 27 Jahren gegründet, als Stiftung des Kuratoriums für Heimodialyse, einer mächtigen und milliarden schweren Organisation, die Nierenkranke mit Blutwäsche versorgt. In dem noch jungen, aber schnell wachsenden Zweig der Transplantationsmedizin sollten die Koordinatoren der DSO die Krankenhäuser bei der Abwicklung einer Organspende unterstützen, etwa bei Fragen zur Hirntod-Diagnostik oder beim Kontakt mit der Vermittlungsstelle Eurotransplant im niederländischen Leiden.

Diese Dienstleistung lässt sich die DSO von den Krankenkassen fürstlich entgeltten – mit derzeit knapp 8000 Euro pro transplantiertem Organ.

Jetzt rächt sich, dass die DSO 1997 im Zuge des Transplantationsgesetzes ohne große Diskussion zur offiziellen Koordinierungsstelle ernannt wurde. „Das war der Geburtsfehler des ganzen Systems“, meint Höfling. Und auch Gundolf Gubernatis, von 1994 bis 2005 selbst geschäftsführender Arzt der DSO, kritisiert heute: „Die Politiker haben das einfach laufen lassen. Und jetzt wundern sich alle, dass es nicht funktioniert.“

Tatsächlich ist die Erfolgsbilanz der DSO miserabel. Rund 15 Organspender finden sich in Deutschland pro Million Einwohner, in Spanien sind es mehr als doppelt so viele.

Die DSO fand immer wieder neue Schuldige an dieser Misere: dass es keine Widerspruchslösung gebe wie in Österreich und Spanien; dass die Ärzte auf den Intensivstationen mögliche Spender einfach sterben ließen; dass sich kleine Kliniken auf dem Lande zu wenig für das Thema interessierten; oder, seit neuestem, dass zu viele Menschen eine Patientenverfügung verfasst hätten, die eine Intensivbehandlung – eine Voraussetzung für die Organspende – ausschließt.

Dabei zeigen die großen regionalen Unterschiede innerhalb Deutschlands, dass sich auch hierzulande weitaus mehr

Der Weg der Organspende in Deutschland



Spender finden ließen. In Bremen etwa gibt es rund 32 Spender pro Million Einwohner, in Baden-Württemberg hingegen nur 11.

Besonders gut stand lange Zeit die Region Nordost da. Mit der traditionell erhöhten Spendenbereitschaft in den neuen Bundesländern allein ließen sich die Ressortzahlen im deutschen Norden nicht erklären – sehr wohl hingegen mit dem besonderen Engagement eines Mannes und seines Teams: Claus Wesslau, Geschäftsführer der DSO-Arzt dieser Region von 1997 bis 2010.

Wesslaus Erfolgsrezept: genaue Datenerhebung, um zu wissen, wo es hakt. Strikte Regionalisierung. Und individuelle Unterstützung der Krankenhäuser durch die Koordinatoren. Wenn nötig, schickte er auch mal zwei Mitarbeiter vor Ort, damit eine Spende zustande kam.

„Ich war mit Herzblut dabei“, sagt Wesslau. „Aber ich bin von der DSO auch oft angefeindet worden.“

Niemals, kritisiert er, habe es mit den Geschäftsführern der Ärzte wirklich strategische Diskussionen innerhalb der Stiftung gegeben: „Dass man sich mal drei Tage lang eingeschlossen und gefragt hätte: Warum funktioniert die Organspende im Osten? Wo ist der Knackpunkt? Was ist wirklich wichtig? So etwas hat nie stattgefunden.“

Vieles spricht dafür, dass auch die Wirkung des neuen Transplantationsgesetzes schnell verpuffen wird. Denn zum Erfolg fehlt der DSO vor allem eines: wirksame Kontrolle. „Eine effektive Fachaufsicht kann ich nicht erkennen“, klagt Gubernatis. Der Stiftungsrat ist größtenteils mit stets wohlwollenden Mitgliedern besetzt. Das Regierungspräsidium Darmstadt, die zuständige Stiftungsaufsicht, ist mit medizinischen Fragen überfordert. Und die Überwachungskommission ist ein zahnloser Tiger ohne Eingriffsbefugnis.

Wohin der Mangel an Aufsicht führen kann, zeigen etliche Beispiele. Ein beson-

ders dramatischer Fall ist der eines hirntoten Berliners, dessen Ehefrau selbst seit Jahren nierenkranke war. Die Angehörigen wollten der Organspende nur zustimmen, wenn seine Frau eine seiner Nieren bekommen würde. DSO, Eurotransplant und Bundesärztekammer stimmten der Forderung zu – wohl wissend, dass sie damit einen klaren Verstoß gegen das Transplantationsgesetz begingen. Der Frau wurde die Niere ihres verstorbenen Mannes eingesetzt. Begründet wurde der Rechtsbruch mit einem „rechtfertigenden Notstand“.

In einem anderen Fall wollten die Chirurgen bereits das Messer ansetzen, als sich herausstellte, dass nur ein Protokoll über die Feststellung des Hirntodes vorlag. Vorgeschriven ist jedoch die Untersuchung durch zwei Ärzte.

Weil sich angeblich alle sicher waren, dass ein zweites Protokoll existierte und zudem ein Totenschein vorlag, wurde trotz fehlenden Protokolls explantiert – für Wesslau ein Unding: „Die Formalien müssen einfach stimmen“, sagt er. „Sonst denken die Leute: ‚Beim nächsten Mal brauchen die dann gar kein Protokoll mehr.‘ Zur Not muss man die Organentnahme stoppen und den Hirntod eben nochmals feststellen lassen.“

Bei einem Treffen der Koordinatoren wurde das Vorgehen als formal juristisch nicht korrekt bezeichnet. Später nahm die DSO dieses Eingeständnis zurück. Auf Anfrage sagte Kirsche, dass kein Fehlverhalten festgestellt werden konnte.

Eine Koordinatorin, die von dem Fall erfuhr, bestand auf genauer Aufklärung. Das Bundesgesundheitsministerium erklärte sich für nicht zuständig. Der Stiftungsrat teilte ihr mit, er wolle die Stellungnahme der Überwachungskommission abwarten. Diese wiederum vertröstete sie so lange, bis der Fall verjährt war. Der Frau wurde von der DSO gekündigt.

KATRIN ELGER, VERONIKA HACKENBROCH



DSO-Vorstände Kirsche, Beck
Möbel in Tranchen bestellen

S U C H T

Die Alten von Woodstock

Die Junkies der Siebziger kommen in die Jahre. In einem Wohnheim in Den Haag dürfen sie harte Drogen konsumieren – vermutlich bis an ihr Lebensende.

Wenn Den Haag noch in Dunkelheit liegt, morgens um halb sechs, ist die Nacht zu Ende in Woodstock. Die ersten Heimbewohner strömen in die Eingangshalle, vorbei an dem verwaisten Billardtisch und der Jukebox; ein humpelnder Mann mit ausgezehrtem Vogelgesicht, ein anderer mit tief in die Stirn gezogener Kapuze, eine Frau im Morgenmantel mit verquollenen Augen. Getrieben von einer unsichtbaren Kraft, streben sie die Rollstuhlrampen nach oben einer Tür entgegen: Die „Medicatie“ – Medikamentenausgabe – öffnet um sechs Uhr, ist dort zu lesen.

Als der Nachtpfleger Gerrit aufschließt, ist das Grüppchen zu einer Traube stummer Menschen angewachsen. Gierig schlucken sie bald ihre Rationen, manche 15 Pillen auf einmal. Gerrit händigt die Ersatzdroge Methadon und Beruhigungsmittel aus, außerdem individuell das, was ältere Menschen benötigen: Tabletten gegen zu hohen Blutzucker, Herzbeschwerden, Bluthochdruck.

Alle hier nehmen zusätzlich noch Drogen. „Aber die müssen sie selbst besorgen, wir dulden nur den Konsum“, erklärt der Nachtpfleger. Einige der Junkies kennen er schon seit der Jugend. „Früher waren wir alle in den gleichen Discos und Kneipen unterwegs, da gab es hier manchmal überraschende Wiedersehen“, sagt er. Er deutet auf die Bewohnerliste neben der Rezeption: 36 Namen, Zimmernummern, Geburtsdaten. Die späten Fünfziger überwiegen, die Jüngste, die Frau im Morgenmantel, ist 1967 geboren.

Für sie alle ist Woodstock ihre letzte Bleibe – das einzige Altenheim der Welt, in dem harte Drogen kein Tabu sind, gedacht für Menschen, deren Körper schon mit Anfang 50 verbraucht ist wie der von 70-Jährigen. Mindestens zehn Jahre schwere Abhängigkeit, mehrere erfolglose Therapieversuche: Alle hier sind hoffnungslose Fälle.

Die Niederlande sind Vorreiter. Das European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction sieht in einer Analyse aus dem Jahr 2010 eine neue Herausforderung auf die europäische Gesellschaft zukommen, weil die Woodstock-Generation in die Jahre kommt.

Acht Uhr, Arbeitsverteilung in der Halle. Ergotherapeut John liest vor, zehn Jun-

kies heben nacheinander die Hände: Haus putzen, Straße fegen, Küchendienst. Mittags müssen die Bewohner bekocht werden, außerdem ist heute „Restauranttag“ – abends kommen die Leute aus dem Viertel zum Essen.

„Drei Stunden arbeiten reicht, mehr überfordert unsere Leute“, sagt der Ergotherapeut. Dreimal die Woche darf jeder arbeiten und so etwas Geld dazuverdienen. Sozialhilfe eingerechnet, können die

boom, 53 Jahre. Der grün-gelbe Schal um seinen Hals stammt von seinem Club ADO Den Haag. Vor 40 Jahren habe er dort als Talent gegolten, er spielte sogar gegen die Jugendauswahl von Real Madrid. Dann mit 14 die erste Dosis Heroin, der Absturz. Einbrüche, Dealen, oft Gefängnis, fünf Jahre insgesamt. Hier nennen sie ihn den Vogelmann, weil er im Gartenhaus Tauben züchtet.

Heute, nach der Arbeit, wird Akerboom 40 Euro beisammenhaben, genug für ein Gramm Heroin. Er kenne den besten Dealer von Den Haag, sagt er. Deshalb – und weil er als ehrliche Haut gelte – hätten die anderen ihm früher immerzu ihr Geld in die Hand gedrückt. „Ich habe die Tauben vernachlässigt. Heute mache ich das nicht mehr“, sagt er.

Guter Stoff ist schwer zu bekommen, der Großteil ist gestreckt, macht nur Kopfweh statt Kicks. Akerbooms Heroin aber erinnere an das legendäre „China white“, schwärmt er, das man in den siebziger



Woodstock-Patient Akerboom, musizierende Heimbewohner: „Mit dem Erhalt des Schlüssels

meisten dann monatlich etwa 300 Euro für Drogen ausgeben.

Die Eingangshalle hat sich gefüllt, vier Männer spielen in einer Ecke Karten, ein fünfter wirft die Jukebox an, Toto, „Hold the Line“. Er tanzt einsam, die Hose schläbert um die konturlosen Hüften. Bald gesellt sich eine Blondine mit strähnigem Haar zu ihm, lässt ihren Rollstuhl von einem Rad aufs andere hüpfen.

Der Mann mit dem Vogelgesicht hat sich fürs Putzen entschieden. Er reicht die knochige Hand zum Gruß: Aad Aker-

Jahren in den Hinterzimmern der Chinatown Amsterdams für wenige Gulden kaufen konnte.

Akerboom könnte hier sicher viel Geld verdienen. Aber Dealen ist im Woodstock verboten, es ist eines der drei Gesetze des Hauses. Außerdem: keine Prostitution auf den Zimmern, keine Gewalt. Akerboom hat sich immer daran gehalten. „Ich habe Prinzipien“, sagt er und lächelt. Wer gegen die Grundregeln verstößt, muss raus – zurück in die Obdachlosigkeit, aus der sie alle einst gekommen sind.

„Mit dem Erhalt eines Schlüssels hier verabschiedet sich ein Junkie von der Idee, jemals clean zu werden“, sagt Nils Hollenborg, der ärztliche Leiter der Institution. Denn wo die tägliche Versuchung lockt, bricht auch der stärkste Wille.

Therapie in dem Sinne, wie die Suchtmedizin sie versteht, findet nicht statt im Woodstock, die Ziele seien andere, so Hollenborg: die Gesundheit stabilisieren und den Tagen eine Struktur geben. Dadurch vermindere sich der Drogenkonsum schon kurz nach der Aufnahme erheblich, das sei eine der wertvollen Erfahrungen des Experiments.

Sechs der Bewohner sind aus Kostengründen auf Alkohol umgestiegen. Das Bier kostet 15 Cent pro Dose, die Mitarbeiter verwalten den Vorrat – nicht mehr als zehn Dosen pro Tag, so die Abmachung.

Einer von ihnen war René, der am vorletzten Freitag starb. Hose, Sweatshirt, Haare: Alles an ihm war schwarz, auf den Fingern hatte er die Buchstaben „PUNK“

borg: kostenlos harter Stoff gegen das Versprechen, nicht mehr zu trinken. Er wurde zugewandter, sprach klarer – doch dann trank er wieder.

Halb eins mittags. Johan den Dulk, der Gründer von Woodstock, sitzt im Büro des Pflegeleiters. Jede Woche kommt er auf Stippvisite. Woodstock ist das Projekt seines Lebens. Bis vor neun Monaten leitete er das Haus selbst, dann stieg er ins höhere Management des Verbunds psychiatrischer Dienstleister auf, dem Woodstock gehört. Die Bewohner nennen seinen Namen voller Ehrfurcht.

Vor 15 Jahren hatte der passionierte Streetworker die Vision von Woodstock entwickelt. Damals beobachtete er, dass die Älteren zunehmend Schwierigkeiten hatten, die vielen hundert Gulden täglich zu beschaffen, die sie brauchten. Auch traten die Folgekrankheiten ihres Drogenkonsums in den Vordergrund: Lungenkrankungen, Leberschäden, HIV. „Ich sprach mit Politikern und Institutionen,

gehen. Die Initiatoren versprachen, bei Problemen „rasch den Stecker zu ziehen“.

Den Langzeit-Junkie Aad Akerboom kannte den Dulk damals schon lange. Und spätestens als die Sache mit dem Bein passierte, wusste er, dass er sein Modellpatient für Woodstock sein würde.

Nach einer Infektion hatten sich Bakterien bis in Akerbooms Oberschenkelknochen gefressen, das Bein hätte er fast verloren. Folge: Hüftgelenksarthrose – Akerboom lebt seither mit ständigen Schmerzen. Immer wieder hatte er den Entzug versucht, anfangs motiviert durch den Traum vom Profifußball, später nur noch, weil die Mutter und die Geschwister ihn beknetzt hatten. Für den Dulk war klar: Akerboom würde es nie schaffen.

Als Woodstock im Dezember 2008 bezugsfertig war, ging den Dulk Akerboom auf den Straßen von Den Haag suchen. Er fand ihn in einem Männerwohnheim. „Es ist so weit“, sagte er ihm.

Akerboom packte seine wenigen Sachen. Die ersten Wochen waren chaotisch. Sie mussten Regeln für das Zusammenleben von Menschen finden, die seit Jahrzehnten jeder Gemeinschaft entwöhnt waren, die gewohnt waren, ihre Menschen auszunutzen, zu betrügen und zu bestehlen. Die Junkies selbst gaben wertvolle Anregungen, ohne ihre aktive Unterstützung wäre das Projekt längst gescheitert.

„Und das Schönste ist: Die Kriminalität in der Gegend ist sogar zurückgegangen“, sagt den Dulk stolz. Das Dealen, nur 200 Meter vom Heim entfernt, toleriere die Polizei im Interesse der Heimbewohner.

Fünf Uhr nachmittags, die Nachbarn aus dem Viertel kommen zum Abendessen. Es gibt Huts mit Rindfleisch, ein Nationalgericht auf Kartoffelbreibasis. Die zwölf Tische im Woodstock-Restaurant sind voll besetzt. „Zwei Euro fünfzig für drei Gänge, das gibt's nirgendwo sonst“, sagt Edgar von nebenan. Er hat die Petition unterschrieben, die fordert, dass Woodstock auch nach Ablauf der dreijährigen Probephase fortbesteht.

Psychiater Hollenborg zweifelt nicht daran, dass die Zukunft gesichert ist. „Das Modell macht nicht nur in den Niederlanden die Runde, wir werden auch von Delegationen aus dem Ausland besucht. Auch aus Deutschland.“

21 Uhr. Aad Akerboom hat auf seinem Zimmer zwei Pfeifen Heroin geraucht. „Oft spüre ich nichts, nur das Verlangen wird schwächer“, sagt er. 0,3 Gramm braucht er zurzeit, vor einigen Monaten waren es 4.

Sein Zimmer, sauber und aufgeräumt, strahlt Bürgerlichkeit aus. Er liegt auf einer samtroten Récamiere, an der Wand stehen in einer beleuchteten Glasvitrine gerahmte Familienfotos. „Hier ist meine Heimat, hier will ich 90 werden“, sagt er. Bis dahin hat er noch 37 Jahre vor sich.

BERNHARD ALBRECHT



verabschiedet sich ein Junkie von der Idee, jemals clean zu werden“

eintätowiert. In seinem Zimmer hängt noch ein Foto, das ihn mit seinem zehnjährigen Sohn vor dem eigenen Haus zeigt: roter Klinkersteinbau, mit Mountainbikes und Drachen, beide strahlen.

Nicht die harten Drogen, erst der Alkohol brachte René an den Rand des Todes – vor einem Jahr gaben die Ärzte ihm noch drei Monate. Der Schnaps hatte Leber und Gehirn zerstört, er stammelte Unzusammenhängendes, die Hände zitterten. Dass er es noch so lange schaffte, lag am „Heroinprogramm“, sagt Hollen-

aber das Problem interessierte niemanden.“ Drogenabhängige stürben jung, bekam er zu hören.

Zehn Jahre lang trat den Dulk auf der Stelle, dann kamen die Grünen in Den Haag ins Stadtparlament und ließen sich begeistern. Auch der Ort war bald gefunden, ein ehemaliges Altenheim in zentraler Lage. Unter den Anwohnern aber hagelte es Proteste: Hier werde ein Umschlagplatz für illegale Drogen entstehen, die Autos auf der Straße seien nicht mehr sicher, man müsse Angst haben, nachts vor die Tür zu



FOTOS: HELMUT NEWTON ESTATE



ALTER

„Tier im Todeskampf“

Die Schauspielerin Geraldine Chaplin, 67, über ihren neuen Film „Und wenn wir alle zusammenziehen?“, der diese Woche in die Kinos kommt



ERIC CATERINA / ALIPPIX / LAIF

SPIEGEL: Ihr Film erzählt von fünf Rentnern, die eine WG gründen, von Demenz und Herzinfarkt, aber auch von Freundschaft und Verführung. Was bedeutet Alter für Sie?

Chaplin: Alles Schlechte, was Sie sich vorstellen können. Es gibt nichts, was im Alter besser wird. Warum betonen denn so viele Alte, sie würden sich jung fühlen? Es wäre doch besser, sie würden sich gern alt fühlen. Aber das tut niemand.



Newton-Motive Deneuve 1976, Dalí 1986, „Bergstrom, au-dessus de Paris“ (o.) 1976

FOTOGRAFIE

Handschellen im Auto

Es ist eine späte Hommage für ihn in der Stadt, in der er 20 Jahre lang gelebt und gearbeitet hat: Das Pariser Grand Palais widmet Helmut Newton, der 1920 in Berlin geboren wurde, die erste Gesamtretrospektive nach seinem Tod (bis 17. Juni). Die Ausstellung zeigt 200 Exponate, vor allem Großformate, Polaroids und Zeitungsausschnitte, zusammengestellt von seiner Frau June, darunter seine berühmten Fotos „Big Nudes“ der nackten Highheels-Amazonen oder Porträts von Stars wie Catherine Deneuve, genauso wie seine weniger bekannten Modefotos aus den sechziger Jahren und überra-

schend ernsthafte Motive. Darunter das Bild des todgeweihten Malers Salvador Dalí oder das Porträt des rechtsextremen Politikers Jean-Marie Le Pen, den Newton mit zwei Dobermännern ablichtete. Mit seinem Faible für Sado-Maso-Motive – „Ich habe stets Ketten und Handschellen im Auto, aber nicht für mich, nur für meine Bilder“ – war Newton bis zu seinem Tod im Jahr 2004 umstritten. Nun erfährt er, nachdem er zu Lebzeiten vergebens versucht hatte, sein Werk der französischen Nationalgalerie zu vermachen, mit dieser gigantischen Retrospektive seine Anerkennung.

Finanzmärkte regieren und der Idealismus aus der Politik verschwunden ist. Ich hoffe, die jüngere Generation ist stärker und klüger.

SPIEGEL: Auch Sex ist ein Thema des Films. Wie verändert er sich im Alter?

Chaplin: Sex ist ein gutes Beispiel dafür, dass Alter ein unausgegorenes Konzept ist: Kein 80-jähriger Mann fühlt sich von einer gleichaltrigen Frau angezogen und umgekehrt. Es wäre einfacher, wenn die erotischen Bilder in unserem Kopf mit dem Körper altern würden – oder das Begehrten ganz erloschen würde.

SPIEGEL: Ihr Vater, Charlie Chaplin, war 55, als Sie geboren wurden, Ihre Mutter 19. Hat das Alter Ihres Vaters Ihre Beziehung zu ihm erschwert?

Chaplin: In meiner Teenagerzeit, ja. Mein Vater stammte aus einem anderen Jahrhundert, war sehr viktoriaisch geprägt. Disziplin war wichtig. Ich aber war exaltiert und aufsässig. Ja, wir hatten häufig Streit und haben einige Jahre nicht miteinander geredet.

BAYREUTH

Mehr Karten

Bei den Bayreuther Festspielen werden in diesem Jahr mehr Karten in den freien Verkauf kommen als bisher. Der Bundesrechnungshof hatte die gängige Kartenvergabe gerügt. Ein Großteil der Kaufkarten war über feste Kontingente für diverse Interessengruppen verteilt worden, etwa für die Gesellschaft der Freunde von Bayreuth, Reiseveranstalter, die Stadt Bayreuth, die Münchner Staatskanzlei oder den bayerischen DGB. In einer Stellungnahme des Bundesfinanzministeriums an den Haushaltsausschuss des Bundestags vom 26. März heißt es jetzt unter anderem, dass es „keinen Grund mehr gibt, eine (räumlich begrenzte) Gewerkschaftsorganisation durch Bereitstellung eines Kartenkontingentes zu bevorteilen“. Auch die Karten für die Mitarbeiter der Festspiele werden stark begrenzt,

sie erhalten außerdem statt der besten Plätze im Parkett Sitze auf der Galerie. Eine vom Bundesrechnungshof angeregte Anhebung der Kartenpreise hält die Bundesregierung, die Gesellschafter der Festspiele ist, dagegen für nicht notwendig, vorerst wird es auch keine Erhebung geben, um marktgerechte Preise zu ermitteln. Der Verwaltungsrat der Festspiele hat angeblich erst „im Rahmen der Arbeitsgruppe“ zur Kartenvergabe von der langjährigen Praxis erfahren, dass Kartenwünsche von „Persönlichkeiten aus dem kommunalen Bereich und dem Land sowie vor allem auch Künstler und Prominente“ vom Kartenbüro in Bayreuth direkt bedient wurden. Durch die Streichungen werden in diesem Jahr die durch Kontingente gebundenen Karten von 55 auf 29,3 Prozent reduziert. Knapp ein Drittel aller Tickets – 19 131 Karten – kommt damit allerdings immer noch nicht in den freien Verkauf. Die Gesamtzahl der Eintrittskarten liegt bei rund 60 000.



KINO IN KÜRZE

„The Lady – Ein geteiltes Herz“ ist eine Hymne an eine weithin unterschätzte Charaktereigenschaft: Beharrlichkeit. Der französische Regisseur, Produzent und Drehbuchautor Luc Besson, seinerseits ein getriebener Tausendsassa des Kinos („Nikita“, „Das fünfte Element“), erzählt die Lebensgeschichte der burmesischen Oppositionspolitikerin Aung San Suu Kyi, die 1991 den Friedensnobelpreis erhielt, weil sie jahrelang für Demokratie in ihrem Land gekämpft hatte. Michelle Yeoh spielt sie als ganz und gar in sich ruhende Frau, die sich auch nach insgesamt 15 Jahren Gefängnis und Hausarrest nicht dem Regime beugt. Besson schaut ihr staunend dabei zu. Frauen waren in seinen Filmen oft waffenstarrend, doch diese hier entwickelt eine stille und ungeheuerliche Kraft, an der jede Gewalt zu zerbrechen scheint. Der Film feiert die Friedfertigkeit, die Klugheit, die Besonnenheit – manchmal etwas pathetisch, aber nie hohl.

„King of Devil’s Island“. In einem Straflager für junge Kriminelle auf einer abgelegenen Insel unweit von Oslo spielt der großartig fotografierte Gefängnisfilm des norwegischen Regisseurs Marius Holst. Der Himmel ist voller dunkler Wolken und das Meer grau, als der jugendliche Erling (Benjamin Helstad), angeblich ein Mörder, im Jahr 1915 in der Besserungsanstalt Bastøy auf der Insel ankommt, und so gruselig bleibt die Szenerie auch, während der zornige Rebell Erling einem Terrorregime aus Prügelei, Generationenhass und sexuellem Missbrauch begegnet. Holsts Film setzt auf eine schroff geradlinig erzählte Story und gewinnt durch tolle Schauspieler – darunter der schwedische Hollywood-Held Stellan Skarsgård – eine gewalttätig-schöne Kraft.



TUI Cruises

Schon mal alles bestellt, außer der Rechnung?

Mein Schiff

Mit unserem **Premium Alles Inklusive**-Konzept sind die meisten Speisen und ein umfangreiches Getränkeangebot den ganzen Tag schon inklusive. Auf Ihr Wohl! Weitere Informationen erhalten Sie in Ihrem Reisebüro oder unter www.tuicruises.com

Mein Schiff 2
Dubai & Orient
November 2012 bis März 2013
7 Nächte ab **695 €***



* Flex-Preis (limitiertes Kontingent) p. P. bei 2er-Belegung einer Innenkabine ab/bis Dubai.

Ich denke, also irre ich

Hirnforscher, Psychologen und Historiker stellen das Menschenbild der Aufklärung in Frage: dass es uns bessergehe, wenn wir unseren Verstand benutzen.

Herr R. liegt in einer Röhre, um fühlen zu lernen. Magnetresonanztomograf heißt das Gerät, es macht einen Höllenlärm, knattert und rattert und produziert Bilder aus dem Innersten des Gehirns. Herr R. trägt Stöpsel im Ohr, eine Brille auf der Nase, die aussieht wie eine Taucherbrille. Er spielt ein Computerspiel. Ganz allein ist er in dem Raum, in dem die Röhre steht. So soll Herr R. fühlen lernen?

Vor Jahren haben Ärzte das Asperger-Syndrom bei ihm diagnostiziert, das ist eine Form von Autismus. Herr R. ist sehr begabt, vor allem in der Mathematik, aber er traut sich nicht zu, einen Beruf auszuüben.

Das sei typisch, sagt die Psychologin Dorit Kliemann, die Herrn R. hier betreut: „Gefühle zu erkennen heißt ja, daraus die Intentionen anderer Menschen ableiten und einschätzen zu können. Wer das nicht kann, versteht die Welt um sich herum nicht immer und fühlt sich unsicher und unverstanden.“

Während Herr R. in der Röhre liegt, sieht er sich Fotos von Schauspielern an. Er soll erkennen, ob sie gut gelaunt sind oder traurig, zerknirscht oder zuversichtlich. Herr R. muss auf einen Knopf in seiner Hand drücken, wenn der richtige Begriff erscheint: ein „fröhlich“ für ein lachendes Gesicht. Die Röhre sendet auf einen Computer Querschnitte seines Gehirns.

Langfristig möchten die Forscher herausfinden, ob Menschen mit Asperger-Syndrom durch ein solches Training lernen können, Gefühle zu lesen, wie die Wissenschaftler das nennen. Sie wissen aber noch nicht, ob das wirklich funktioniert. Sie sind stolz, dass sich bei dieser Testreihe immerhin ihre Annahme bestätigt hat: Wenn es um das Erkennen von Gefühlen geht, zeichnet sich im Gehirn der Autisten etwas anderes ab als bei den Probanden der Kontrollgruppe.

Die Röhre, in der Herr R. liegt, gehört zu einem Berliner Forschungsprojekt. Es hat, wie alles, was international wirken soll, einen englischen Namen: „Languages of Emotion“. Seit fünf Jahren denken hier 200 Wissenschaftler aus 23 Disziplinen über die Sprachen der Gefühle nach.

Musikwissenschaftler legen Probanden in die Röhre und untersuchen, welche Gehirnregionen von Dur und Moll, Wagner und Mozart angeregt werden. Ethnologen beobachten bei entlegenen Volksgruppen, welches Verständnis sie von Liebe haben, von Scham, von dem, was als freundlich und was als unfreundlich gilt. Filmwissenschaftler analysieren, wie Kriegsfilme politische Botschaften über Appelle ans Gefühl transportieren.

Die Wissenschaftler wollen begreifen, warum der Mensch tut, was er tut, und welche Rolle die Emotionen dabei spielen. 80 Prozent unserer Entscheidungen, behaupten Neurowissenschaftler, basieren letztlich auf unseren Emotionen. Nimmt man diese Zahl ernst, und nimmt man ernst, was die Psychologin über Herrn R. sagt, steht ein jahrhundertealtes Menschenbild in Frage: dass es dem Menschen bessergeht, wenn er sich hauptsächlich auf seinen Verstand verlässt.

Die Botschaft an die Vernunft ist notwendig. Aber Gefühlsbotschaften sind wirksamer.

Seit der Aufklärung gilt der rationale Mensch als Ideal, ein Mensch, der mit seinem Verstand seine Gefühle und die dumpfen Triebe steuert. Der Verstand soll über die Gefühle herrschen, so war die Hoffnung der Aufklärer. Sie lösten damit eine Revolution aus. Sich auf die Vernunft zu besinnen sei der Ausweg aus „selbstverschuldeter Unmündigkeit“, behauptete Immanuel Kant. Dadurch, dass der Mensch denken könne, wisse er überhaupt nur, dass er existiere, sagte René Descartes. Das Denken wurde somit zur Essenz des Menschlichen, die Vernunft zur entscheidenden Instanz. „Cogito ergo sum“, lautete René Descartes’ Lehrsatz: „Ich denke, also bin ich.“

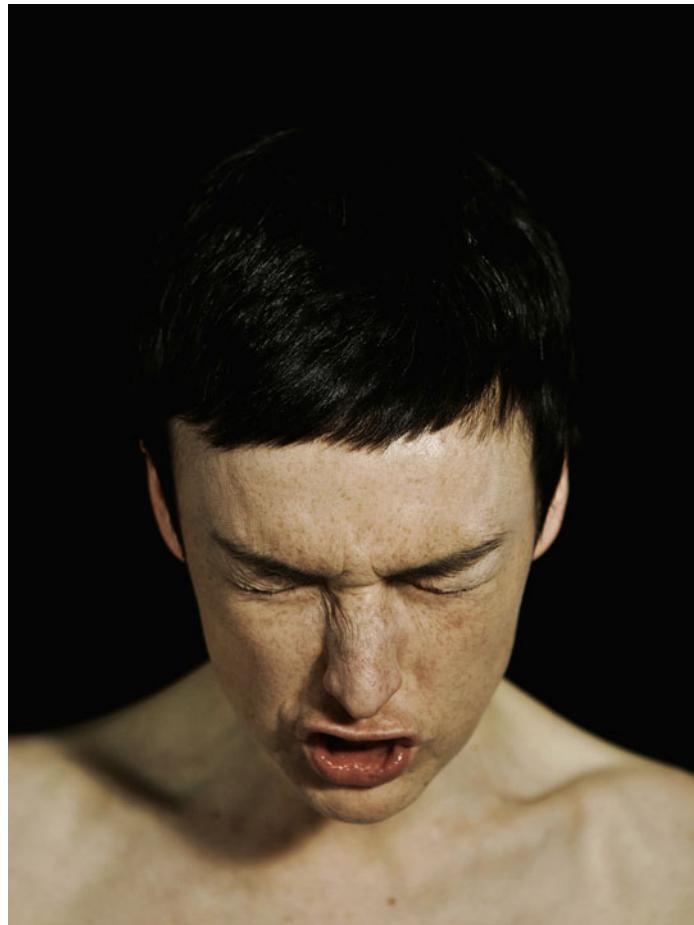
Was würde es bedeuten, wenn die Aufklärer doch nicht recht haben, sondern die Neurowissenschaftler mit ihren Hirnmessungen und ihrer 80-Prozent-Theorie? Und Psychologin Kliemann mit ihrer Be-

hauptung, dass es dem Mensch nicht gut ergehe, wenn sein Verstand zwar tadellos funktioniere, die Gefühle ihm jedoch keinerlei Orientierung gäben? Welche Art von Gesellschaft wäre das, die von einem gefühlsbetonten Menschenbild ausgeht, welche Art Politik, Bildung, Kultur folgte daraus?

Mit diesen Fragen beschäftigen sich zurzeit die Berliner Forscher und etliche Sachbuchautoren auf der ganzen Welt. Eine Flut von Büchern erscheint, verfasst von Hirnforschern, Psychologen, Geisteswissenschaftlern. Der Historiker Jan Plamper möchte mit „Geschichte und Gefühl“ die „Grundlagen der Emotionsgeschichte“ (erscheint im Mai im Siedler Verlag) erklären. Der Psychologe und Nobelpreisträger Daniel Kahneman wendet seine Erkenntnisse auf das Wirtschaftsleben an und behauptet in seinem Buch „Schnelles Denken, langsames Denken“ (Mai, Siedler Verlag), die Annahme, der Mensch handle rational, sei in ihren Auswirkungen auf das Wirtschaftsleben geradezu gefährlich. Der Journalist David Brooks sieht den Menschen als „Das soziale Tier“ (April, DVA) und beschreibt, wie stark unser Lebensweg von Gefühlen, Intuitionen und Beziehungen geprägt ist. Der Neurologe David Eagleman behauptet in „Inkognito“ (Campus Verlag), die meisten Entscheidungen träfen die Menschen unbewusst (SPIEGEL 7/2012).

All diese Autoren wollen grundsätzlich klären, was Gefühle sind und was von der Ratio zu halten ist. Seit Jahrhunderten operieren die Menschen mit den Begriffen „Gefühl“ und „Verstand“, „Trieb“ und „Ratio“ – die Autoren aber glauben, dass die Menschen fast vergessen haben, was darunter zu verstehen ist.

Der portugiesische Hirnforscher Antonio Damasio hat sich vor ein paar Jahren mit dem Werk „Descartes’ Irrtum“ einen Namen gemacht. Er rechnete darin mit der Ratio-Gläubigkeit der Neuzeit ab, die ihre Rechtfertigung maßgeblich aus dem berühmten Ausspruch „Ich denke, also bin ich“ bezieht. Wir sollten aufhören, so schrieb Damasio damals, ständig Trennungen vorzunehmen, zwischen Ratio und Gefühl, zwischen Körper und Geist, sondern das Ineinander verstehen ler-



FOTOS: JULIA GOYD

Gefühlsregungen: Geistige Hauptbahnhöfe, Anschlussstellen für Millionen Signale



Emotionsforscher Damasio, Szene aus dem Horrorfilm „Blair Witch Project“, aus der Liebeskomödie „Vicky Cristina Barcelona“: Gefühle treiben uns

nen. In seinem neuen, preisgekrönten Buch „Selbst ist der Mensch“ (Siedler Verlag) erklärt er, wie ein Gefühl entsteht.

Sein Beispiel: Angst. Ein Mensch allein im Wald, es knackt im Gebüsch, die Umrisse eines riesigen Mannes tauchen auf. Bei Angst produziert der Mensch das Stresshormon Adrenalin. Der Blutdruck steigt, die Atmung beschleunigt sich, die Blutgefäße in der Haut ziehen sich zusammen. In Sekundenbruchteilen ändert sich der Zustand mehrerer innerer Organe und der Muskulatur.

Wir bemerken die Veränderung in unserem Körper – ein Gefühl entsteht. Wir reagieren. Unser Unterbewusstsein hat Erfahrung mit Angst und verleiht uns zu einer Reaktion, die zu unseren Erfahrungen passt: flüchten oder stehen bleiben. Wenn wir stehen bleiben, wird die Atmung flach, der Puls wird langsamer. Der Mensch hat im Laufe der Evolution gelernt, dass es richtig sein kann, reglos zu bleiben, weil er damit der Aufmerksamkeit eines Angreifers entgeht. Wenn wir aber flüchten, was in diesem speziellen Fall sinnvoller wäre, steigt der Puls, die Beine werden besser durchblutet, weil wir für die Flucht gutversorgte Muskeln brauchen. Körper und Geist arbeiten perfekt zusammen.

Die Signale fließen vom Körper zum Gehirn und wieder zurück. Gefühl und Verstand, so will Damasio an diesem Beispiel erklären, sind somit tatsächlich nicht voneinander getrennt, sondern hängen miteinander zusammen. Es ist ja vernünftig, stehen zu bleiben oder wegzu laufen. Und wir können nur so schnell so richtig reagieren, erklärt Damasio, weil die Gefühle Träger unserer Erfahrungen sind. Wir sehen ein Bild – riesiger Mann tritt aus einem Gebüsch hervor – und erkennen darin ein bekanntes Muster: Uns ist beigebracht worden, dass wir uns vor riesigen Männern, die hinter Gebüschen kauern, fürchten sollen. Wäre uns das

Bild neu, müssten wir erst mühsam alle Möglichkeiten durchdenken und hätten kaum Gelegenheit, richtig zu handeln.

Forscher wie Damasio wollen uns dazu bringen, dass wir das Gefühl als Erfahrungsspeicher verstehen, in dem ein Reservoir an Mustern gebildet wurde, auf die wir blitzschnell zugreifen können. Aus der Beziehung zwischen Eltern und Kind ergeben sich Muster, der Mensch verfügt aber auch über Erfahrungen und Muster, die von sehr weit herkommen, weil sie sich bereits bei unseren Vorfahren gebildet haben. Wir haben gelernt, uns bei Gefahren zu fürchten. Wir haben gelernt, uns vor Situationen zu hüten, die uns beschämen. Und das, behauptet Damasio, sei gut so. Wer keine Furcht kennt, übersieht Gefahren. Wenn das Schamgefühl nicht anspringt, blamieren wir uns. Dies sei die Hauptfunktion der Gefühle: uns Orientierung zu geben, uns zu einer Reaktion zu raten, von der wir hoffen, dass sie angemessen ist.

Folgt man Damasio und dem Tross von Forschern, die ihm vorrangigen und nachfolgen, ließe sich das Wort „Gefühl“ ersetzen: Erfahrungsspeicher, Musterreservoir. Diese Worte klingen spröde. Aber sie machen deutlich, worum es offenbar wirklich geht, wenn wir von Gefühlen reden.

Ein Fußballer weiß, was das ist: „Ballgefühl“. Er sieht einen Ball auf sich zukommen – ein ihm vertrautes Bild – und kann aufgrund seiner Erfahrungen berechnen, wie der Ball sich verhalten wird, und rasend schnell auf ein Muster zurückgreifen, wie er auf den Ball reagieren soll.

Und nicht nur zwischen einem Subjekt und einem Objekt entstehen solche Beziehungen, sondern gerade zwischen Subjekt und Subjekt. Ein Freund ist ein Freund, wenn ich mit ihm die Erfahrung verbinde, dass es nett ist mit ihm. Trauer basiert auf der Erkenntnis, dass ich mit demjenigen, mit dem ich schöne Erfah-

rungen geteilt habe, nie wieder so etwas erleben werde. Das vertraute Bild ist nicht mehr da. Die inneren Muster stehen bereit, um die Beziehung weiterzuführen, doch ihnen fehlt das Gegenüber.

Auch in der Liebe, so behaupten die Forscher, seien wir ständig mit Muster austausch beschäftigt: Wenn Paare sich küssten, testeten sie den Leukozyten-Antikörper-Code des anderen. Wenn dieser gut zu dem eigenen passte, gebe es gesunde Nachkommen. Das scheinbar Irrationale: schnöde und rational.

Wissenschaftler fragen sich nun, ob das, was zwischen zwei Menschen gilt, auch auf größere Gruppen zutrifft. Haben die Gefühle eine spezifische Funktion für die Gemeinschaft, für die Entstehung einer Kultur? Also etwas Un- oder Halbbewusstes, das die Dinge besser funktionieren lässt? Wie nutzen größere Gemeinschaften Gefühle?

Sie nutzen Gefühle, um kulturelle Regeln zu vermitteln, kulturelle Muster zu prägen, über die alle Mitglieder der Gemeinschaft verfügen sollen, damit das Miteinander funktioniert, behauptet die Ethnologin Birgitt Röttger-Rössler. Und auf ihre Weise legt das auch die Historikerin Ute Frevert in ihrem Buch „Gefühlswissen“ (Campus Verlag) nahe.

Zusammen mit jungen Geisteswissenschaftlern hat Frevert jahrelang erforscht, wie Gefühle in der europäischen und vor allem in der deutschen Kultur definiert worden sind. Sie wollten wissen, wie Gruppen sich auf ein bestimmtes Verständnis der Gefühle einigten, und was passierte, wenn sie sich von diesem Verständnis lösen konnten.

Frevert und ihre Forschergruppe haben Lexika nach ihren Eintragungen zu Gefühlen durchforstet. Lexikoneintragungen waren oft moralisch bewertend, wenn es um Gefühle ging. Auf diese Weise gaben sie Orientierung darüber, was für die Gemeinschaft gut sei und was schlecht.



CONCORDE FILM

in die Auseinandersetzung, sie sind immer auf andere gerichtet, egal ob wir lieben oder hassen

Das interessanteste Beispiel, das Frevert vorstellt, ist die Entstehung des Bürgertums. Das Bürgertum wurde im 18. und 19. Jahrhundert immer einflussreicher, was offenbar auch daran lag, dass es sich auf ein eigenes Verständnis der Gefühle einigte und sich dadurch von oberen und unteren Schichten abgrenzte.

In adligen Kreisen galt das Prinzip der arrangierten, aus dynastischen Erwägungen geschlossenen Ehe. Das war das Muster, das die Bürger vorfanden. Sie setzten diesem Muster ihr eigenes entgegen: das der Liebesheirat.

Zugleich aber grenzten sich die Bürger auch nach unten hin ab. Die Triebe, die Leidenschaften waren für das einfache Volk reserviert. Leidenschaften passten nicht in ein wohlgeordnetes bürgerliches Leben, sie konnten das gefährden, worum es ging: das Funktionieren der Gemeinschaft: „Die starken Leidenschaften verzehren den Leib, so wie die Motten ein Gewand“, hieß es in der Krünitzschen Enzyklopädie aus dem 18. Jahrhundert.

Durch ihr eigenes Verständnis von Gefühlen konnten die Bürger eine funktionierende, tragfähige Gemeinschaft bilden und ihre Macht ausbauen. In Europas Staaten herrschen heute die Bürger.

So unterschiedlich die Interessen der Gefühlsforscher und Sachbuchautoren sind – sie alle berichten, dass Gefühle dafür da seien, die Handlungsweisen von Menschen zu steuern, Beziehungen herzustellen, Gemeinschaften zu bilden, dass es also in Wahrheit um sehr viel mehr geht als um Wut, Trauer, Liebe. In Gefühlen seien Erfahrungen gespeichert, erklären die Forscher, und deswegen falle es Menschen so schwer, gegen ihre Gefühle zu handeln – denn sie handelten dann gegen ihre Gewissheiten.

Doch was folgt daraus? Ändert sich das Zusammenleben, wenn wir beginnen, Gefühle so zu sehen, wie die Forscher sie sehen?

Der US-Journalist David Brooks hat sich jahrelang mit Gefühlsforschung beschäftigt. Er ist einer der bekanntesten politischen Journalisten des Landes und behauptet in seinem Buch „Das soziale Tier“, die Erforschung der Gefühle sei eine große Chance (SPIEGEL 23/2011).

Es sei nicht schlimm, sich von einem rationalistischen Weltbild zu verabschieden. Sich auf die Ratio zu verlassen sei sogar gefährlich. „Der Mensch nutzt die Ratio, um seine eigenen Interessen zu kalkulieren.“ So laufe vieles schief. Sein Beispiel ist die Finanzkrise. Die Kapitalmärkte seien kollabiert, weil viele auf die Maximierung des eigenen Gewinns konzentriert waren und nicht auf die Balance verschiedener Interessen.

Emotionen geben Orientierung, steuern Handlungen, sorgen dafür, dass sich Kulturen ausbilden.

Gefühle aber seien immer auf andere gerichtet, egal ob wir jemanden liebten oder hassten. Und es sei immer eine Chance, den anderen im Blick zu haben – den anderen und dessen Interessen. Der andere verfüge über eigene Erfahrungen, sei Vertreter eines fremden Prinzips. Die Gefühle, so Brooks, treiben uns in die Auseinandersetzung. Und auf diese Weise – und zwar nur auf diese – könnten wir uns entwickeln.

Brooks sagt, die Geistesgeschichte der westlichen Welt habe uns dazu gebracht, in Auguste Rodins Plastik „Der Denker“ das Abbild des idealen Menschen zu sehen: allein, in sich versunken.

Der Mensch sei anders, behauptet Brooks. Menschen seien wie geistige Hauptbahnhöfe, Anschlussstellen für Millionen Signale und Stimuli, die jede Se-

kunde eintreffen. Leben bedeute eine permanente Bewältigung dieser Stimuli und damit ständigen Austausch mit anderen Menschen.

Tatsächlich könnten wir erst durch die Verbindung mit anderen überhaupt existieren. Anders als die meisten Tiere brauchten Menschen Jahre, um für sich selbst sorgen zu können, und selbst das könnten sie nur im Austausch mit anderen. Die Verbindung zu anderen sei unser Potential. Und Gefühle erzeugten diese Verbindung. Brooks verweist auf Forschungen von Entwicklungspsychologen: Ob ein Leben gelingt oder nicht, kann davon abhängen, ob Eltern die Gefühle ihres Kindes erkennen.

Wenn ein Baby mit der Eigenschaft geboren wird, leicht irritiert zu sein, es aber eine Mutter hat, die es in den Arm nimmt, wenn es in den Arm genommen werden will, und es herunterlässt, wenn es allein sein will, dann lernt es, dass es im Dialog mit anderen existiert. Die Welt besteht für das Baby aus einer Ansammlung folgerichtiger Dialoge. Es lernt: Wenn es Signale sendet, werden sie verstanden. Es entwickelt eine Serie von Annahmen darüber, wie die Welt läuft. Solche Kinder können die Welt als einen Ort wahrnehmen, der sie willkommen heißt. Kinder, die in ein Netz von erschreckenden Beziehungen hineingeboren werden, sehen später oft Schrecken dort, wo keiner existiert. Sie hören auf, sich auf andere zu verlassen.

Natürlich gibt es auch hier keine Eins-zu-eins-Konstellationen. Doch die frühen Bindungen, so konstatieren Brooks und die Forscher, auf die er sich bezieht, eröffneten einen Pfad, lieferten ein Arbeitsmodell darüber, wie die Welt funktioniere.

David Brooks behauptet, dass sich die Politik die Erkenntnisse der Gefühlsforschung zunutze machen könne. Der Appell an die Ratio, das sei die kleine Chance. Andere Erfahrungen zu ermöglichen,

DER SPIEGEL

GESCHICHTE

NR. 2 | 2012

KLEOPATRA

und der Untergang des ägyptischen Reiches

ALEXANDRIA
Kulturmétropole am Nildelta

MACHTSPIELE
Das verhängnisvolle Verhältnis zu Rom

ARCHÄOLOGIE
Auf der Suche nach dem Grab der Pharaonin

PRINTED IN GERMANY

DER SPIEGEL GESCHICHTE 2012 | 2

CÄSAR

Geliebter und Verbündeter

ANTIKES ROM

Als Ägypten in Mode kam

KINO

Die Glamour-Queen von Hollywood

Jetzt
im
Handel.

das sei die große Chance. Gute andere Erfahrungen zu ermöglichen, das sei die ganz große Chance. Zum Beispiel in der Integrationspolitik oder beim Verhältnis zwischen zwei Staaten. Die Botschaft an die Vernunft, dass es besser sei, sich zu vertragen und dem anderen etwas zuzutrauen, sei notwendig, führe aber nicht immer zum Ziel. Man müsste die Muster verstehen, Gefühlsbotschaften lesen. Wenn wir versuchen, die Werte anderer zu verstehen, würden wir aufhören, die westlichen Werte als Exportschlager zu betrachten, den wir einfach überall implantieren können.

Brooks' Blick auf die Welt ist hoffnungsvoll. Der israelisch-amerikanische Psychologe Daniel Kahneman hingegen weist in seinem Werk „Schnelles Denken, langsames Denken“ auf fatale Folgen hin, wenn wir uns nicht vom Selbstbild des rationalen Menschen lösen.

Kahneman unterscheidet zwischen zwei Systemen menschlichen Denkens, einem schnellen und einem langsamen. System 1 funktioniert intuitiv, automatisch und nahezu unkontrolliert. Sein Beispiel: Ein Mensch sieht das Bild einer Frau, die verärgert aussieht, und zieht sofort seine Schlüsse. System 2 ist sehr viel komplizierter, weil der Mensch hier überlegen muss. Kahnemans Beispiel: Die Multiplikationsaufgabe „17 mal 24“.

Kahneman behauptet, die Menschen sähen sich selbst als rationale Wesen, deren Handlungen das Ergebnis genauen Nachdenkens sei. Da aber täuschten sich die Menschen. System 1 – das intuitive – sei viel mächtiger als System 2.

Psychologe Kahneman bekam 2002 den Nobelpreis für Ökonomie, und auch seine neue Studie zielt auf den in der Wirtschaft agierenden Menschen. Die weltweite Wirtschaft werde angetrieben von Menschen, die von sich annähmen, sie handelten nach System 2, also überlegt. In Wahrheit würden sie aber – wie alle Menschen – von System 1 dominiert. Diese Menschen hätten in den vergangenen Jahren von der Politik maximale Freiheit für ihr Handeln gefordert, in diesem Geist sei das neoliberalen Denken entstanden, das den Weltmarkt ruiniert habe. Eben weil Entscheidungen zu schnell, zu unkontrolliert gefallen seien.

Kahnemans Forderung an Wirtschaftslenker und Politiker: sich selbst beobachten, die eigenen Entscheidungsprozesse analysieren. Nur wer wisste, wann er wie reagiere – nämlich meistens intuitiv –, könne sich selber Langsamkeit verordnen und somit System 2 stärken. Das Prinzip Vernunft. Endlich.

Wir brauchen ein neues Bild des Menschen, fordert Kahneman. Und bei ihm und bei Brooks und all den anderen klingt es so, als eile es, als sei dies unsere Chance, möglicherweise die letzte.

SUSANNE BEYER



MIKA ORASMAA / POLYBAND MEDIEN

„Iron Sky“-Darsteller Otto, Dietze, Paul: Dreiste Attacke auf die USA und die Regeln des guten Geschmacks

KINO

Möge der Quatsch mit dir sein

Der finnische Film „Iron Sky“ erzählt von Nazis, die auf dem Mond überwintert haben. Das Action-Machwerk war ein Hit auf der Berlinale und sorgt im Internet vorab für Trubel.

Vielerlei Jahre ist es her, dass in der kleinen Stadt Tampere in Finnland ein junger Mann namens Timo Vuorensola zu einer Verschwörertruppe stieß, deren Mitglieder es als ihre vornemste Aufgabe ansahen, George Lucas und Hollywoods Sternenkrieger herauszufordern. Der Name des Projekts, das die Antwort auf die „Star Trek“-Kino-filme sein sollte, war „Star Wreck“. Man kann die Episoden des waghalsigen Unternehmens der finnischen Garagenfilmergruppe Energia Productions bis heute im Internet besichtigen. Acht Millionen Mal wurden dort in den vergangenen Jahren ihre „Star Wreck“-Clips angeklickt.

Man sieht in den Filmen wackelige Raumschiffe durch schlechtbeleuchtete Milchstraßen schlittern, Laienschauspieler hetzen in Bürokorridoren umher, schneiden Grimassen und ballern mit Sternenkrieger-Laserwaffen. In einer be-

sonders absurden Folge verschlägt es einige der Trekkies in eine finnische Wald-und-Wiesen-Landschaft, wo sie auf langhaarige, schwarzgewandete Gitarrenrocker treffen. „Star Wreck“ konfrontiert die Zuschauer mit wirrem Gebrüll, Witzen ohne Pointe und mit Darstellern, die aussehen, als wären sie auf dem Weg aus der nächsten Whiskybar vor die Kamera getorkelt. Anders gesagt: In „Star Wreck“ sieht man lauter Wunderdinge, die auf keiner Filmhochschule der Welt zu lernen sind.

Nun hat Timo Vuorensola, der all die Jahre bei Energia dabei war und in einigen „Star Wreck“-Sequenzen als Darsteller zu bestaunen ist, seinen ersten Kino-film gedreht. Vuorensola, 32, spielt diesmal nicht mit, er ist der Regisseur von „Iron Sky“. Das Werk basiert auf einer teuflischen Drehbuchidee: Eine Horde Nazis, die sich kurz vor Kriegsende 1945

auf die dunkle Seite des Mondes geflüchtet hat, versteckt und vermehrt sich dort 73 Jahre lang in einer riesigen Trutzburg, bis sie im Jahr 2018 plötzlich die Erde attackiert. Das zynische, durch eine wilde Luftschlacht über New York sogleich widerlegte Motto der Nazi-Invasoren: „Wir kommen in Frieden!“

In 15 Ländern läuft der Film in diesen Wochen an, schon vorher hat er es zu beträchtlichem Festivalruhm gebracht. „Iron Sky“ war im Februar der Lacherfolg der Berlinale. Zwar wurde das Werk nicht im Wettbewerb gezeigt, sondern in der Nebenreihe „Panorama“, aber es wurde in Berlin über keinen Film mehr gejubelt und gestritten als über „Iron Sky“. Der Gewinner des Goldenen Bären (ein italienischer Film über Gefängnisinsassen, die ein Stück von Shakespeare proben) war schnell wieder vergessen.

„Jeder redet über „Iron Sky““, befand zum Beispiel die nach Berlin entsandte Kino-reporterin der Londoner „Times“ und nannte die Produktion ein „geschmackloses, schwarzhumoriges“ Machwerk.

Tatsächlich zeichnet sich „Iron Sky“ durch sehr viel sehr schlechten Geschmack aus. Eine amerikanische Präsidentin, die bis aufs Lächeln Sarah Palin gleicht und von Stephanie Paul gespielt wird, schickt im Jahr 2018 zwei Astronauten auf den Mond, weil sie damit die nächsten Wahlen zu gewinnen hofft. Ei-



TARJA JAKUNAHO / POLYBAND MEDIEN

Kinoschurke Kier: Ein Führer namens Kortzfleisch



POLYBAND MEDIEN

Raumschiffflotte in „Iron Sky“: Irrer Schabernack mit Sternenkriegsklassikern

ner der Astronauten wird von Nazi-Soldaten abgemurkst, die Gasmasken tragen, der andere wird festgenommen und dem Führer der Deutschen vorgeführt. Es handelt sich um einen Mann mit dem Namen Wolfgang Kortzfleisch und den stets maliziösen Gesichtszügen des Schurkendarstellers Udo Kier.

„Heil Kortzfleisch!“, brüllen die Untertanen in der hakenkreuzförmigen Nazi-Trutzburg, der Hüne Götz Otto lässt als brauner Kronprinz Klaus Adler die Muskeln schwollen und die Zähne knirschen, der Schauspieler Tilo Prückner spielt einen irre Professor wie aus „Zurück in die Zukunft“, und Julia Dietze ist die junge blonde Lehrerin Renate Richter, die ihren Schülern mit dem Zeigestock einbläut, wie die Welt am deutschen Wesen genesen wird und in wessen Händen die Macht im Weltall liegt. Sie führt den Kleinen im Klassenzimmer die legendäre Szene aus Charlie Chaplins „Der große Diktator“ vor, in der der Führer mit einer Weltkugel tanzt.

Das Saublöde und das Hintersinnige liefern sich in „Iron Sky“ einen übermüti- gen Wettstreit. Dank eines von den amerikanischen Astronauten mitgebrachten Smartphones können die Weltraumnazis ihr riesiges, auf den Namen „Götterdämmerung“ getauftes Invasionsflottenleit- schiff für kurze Zeit in Gang setzen, dann fällt die Maschine wieder aus. Also müssen mehr Smartphones her. Der Elite-

kämpfer Adler und die Lehrerin Richter werden auf eine Mission Richtung Erde geschickt, den gefangenen US-Astronauten (Christopher Kirby) schleppen sie als Scout mit. Und bald geht es auch in New York drunter und drüber.

Der dreiste Witz des Films kann nicht wirklich verbergen, dass die Story von „Iron Sky“ dünn ist und sich der Nazi-Punk in den immergleichen Gesten des Herumschnauzens und Hackenschlagens wiederholt. Doch das stört nicht groß. Mit sichtbarer Lust am eigenen Spiel werfen sich die Schauspieler ins Klamaukgefecht, entschlossen persifliert der Regisseur Vuorensola immer noch einen Genreklassiker (was die Cineasten-Nerds freut) und sorgt für eine Ausweitung der Kampfzone – und zwar bis in den Weltsicherheitsrat. Es sind die irrsten, großartigsten Szenen des Films, in denen der Regisseur dort Russen, Finnen, Koreaner und Amerikaner übereinander herfallen lässt.

Bezahlt wurde der Film unter anderem mit deutschem Geld. Bei der Filmförderanstalt des Bundeslands Hessen, in Australien und in ihrem Heimatland sammelten die Finnen Kapital für ihr Werk, und weil das für ihr zunächst auf 6,9 Millionen Euro veranschlagtes, am Ende rund 7,5 Millionen teures Projekt nicht reichte, verfielen sie auf den Einfall, einen Trailer auf ihrer Website mit dem Aufruf „Send Us Your Money“ zu schmücken.

Etwas 750 000 Euro kamen durch diese Mikrofinanzierung per Netz zusammen, „Crowd Funding“ heißt der Fachbegriff für diese Art der Geldsammelei, im Fall eines triumphalen Kinoerfolgs sollen die Spender sogar am Gewinn beteiligt werden. „Wir haben versprochen, dass den Space-Nazis in den Hintern getreten wird“, sagt Regisseur Vuorensola, „und die Fans waren bereit zu zahlen. Dass es so viele sind, hat uns überrascht.“

Überhaupt ist der Vorabaufruhr im Netz enorm. Mehr als sieben Millionen Mal sind die Kinotrailer für „Iron Sky“ auf YouTube bis Mitte vergangener Woche bereits angeklickt worden, auf der Website der Finnen werden seit vielen Monaten T-Shirts zum Film verkauft und Aufkleber, auf denen man ein durchgestrichenes Monsterraumschiff sieht und die Schrift „Gegen Raumnazis“. Und natürlich nährt auch der Berlinale-Trubel die Hoffnung, „Iron Sky“ könnte einer der Hits des Kinojahres werden.

Den Zorn mancher Kritiker auf den Film heizt das ordentlich an. Wie könnte es sein, dass man sich in einem von einer Neonazi-Mordserie traumatisierten Land derart über Nazi-Clowns im Weltall amüsiert? Dass es Finnen sind, die sich „Iron Sky“ ausgedacht haben, schien das Urteil eines „Zeit Online“-Berichterstatters nicht zu besänftigen: Vuorensolas Film sei „kryptofaschistischer Weltraumschrott“, befand er.

Grundsätzlicher gifteten amerikanische Kinoportale wie „Filmschoolrejects“, dessen Kritiker behauptete, die Filmemacher überschätzten einerseits ihren eigenen Intelligenzquotienten und beleidigten andererseits den Verstand des gewöhnlichen Kinobesuchers. Ihr Werk sei „dumm, billig und eine ganz üble Art von Müll“.

Gut möglich, dass die finnischen Filmemacher das als Kompliment begreifen. Sie hätten recht damit. Der parodistische Geist, der sich in „Iron Sky“ aus dem Internet einen Weg gebahnt hat auf die Kinoleinwand, schert sich wenig um Geschmack und Feingefühl und Eleganz. Er folgt der Devise: Schwarmintelligenz ist, wenn möglichst viele über denselben Blödsinn lachen.

Für den Fall aber, dass „Iron Sky“ in der Tat ein großes Publikum findet, dürfen sich den Mächtigen des Kinogewerbes ganz neue Zukunftsfragen stellen, etwa die, wo sie in Zukunft den Regisseurennachwuchs finden wollen: statt in den Filmhochschulen vielleicht doch lieber gleich unter den Herstellern der meistgeguckten Quatschvideos auf YouTube?

WOLFGANG HÖBEL



Video: Wolfgang Höbel über den Kinofilm „Iron Sky“
Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.

Kann ich meine Briefe
bequem direkt
aus Microsoft® Word
versenden?

Ja,
mit dem
E-POSTBRIEF.

Thomas Schröder, Geschäftsführung Microsoft

Informieren und kostenlos registrieren:

www.epost.de



Durch die Integration des E-POSTBRIEFS* in Microsoft® Word können Sie Briefkommunikation einfach und direkt in einem Programm erledigen. So sparen Sie sich nicht nur den Weg zum Briefkasten, sondern auch Zeit und Papier. Registrieren Sie sich jetzt und erfahren Sie, welche Vorteile Ihnen der E-POSTBRIEF noch bringt: www.epost.de

Deutsche Post 

Die Post für Deutschland.



* Nur für Sendungen innerhalb von Deutschland an für den E-POSTBRIEF registrierte Empfänger (bis 20 MB). Zustellung an nicht registrierte Empfänger durch Ausdruck und Briefzustellung (bis max. 96 Seiten, je nach Umfang aufpreispflichtig). Registrierung erst ab 18 Jahren. Gesetzl. oder vertragl. Regelungen können Nutzbarkeit ausschließen (z. B. bei Schriftformerfordernissen). Registrierungs- und Nutzungs voraussetzung: Handy mit Nummer eines dt. Mobilfunkbetreibers. Weitere Informationen zur Nutzung und zu Preisen des E-POSTBRIEFS unter www.epost.de

Wir schreiben noch Mathe

Warum es falsch ist, aus Kindern Musterschüler zu machen

Von Claudia Voigt

In wie vielen Familien geht das eigentlich so? Abend für Abend. Dem erschöpften Kind fällt ein, dass noch Hausaufgaben zu machen sind. Biologie, ein Referat über Einzeller. Erst war die Freude groß, weil das Thema überschaubar schien und der Vortrag nicht länger als zehn Minuten dauern sollte. Aber dann hatten die ersten Klassenkameraden ihre Referate gehalten und Arbeitsblätter verteilt, schön und aufwendig gestaltet. Die nächsten hatten nicht nur ein Referat und ein Arbeitsblatt, sondern auch noch eine Powerpoint-Präsentation vorbereitet.

Das Ganze spielt in der siebten Klasse eines Gymnasiums. Auf dem Stundenplan stehen acht weitere Fächer, bis zum Abitur, wenn alles rundläuft, dauert es noch über fünf Jahre. Unzählige Nachmittage und Abende werden der Familie verhagelt sein durch Diskussionen über Hausaufgaben und in letzter Minute zusammengeschusterte Referate.

Wieso, fragt sich die genervte Mutter, kommen Schüler heute auf die Idee, in ihrer Freizeit Powerpoint-Präsentationen und Arbeitsblätter mit zusätzlichen Fragen für ihre Mitschüler zu entwerfen, die von dem Lehrer gar nicht verlangt werden? Sie könnten in der Zeit auch Musik hören oder Fußball spielen oder einfach gar nichts tun. Chillen hieße das in der Sprache der Zwölfjährigen. Immerhin gibt es noch ein Wort dafür.

Der Irrsinn nahm seinen Anfang mit der Veröffentlichung der ersten Pisa-Studie. Das war im Jahr 2001. Deutschland landete abgeschlagen unter dem OECD-Durchschnitt und hinter Island und der Tschechischen Republik. Aber was war eigentlich so schlimm daran? Auch in Zeiten der Globalisierung buhlen die wenigen jungen Leute auf dem internationalen Markt um Lehrstellen und Studienplätze. Und die deutsche Wirtschaft funktionierte recht gut mit den angeblich so schlecht ausgebildeten Schülern. Doch Pisa musste zu Veränderungen führen, am besten ganz schnell und sofort.

Eine entscheidende Veränderung war G8, das stufenweise eingeführte Abitur nach zwölf Schuljahren. Die Hysterie, die damit in den Schulen einzog, beginnt bereits mit der Einschulung. Das Wort Gymnasialempfehlung paralysiert Kinder, El-



Junge Gymnasiasten: Oft wird der Druck liebevoll verpackt, das macht ihn nur schlimmer

tern und auch die meisten Lehrer von der ersten Klasse an. Die Frage, wer es aufs Gymnasium schafft, ist längst übersteigert zu der Frage, ob das Leben eines Kindes gelingen wird. Ohne Abitur, fürchten viele, sieht es für die Zukunft düster aus. Und hinter den meisten Mittelschichtkindern stehen Eltern, denen der Erfolg ihrer Töchter und Söhne auch deshalb so wichtig ist, weil sie darin ihren Erfolg als Eltern gespiegelt sehen.

In der zweiten Klasse beginnen die Chinesischkurse für Freiwillige, in der dritten Klasse stehen sogenannte Halbjahresarbeiten an, zum ersten Mal arbeiten die Grundschüler, Achtjährige, selbständig

länger an einem Thema. Sie liefern Leitzordner bei der Lehrerin ab, 30 bis 40 Seiten sind keine Seltenheit. Die genervte Mutter fühlt sich an ihre Zeit an der Universität erinnert, an Hausarbeiten im zweiten Studienabschnitt.

Natürlich sind das Einzelbeispiele, doch kaum unterhält man sich mit Eltern von Schulkindern, berichten sie von weiteren Einzelbeispielen, und daraus fügt sich ein Bild. Das Bild von Kindern, die früh unter dem Druck stehen, erfolgreich sein zu müssen. Oft wird dieser Druck liebevoll verpackt, das macht ihn nur schlimmer.

Denn sind es wirklich die Schüler, die auf die Idee kommen, zu einem Referat

auch noch eine Powerpoint-Präsentation zu entwickeln? Oder sind es die Väter und die Mütter, die genau wissen, wie man Punkte macht im Kampf um eine gute Note und die Gunst der Lehrer?

Elternabend in irgendeinem Gymnasium, Dialog zwischen zwei Müttern: „Hast du heute Mathe verstanden?“, fragt die eine. „Das haben wir schon erledigt“, sagt die andere, „aber Ende der Woche schreiben wir ja noch Französisch.“

Irgendwann hat das „wir“ Einzug gehalten in den Sprachgebrauch vieler Mit-

richtsstoff schon früh selbst nicht mehr verstehen? Weil vielleicht niemand zu Hause ausreichend gut Deutsch spricht oder kein Geld vorhanden ist, um Hilfe zu zahlen. Längst existiert in Bezug auf Bildung wieder ein Klassensystem in Deutschland. Eines, das von ehrgeizigen Mittelschichteltern gewollt ist, weil es ihrem Nachwuchs einen Vorteil ermöglicht im Wettstreit um die Plätze auf den höheren Schulen und später dann an den richtigen Universitäten. Doch auch diesen Kindern kann die neue Rücksichtslosigkeit zum Verhängnis werden, wenn ein Elternteil plötzlich schwer krank wird, wenn die Eltern sich scheiden lassen, wenn in den Familien unerwartet größere Sorgen herrschen als die um Schulnoten.

Dieses Klassensystem kann sich Deutschland auch aus ökonomischen Gründen nicht leisten. Von Kindern aus sozial schwachen Familien ist nach der sechsten Klasse nur noch eine blitzgescheite Minderheit auf dem Gymnasium. Die mittelmäßig Begabten kommen selten so weit. Sie werden in Zukunft aber dringend gebraucht.

Schule und Unterricht müssen wieder so aufgebaut sein, dass der größte Teil der Kinder allein den Weg zum Abschluss findet. Es ist nicht lange her, dass dies selbstverständlich war, in den siebziger Jahren, die heute so genervte Mutter kam damals aufs Gymnasium. Ohne je eine glänzende Schülerin gewesen zu sein, machte ich nach 13 Jahren ein gutes Abitur. Ganz ohne fremde Hilfe. Ob das heute noch gelingen würde? Auch ein René Obermann machte damals Abitur oder eine Hannelore Kraft, lauter Jungen und Mädchen, denen durch Schule und Bildung der soziale Aufstieg möglich wurde und die dieses Land heute entscheidend mitgestalten. Doch wie wird das in 20 Jahren sein?

Strebertum ist zum Distinktionsmerkmal der Mittelschicht geworden. Was das allerdings für die Generation bedeutet, die gerade heranwächst, ist noch offen. Alle Anzeichen sprechen für eine Verwechslung von Bildung und Leistung.

Kinder werden aus Sportvereinen abgemeldet, es kostet zu viel Zeit, zweimal die Woche zum Training zu gehen und am Wochenende noch Termine für Spiele wahrzunehmen. Verabredungen mit anderen Kindern werden abgesagt, weil für Mathe gelernt werden muss, in der nächsten Woche dann für Latein, irgendwas ist immer zu tun. Die Langeweile ist so gut wie ausgestorben. Dafür leiden viele Schüler unter Schlafstörungen.

Die Unesco hat in einem Bericht über Bildung für das 21. Jahrhundert definiert, was Lernen heute bedeuten sollte. Da ist von Autonomie und Persönlichkeit die Rede, vom Zusammenleben mit anderen, auch von einer breiten Allgemeinbildung, die es einem Erwachsenen später ermöglichen sollte, ganz individuell jene Diszi-

plinen herauszufinden, die ihn stärker interessieren, und diese zu vertiefen. Bildung, das ist zumindest in der westlichen Welt längst Konsens, bedeutet intellektuelle und soziale Kompetenz. Das Abitur sollte auch ein Reifezeugnis sein.

Doch in Deutschland geht es an den Schulen vor allem um Leistungsnachweise. Im Frühjahr 2010 haben zum Beispiel in Hamburg die ersten jungen Männer und Frauen ihre Abiturprüfung nach 12 Schuljahren abgelegt. Sie hatten es besonders schwer, weil sie die Versuchskaninchen waren.

Tag und Nacht haben viele gepaukt, um den Stoff von 13 Jahren schon nach 12 Jahren zu beherrschen. Und nicht wenige von ihnen waren nachher ratlos, was sie mit dem Abschluss und der vielen unverplanten Zeit nun eigentlich anfangen sollen. Auch das sind Einzelgeschichten, aber Einzelgeschichten, die bei Abendessen oder am Arbeitsplatz immer wieder erzählt werden.

Zwölf Jahre lang hatte man den Schülern nach den großen Ferien einen randvollen Stundenplan vorgelegt. Für einen

„Bleibt hungrig. Bleibt verrückt.“ Das ist gar nicht so leicht im Jahr 2012 in Deutschland.

perfekten Lebenslauf haben viele noch Praktika und Auslandsaufenthalte obendrauf getürmt. Doch mit dem Abitur folgt dann der Schock der freien Zeit und der freien Entscheidung. Das eine Jahr, das mit viel Anstrengung eingespart wurde, ist schnell wieder verloren an die offene Frage: Was will ich eigentlich werden?

In einer legendären Rede hat Steve Jobs 2005 an der Universität von Stanford die Planlosigkeit gepriesen. Er hat von jenen Jahren seines Lebens berichtet, in denen er sich treiben ließ, seiner Neugier und seinen Intuitionen folgte – aber eben keinem Ziel. Jobs hielt dies nachträglich für eine seiner besten Entscheidungen, in mancher Hinsicht sogar für die Grundlage seines späteren Erfolgs.

Sich treiben lassen ist eine aussterbende Kunst. Schon den Kindern fehlt die Zeit dafür. An den Schulen werden Fleiß und Anpassung belohnt. Es gibt so viele Lehrer und Eltern, die ernsthaft einen Unterschied machen zwischen einer Zwei und einer Drei, dabei geht es doch nur darum, dass die Kinder verstehen, was sie lernen, und vor allem, warum sie es lernen. „Bleibt hungrig. Bleibt verrückt“, lautete der Titel von Steve Jobs’ Rede. Was für eine Aufgabe für einen Schüler im Jahr 2012 in Deutschland. Auch für Eltern ist das nicht ganz leicht. Wir – erste Person Plural – geben uns Mühe. ♦



THOMAS KOEHLER / PHOTOTHEK

telsschichteltern. Das Pronomen erste Person Plural deutet darauf hin, dass viele Schüler heute gar nicht mehr ohne Unterstützung auskommen. Mütter und Väter haben einen festen Part als Schularbeitshilfe. Wenn die nötigen finanziellen Mittel vorhanden sind, wird diese Aufgabe an Nachhilfelehrer weitergegeben. Laut einer 2010 veröffentlichten Bertelsmann-Studie nehmen über eine Million Schüler regelmäßig Nachhilfestunden. Eltern zahlen dafür insgesamt rund 1,5 Milliarden Euro im Jahr.

Aber was ist eigentlich mit den Kindern, denen niemand hilft bei den Schularbeiten? Weil ihre Eltern den Unter-

„Ihr habt sie wohl nicht alle!“

Der Bassbariton Thomas Quasthoff über den Abschied von der Konzertbühne, sein Leben mit der Contergan-Behinderung und das Recht der Provinz auf Kultur

SPIEGEL: Herr Quasthoff, Sie haben Ihren Abschied vom Musikbetrieb verkündet. War das Ihrer Stimme oder Ihrem Körper geschuldet?

Quasthoff: Es war zweierlei. Vor ein- einhalb Jahren habe ich meinen Bruder Michael verloren. Er war mein bester Freund und Vertrauter. Er starb mit 52 Jahren an Lungenkrebs, das war ein großer Einschnitt. Dann bin ich sehr krank geworden, ich bekam eine Stimm- band- und Kehlkopfentzündung. Ich hatte mir immer gesagt, wenn ich wieder gesund werden sollte und mich technisch auf dem Niveau bewege, auf dem ich vorher war, dann werde ich noch weitermachen. Aber dem war nicht so.

SPIEGEL: Sie waren an der Spitze.

Quasthoff: Ich habe alles erreicht, was man erreichen kann als Konzertsänger. Sechs Klassik-Echos, drei Grammys, und ich habe meine Professur an der Hochschule für Musik „Hanns Eisler“ in Berlin. Jetzt kommen andere Dinge, Lescungen etwa oder Hörbücher.

SPIEGEL: Haben Sie Entzugserscheinungen?

Quasthoff: Überhaupt nicht. Ich habe meinen Schritt keine Sekunde lang bereut.

SPIEGEL: Hat es, als Sie anfingen, lange gebraucht, bis sich Ihr Publikum mit Ihrer Kunst und nicht mehr mit Ihrem Körper beschäftigt hat?

Quasthoff: Nicht lange. Mein Bruder hat mal gesagt, dass ich auf der Bühne zur Welt gekommen sein muss. In dem Moment, wo man wirklich etwas zu sagen hat, also nicht einfach nur ab liefert, erreicht man sein Publikum. Daraufhin aus gibt es eine Ebene, die man nicht erlernen kann. Anneliese Rothenberger hat das mal so schön die „Träne im Ton“ genannt. Ich glaube, dass ich das hatte. Das ist vielleicht angeboren, vielleicht hängt es auch existentiell mit meiner Behinderung zusammen. Ich habe sehr früh Kabarett gemacht, was hilft, schnell einen Kontakt zum Publikum zu kriegen.

SPIEGEL: Wann war das?



Thomas Quasthoff

war einer der international führenden Bassbaritone. Der mit stark verkürzten Extremitäten geborene, 1,31 Meter große Künstler studierte Jura und arbeitete in der Marketing-Abteilung einer Bank. Nebenher nahm Quasthoff privat Gesangsstunden. 1988 gewann er den ARD-Musikwettbewerb und startete danach seine Weltkarriere. Seine Liedaufnahmen, aber auch ein Jazz-Album, wurden Bestseller. Quasthoff, 52, der Gesang unterrichtet, lebt mit seiner Frau Claudia und deren Tochter in Berlin.

Quasthoff: Das war während meines Jurastudiums. Und ich sage Ihnen, Sie können mich wirklich auch heute noch zwei Stunden vor Leute stellen, und die unterhalte ich Ihnen, das kriege ich hin.

SPIEGEL: Ihre Liederabende waren für das Publikum emotionale Erfahrungen.

Quasthoff: Es gibt Unterschiede zwischen Sängern, die ich Stimmbesitzer nenne, und Menschen, die da oben stehen und denen die Leute abnehmen, was sie machen. Obwohl: Das Publikum ist heutzutage immer noch sehr leicht zufriedenzustellen, leider.

SPIEGEL: Was meinen Sie?

Quasthoff: Wenn ich in eine Opernaufführung gehe und sitze dann da und die Leute jubeln und schreien Bravo, frage ich

mich manchmal, was da eigentlich bejubelt wird. Dabei zähle ich mich zu den Künstlern, die auch sehr genießen können. Ich erinnere mich an eine Aufführung der fünften Symphonie von Mahler in Salzburg mit Simon Rattle und den Berliner Philharmonikern. Das war unfassbar, wie die dieses Adagietto gespielt haben – mit solcher Intensität und Hingabe. Ich bin träneneröströmmt aus dem Konzertsaal gekommen.

SPIEGEL: Musik ist Magie?

Quasthoff: Weiß ich nicht. Ich erzähle Ihnen lieber eine Geschichte. Wir waren mit dem Windsbacher Knabenchor das erste Ensemble, das nach dem Zweiten Weltkrieg eine vollständige „Matthäus-Passion“ in Israel gesungen hat. Und in der Pause kam ein Mann zu mir. Er weinte. Auf dem Arm hatte er diese blaue Nummer tätowiert. Er umarmte mich und sagte auf Deutsch: „Das ist heute das erste Mal seit über 50 Jahren, dass ich Deutsch rede. Ich habe meine ganze Familie verloren.“ Frau, Kinder, Eltern, alle. „Ich habe Sie heute singen gehört und weiß, dass es wieder ein anderes Deutschland gibt.“ Zwei Wochen später hatte ich einen Liederabend in München, da kam er in meine Garderobe.

SPIEGEL: War es für Sie eine Befreiung, als Sie merkten, ich habe eine Stimme, etwas, das weit über die Behinderung hinausreicht?

Quasthoff: Meine Frau Claudia kommt aus Sonneberg in Thüringen. Sie ist Jahrgang 1970. Wir haben oft darüber gesprochen, wie die Wende für sie war. Ich habe immer gefragt: „Wie ist das, wenn man in so einem Land aufwächst und nicht reisen darf und so unfrei ist?“ Und dann hat sie gesagt: „Ich habe es nicht anders gekannt.“ Mit meiner Behinderung ist es ähnlich. Ich hatte das große Glück, dass ich in der Familie nie besonders behandelt wurde. Wenn ich Fehlverhalten gezeigt habe, habe ich genauso einen hinter die Löffel gekriegt wie mein Bruder.

SPIEGEL: Wollen Sie sagen, dass Sie eine normale Kindheit hatten?



HERIBERT P. OCZERET / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Sänger Quasthoff in „Parsifal“ 2004*: „Was soll danach kommen?“

Quasthoff: Ich bin überallhin mitgenommen worden, wurde nicht versteckt und war dadurch natürlich auch gezwungen, sehr früh mit Blicken und sicherlich auch dummen Kommentaren umzugehen.

SPIEGEL: Sie haben eine große Klappe.

Quasthoff: Das war natürlich immer meine Waffe. Ich bin mittlerweile viel ruhiger geworden. Man kann Dinge sehr klar, prägnant und scharf formulieren, auch wenn man es leise tut.

SPIEGEL: Haben Sie gegen Ihr Schicksal gekämpft?

Quasthoff: Nein. Ich habe manchmal gehadert. Gerade in einer Zeit, in der das bei anderen mit Freundinnen losging, das war schon eine harte Zeit für mich.

SPIEGEL: Haben Sie als Kind gesungen?

Quasthoff: Dauernd. Schlager, Oper, alles. Ich bin mit Musik großgeworden. Wir hatten so eine Musiktruhe. Rechteckig und breit. Unten links war ein Radio. Rechts oben war der Plattenspieler drin, und da konnte man so zehn Singles übereinander einlegen. Wenn meine Mutter vom Einkaufen wiederkam, konnte ich die Stücke von den Singles singen.

SPIEGEL: Wie wurde die Stimme entdeckt?

Quasthoff: Mein Vater hatte auch mal Gesangsunterricht genommen, hatte also ein bisschen Ahnung und bemerkte dann irgendwann meine große Begabung. Mein Vater sagte: Ich möchte, dass Thomas irgend etwas hat, worauf er sich einmal in der Woche freut. So wie mein Bruder auf sein Tischtennis. Deswegen bekam ich Gesangsunterricht.

SPIEGEL: Wer unterrichtete Sie?

Quasthoff: Mein Vater ging zu Sebastian Peschko, der war damals ein ziemlich bekannter und berühmter Pianist und der Leiter der Abteilung Kammermusik und Lied beim Norddeutschen Rundfunk in Hannover. Peschko sagte, ja gut, wir machen ein Vorsingen. Aber als er hörte, ich sei Contergan-geschädigt, sagte er, 15 Minuten, länger habe ich nicht. Das Ganze dauerte dann über eineinhalb Stunden, und Peschko sagte, also der Junge ist nicht nur begabt, der besteht zu 100 Prozent aus Musik. Dann hat er mich an die Lehrerin Charlotte Lehmann verwiesen. Ich habe 17 Jahre mit ihr gearbeitet.

SPIEGEL: Die Musikhochschule in Hannover hat Sie abgelehnt.

Quasthoff: Nicht mal direkt, es geschah einfach stillschweigend. Die Hochschule wollte keinen Präzedenzfall schaffen, was man ja aus deren Sicht nachvollziehen kann. Die haben natürlich gedacht: Was passiert, wenn der das Studium nicht schafft. Man hat mich nicht mal vorsingen lassen. Wahrscheinlich hätte ich es sogar geschafft. Ich habe privat so viel Gesangsunterricht gehabt wie heute kein Student.

SPIEGEL: Wann war Ihnen klar, dass Singen Ihr Beruf werden kann?

* Mit Robert Holl an der Wiener Staatsoper.

DER BESTSELLER JETZT IM TASCHENBUCH

Europa 1914

Eine deutsch-österreichische Aristokratenfamilie, die unter den politischen Spannungen zerrissen wird.
Eine Familie aus England zwischen dem Aufstieg der Arbeiterschaft und dem Niedergang des Adels.
Und zwei Brüder aus Russland, von denen der eine zum Revolutionär wird, während der andere in der Fremde sein Glück sucht.



Buch ISBN 978-3-404-16660-2
€ 12,99 [D] / € 13,40 [A] / sFr 18,90 (UVP)

Hörbuch ISBN 978-3-7857-4400-0
€ 19,99 [D] [A] / sFr 28,50 (UVP)

**BASTEI
LÜBBE**
www.luebbe.de

Kultur

Quasthoff: Nachdem ich 1988 diesen ARD-Wettbewerb gewonnen hatte. Vorher hatte ich um die 15 Konzerte im Jahr. Ganz viel Kirchenkonzerte. Bach rauf und runter. Ich kenne zwischen Flensburg und München fast alle Kirchen. Nach dem Wettbewerb hätte ich 300 machen können.

SPIEGEL: Wie haben Kollegen auf diesen Contergan-geschädigten Sänger reagiert?

Quasthoff: Es gab bei Wettbewerben manchmal so Neidkommentare. Einer hat mir das Wort „Krüppelbonus“ ins Gesicht gesagt. Ich habe damals, glaube ich, cool reagiert und einfach geantwortet: „Du hättest ja die Chance gehabt, mich zu schlagen, hat nicht ganz gereicht.“ Ich sage heute ganz ehrlich: Da gab es sicherlich einen Behindertenbonus. Aber den hat man nur einmal. Wenn Sie zehnmal in München im Herkulessaal auftreten und vielleicht dreißigmal in der Philharmonie in München und zwanzigmal in der Carnegie Hall in New York, dann kommen die Leute nicht mehr, weil du behindert bist, sondern weil sie dich gern hören.

SPIEGEL: Sie haben in zwei Opernproduktionen gesungen, den Minister in Beethovens „Fidelio“ und König Amfortas in Wagners „Parsifal“. War das der Höhepunkt Ihres Sängerlebens?

Quasthoff: Es war absolut beglückend, besonders „Parsifal“. Das war eine ganz phantastische Inszenierung von Christine Mielitz. Es wurde zwar gebuhrt bei der Premiere, aber das kennt man ja in Wien. Ein künstlerischer Meilenstein. Was soll danach kommen? Ein Wotan bin ich nicht. Rigoletto auch nicht, schon vom Stimmtyp her nicht.

SPIEGEL: Haben Sie eigentlich Kontakt zu anderen Contergan-Geschädigten?

Quasthoff: Bewusst nicht.

SPIEGEL: Warum?

Quasthoff: Jetzt frage ich Sie mal, was soll es denn bringen? Leid in Gemeinschaft? Nein. Das ist nicht mein Ding. Ich bin natürlich oft gefragt worden, ob ich nicht irgendwie als Fürsprecher und Repräsentant auftreten wolle. Wollte ich nicht. Den meisten geht es verständlicherweise ums Geld. Die Entschädigungen und Renten sind gering. Der Höchstsatz, den ich auch bekomme, liegt bei gut 1000 Euro im Monat. Wenn ich mich als C4-Professor und gefragter Sänger hingestellt und mehr Geld gefordert hätte, wäre ich mir schäbig vorgekommen.

SPIEGEL: Sind Sie wütend auf die Firma Grünenthal, die das Schlafmittel Contergan auf den Markt gebracht hat?

Quasthoff: Natürlich war da auch eine Wut. Ich weiß, dass ich mal einen Anruf von Grünenthal bekam, mit der Bitte, auf ihrer Weihnachtsfeier zu singen. Da habe ich gesagt: „Ihr habt sie wohl nicht alle!“

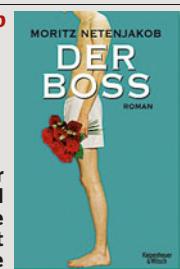
SPIEGEL: Haben Sie besonders viele Fans unter Contergan-Opfern?

Quasthoff: Nein. Im Gegenteil. Ich glaube, dass da sogar auch Neid war. Und es hat

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson**
Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand
Carl's Books; 14,99 Euro
- 2 (4) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Tödliche Spiele
Oetinger; 17,90 Euro
- 3 (2) **Jussi Adler-Olsen**
Das Alphabethaus
dtv; 15,90 Euro
- 4 (10) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Gefährliche Liebe
Oetinger; 17,95 Euro
- 5 (9) **Wolfgang Herrndorf**
Sand
Rowohlt Berlin; 19,95 Euro
- 6 (3) **Tess Gerritsen**
Grabesstille
Limes; 19,99 Euro
- 7 (16) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Flammender Zorn
Oetinger; 18,95 Euro
- 8 (5) **Fred Vargas**
Die Nacht des Zorns
Aufbau; 22,99 Euro
- 9 (8) **Arne Dahl**
Gier
Piper; 16,99 Euro
- 10 (6) **Susanne Fröhlich**
Lackschaden
Krüger; 16,99 Euro
- 11 (7) **Dora Heldt**
Bei Hitze ist es wenigstens nicht kalt
dtv; 14,90 Euro
- 12 (14) **Javier Marías**
Die sterblich Verliebten
S. Fischer; 19,99 Euro
- 13 (11) **Christian Kracht**
Imperium
Kiepenheuer & Witsch; 18,99 Euro
- 14 (12) **Jussi Adler-Olsen**
Schändung
dtv; 14,90 Euro
- 15 (15) **Daniel Glattauer**
Ewig Dein
Deuticke; 17,90 Euro
- 16 (13) **Paulo Coelho**
Aleph
Diogenes; 19,90 Euro
- 17 (17) **Jussi Adler-Olsen**
Erlösung
dtv; 14,90 Euro
- 18 (-) **Moritz Matthies**
Ausgefressen
Scherz; 13,99 Euro
- 19 (18) **Moritz Nerenjakob**
Der Boss
Kiepenheuer & Witsch;
14,99 Euro
- 20 (20) **Ursula Poznanski**
Fünf
Wunderlich; 14,95 Euro



Orientalisch-deutscher Wahnsinn: Daniel heiratet seine türkische Freundin – und damit deren riesige Familie

Sachbücher

- 1 (1) **Joachim Gauck**
Freiheit
Kösel; 10 Euro
- 2 (2) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens
Hanser; 14,90 Euro
- 3 (4) **Hans-Ulrich Grimm**
Vom Verzehr wird abgeraten
Droemer; 18 Euro
- 4 (-) **Norbert Robers**
Joachim Gauck – Vom Pastor zum Präsidenten – Die Biografie
Koehler & Amelang; 19,90 Euro
- 5 (-) **Philippe Pozzo di Borgo**
Ziemlich beste Freunde
Hanser; 14,90 Euro
- ZIEMLICH
POZZO DI BORGO
BESTE
FREUNDE**
- Ein gelähmter Aristokrat und ein Ex-Knacki: die wahre Geschichte zur Kinoüberraschung des Jahres
- 6 (7) **Wibke Bruhns**
Nachrichtenzeit
Droemer; 22,99 Euro
- 7 (3) **Hans Küng**
Jesus
Piper; 19,99 Euro
- 8 (-) **Carsten Maschmeyer**
Selfmade
Ariston; 19,99 Euro
- 9 (-) **Tomáš Sedláček**
Die Ökonomie von Gut und Böse
Hanser; 24,90 Euro
- 10 (12) **Bill Mockridge**
Je oller, je doller
Scherz; 14,99 Euro
- 11 (11) **Walter Isaacson**
Steve Jobs
C. Bertelsmann; 24,99 Euro
- 12 (6) **Cid Jonas Gutenrath**
110 – Ein Bulle hört zu – Aus der Notrufzentrale der Polizei
Ullstein extra; 14,99 Euro
- 13 (8) **Martin Wehrle**
Ich arbeite in einem Irrenhaus
Econ; 14,99 Euro
- 14 (14) **Dieter Nahr**
Der ultimative Ratgeber für alles
Bastei Lübbe; 12,99 Euro
- 15 (10) **Siddharta Mukherjee**
Der König aller Krankheiten – Krebs – Eine Biografie
DuMont; 26 Euro
- 16 (9) **Gian Domenico Borasio**
Über das Sterben
C. H. Beck; 17,95 Euro
- 17 (-) **Joe Bausch**
Knast
Ullstein; 19,99 Euro
- 18 (-) **Henryk M. Broder**
Vergessst Auschwitz!
Knaus; 16,99 Euro
- 19 (5) **Thea Dorn / Richard Wagner**
Die deutsche Seele
Knaus; 26,99 Euro
- 20 (15) **Rudi Assauer mit Patrick Strasser**
Wie ausgewechselt
Riva; 19,99 Euro

mir manches auch nicht gefallen. Es gab Festivitäten, die sich „Krüppelfest“ nennen oder so. Das ist nichts für mich. Ich habe auch meiner Mutter nie einen Vorwurf gemacht, dass sie dieses Mittel genommen hat. Ich denke, dass jeder Mensch im Leben seine Aufgabe hat. Vielleicht ist es bei mir, anderen Menschen zu zeigen, dass man auch mit einer sehr starken Behinderung im Leben viel erreichen kann. Ich bin kein verbitterter Mensch, war ich nie. Der Tod meines Bruders war schlimm, das Schlimmste, was mir passiert ist. Ich war stolz auf ihn und er auf mich.

SPIEGEL: Sind Sie stolz auf sich?

Quasthoff: Nein.

SPIEGEL: Haben Sie Ihr Talent voll ausgeschöpft?

Quasthoff: Ja, ich bin noch dabei. Es hört ja noch nicht auf. Es ist sehr viel Ruhe in mein Leben gekommen. Ich war 240 bis 300 Tage im Jahr unterwegs. Da ist es passiert, dass ich in meinen eigenen vier Wänden gegen einen Schrank gelaufen bin, weil ich nicht mehr wusste, wo das Bad war. Ich war mental noch in einem fremden Hotelzimmer.

SPIEGEL: Sie haben sehr viel Bach gesungen, den Evangelisten der Musik. Glauben Sie an Gott?

Quasthoff: Gar nicht. Ich glaube an eine höhere Macht, aber die würde ich eher als Glaube an die Liebe bezeichnen. An Gott glauben? Ach, wissen Sie, dafür passiert ein bisschen viel Schlimmes auf der Welt. Ich glaube, dass der Mensch eine Fehlkonstruktion ist. Diesen Satz aus der Bibel, dass er sich die Erde untertan machen solle, hat der Mensch wirklich falsch verstanden. Ich glaube aber an die Kunst. Gerade ist ja dieses Buch erschienen.

SPIEGEL: Sie meinen „Der Kulturfarkt“?

Quasthoff: Ja. Das ist es. Die Autoren schlagen vor, 50 Prozent aller Theater und anderer Kultureinrichtungen zu schließen. Das finde ich falsch. Man muss auch die Möglichkeit haben, in Diepholz ins Theater zu gehen.

SPIEGEL: Ihnen ist eine schlechte „Carmen“ in der Provinz lieber als gar keine?

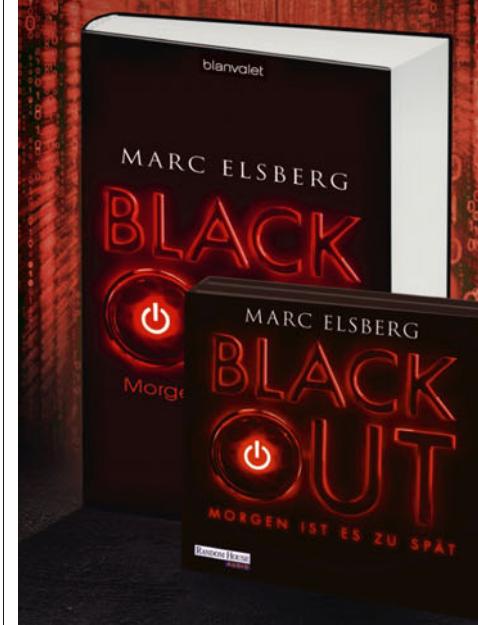
Quasthoff: Allerdings. Ich habe mal eine „Carmen“ gehört im Stadttheater in Hildesheim, davon kann sich die Deutsche Oper in Berlin, was manche Aufführungen angeht, eine Scheibe abschneiden. Ein kleines Theater wie in Hildesheim ist ein Dreispartenhaus. Die betreuen einen riesigen Landkreis, spielen von Operette über Musical und Schauspiel alles. Die haben einen Bildungsauftrag. Genauso wie das öffentlich-rechtliche Fernsehen. Was machen die denn? Wo sind die ganzen Klassik-Sendungen geblieben? Da gibt es das grauenhaft moderierte Klassik-Echo-Preisträgerkonzert mit Herrn Gottschalk. Der hat dasselbe Interesse an klassischer Musik wie ich am Häkeln.

SPIEGEL: Herr Quasthoff, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Das Thalia-Buch im April

Die Welt, wie wir sie kennen, gibt es bald nicht mehr.

In ganz Europa gehen die Lichter aus ...

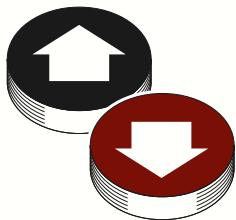


Marc Elsberg BLACKOUT – Morgen ist es zu spät

Roman	Hörbuch
800 Seiten	8 Audio-CDs
Blanvalet	Ca. 590 Minuten
€ 19,99 (D)	€ 19,99 (D)

Auch als eBook erhältlich
unter www.thalia.de.

Entdecke neue Seiten



Geh doch zu den Linkshändern!

SACHBUCHKRITIK: Die australische Psychologin Cordelia Fine und ihre erfrischend amüsante Analyse „Die Geschlechterlüge“

Mann & Frau: vielleicht keine gute Idee, aber auf jeden Fall ein gutes Geschäft.

Das Reden über den kleinen oder großen Unterschied und seine Folgen auf allen Gebieten nimmt unaufhörlich zu, seit in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erst der Beziehungsberater John Gray („Männer sind anders ...“), dann das Autorenehepaar Pease („Warum Männer nicht zuhören ...“) den Alltag der westlichen Gesellschaften durch die Genderbrille betrachteten. Vom Einparken bis zum Pazifismus blieb seither kaum ein Phänomen von der Geschlechtermusterung verschont, so dass auch die Konsumwirtschaft jubeln darf: Das Terrorregime einer Prinzessin Lillifee hat längst auch die Lebenswelt eigentlich Erwachsener unter seiner rosafarbenen Fuchtel.

Wo aber Blödsinn ist, wächst das Rettende auch. Cordelia Fine, 37, fährt nun mit Fakten, Spott und Furor der eigenen Zunft an den phantastisch geölten Karren; also jenen Kollegen, die in immer neuen Untersuchungen über den Testosteronlevel beim Fötus, die Anzahl entsprechender Rezeptoren im Gehirn, freie Hormonmoleküle und dergleichen Expertengeraune ein Bild vom Menschen kreieren, das ohne die Unterscheidung von Mann und Frau gar nicht mehr denkbar ist. Die Weiber sind sensibel, die Kerle besser in Mathematik, die Mädchen verhalten sich sozial, während die Jungen gern raufen, und wenn es um analytische Fragen geht, sind die Männer den intuitiv veranlagten Frauen selbstverständlich, leider, überlegen ...

Neu ist das alles nicht. Früher hinderten die energiefressenden Eierstöcke die Frauen am Denken, dann war die obere Hälfte der weiblichen Wirbelsäule für ein aktives politisches Leben zu leicht; Ende

des 19. Jahrhunderts hieß es im „Quarterly Journal of Science“: „Die Naturwissenschaftlerin ist ebenso wie die Athletin eine Anormalität, eine Ausnahmeerscheinung, die eine Stellung zwischen den beiden Geschlechtern einnimmt. Im einen Fall hat sich das Gehirn, im anderen die Muskulatur abnormal entwickelt.“

Inzwischen übernehmen der Mangel an Testosteron und ein vermeintlich anders strukturiertes Gehirn die Rolle des Schicksals. Die abnorme Kollegin Fine geht nun den populärsten Irrtümern der

lären Bewirtschaftung naturwissenschaftlicher Spezialfragen abhängig zu machen.

Mit sardonischem Vergnügen spielt sie durch, wie unsere äußeren und inneren Welten beschaffen wären, wenn wir die Menschheit statt nach Geschlechtern in Rechts- und Linkshänder teilen würden: Familienanzeigen, die „voller Freude die Geburt unseres Rechtshänders“ melden, Rufe auf dem Spielplatz à la: „Geh doch zu den Linkshändern an der Schaukel!“, getrennte Kabinen beim Sport, unterschiedliche Kleidung und ein Kosmos von Attributen wie Harmoniebedürfnis, Durchsetzungskraft, Empathiefähigkeit, Bewegungsbedarf, Fürsorglichkeit, die jeweils der einen oder anderen Gruppe zugeschrieben werden – wie würden wir uns verhalten? Wie intensiv würden vor allem die nachwachsenden Generationen aufsaugen, was ihnen als die wichtigste Differenz alltäglich vorlebt wird?

Die uralte Unterscheidung von Sein und Sollen, so bedeutsam wie unbequem, macht Fine wieder produktiv. Aus der Tatsache, dass die meisten Ingenieure männlich sind und das Grundschulpersonal mehrheitlich weiblich, entsteht, auch ganz ohne eigenen

Willen, ja sogar gegen die bewussten Überzeugungen, die normative Vorstellung, das müsse wohl so sein. Schließlich sind Frauen, siehe oben, eher fürsorgliche NATUREN, während Männer, na ja, man kennt es. Es ist eine traurige, aber nicht unveränderliche Tatsache, dass sogar die meisten Wörter unserer Sprache intuitiv schon mit männlichen oder weiblichen Assoziationen behaftet sind (von Aktenkasse bis Zartheit), so wie es eben auch

eine Tatsache ist, dass wir Menschen eher danach trachten, in Übereinstimmung mit den allgemeinen Überzeugungen zu leben, als der Idiot der Familie zu sein.

Die Mühe höret nimmer auf. Mit Fines Erkenntnissen allerdings macht sie wieder Freude.

ELKE SCHMITTER



Autorin Fine

neuen Ontologie-Bewegung nach; eine „wissenschaftliche Studie“ nach der anderen zerfetzt sie mit Amusement. Was sich derzeit überhaupt halten lässt, sind nach Fine unter Laborbedingungen ermittelte Differenzen im Spurenelementbereich – und selbst die sind nur von Interesse, wenn man die Frage, ob 49 oder 51 Prozent einer messbaren Substanz ausschlaggebend für das menschliche Verhalten seien, uneingeschränkt bejaht.

„Biologie ist Faschismus“ hieß ein Slogan der sechziger Jahre, an den man sich bei der Lektüre von Fines Studie aufs Lebhafteste erinnert fühlt. Was die Autorin umtreibt, ist die demütige Bereitwilligkeit eines wachsenden Publikums, die Sicht auf sich selbst und die Praxis wie die Normen des Zusammenlebens von der popu-

Cordelia Fine: „Die Geschlechterlüge. Die Macht der Vorurteile über Frau und Mann“. Aus dem Englischen von Susanne Held. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart; 480 Seiten; 21,95 Euro.

Wir haben Ihnen was ins Osternest gelegt!

Das Osterangebot zum Selber-
lesen oder Verschenken:

**11 x den digitalen SPIEGEL
für nur € 29,- statt € 44,-.**

- Den digitalen SPIEGEL jetzt auf iPad, iPhone, Android-Tablets, Android-Smartphones und am Mac/PC lesen
- Mit zusätzlichen Inhalten, exklusiv produzierten Videos, interaktiven Grafiken, 360-Grad-Panoramafotos und beeindruckenden 3-D-Modellen
- Schon sonntags ab 8 Uhr
- Einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen – egal, wo Sie gerade sind

**€15,-
gespart!**



**Das SPIEGEL-Osterangebot –
zum Selberlesen oder Verschenken!**
www.spiegel.de/ostern oder Telefon 0180 2 775566

Aktionsnummer SD12-028



ZWEIOHR FÜR SCHLAPPOHRHÄNGEBAUCHSCHWEINE UND ■ ■ ANDERE ROMANTIKER. KÜKEN

DIE FREE-TV-PREMIERE



KARFREITAG 6. APR 20:15

SAT.1

ARD

Kabarett statt Dokumentationen

Unter ARD-Chefredakteuren sieht man die Verpflichtung der Kabarettisten Bruno Jonas, Monika Gruber und Rick Kavanian fürs Erste mit gemischten Gefühlen. Bisher ist für „Die Klugscheißer“ nämlich noch kein Sendeplatz gefunden. Besonders viele Optionen gibt es nicht. Wahrscheinlich ist, dass die Show am Montagabend gesendet wird, weil dort ohnehin einmal im Monat der „Satire Gipfel“ mit Dieter Nuhr stattfindet und der Sendeplatz mit Kabarett verbunden wird. Doch dafür müsste ARD-Programmchef Volker Herres sechsmal im Jahr die Dokumentation am Montagabend streichen. Unter den Chefredakteuren heißt es jedoch bereits jetzt, dass man die Doku-Plätze nicht kampflos aufgeben will.



Jonas, Gruber, Kavanian



JUSTUS DE CUVELAND / MAURITIUS IMAGES

Gruner + Jahr-Zentrale in Hamburg

KONZERNE

Misstöne bei Bertelsmann

Zwischen Bertelsmann und seiner Tochter Gruner + Jahr hängt der Haussegen schief. Der Grund: Im Februar kippte der neue Bertelsmann-Chef Thomas Rabe ein Investitionsvorhaben des Verlages. G + J wollte sich mit einem dreistelligen Millionenbetrag an einem börsennotierten Datendienstleister beteiligen. Bertelsmann habe den nahezu unterschriftenreifen Zukauf abgesagt, weil das Projekt nicht zu den von Gütersloh ausgegebenen Kriterien passe und der Verlag nicht genug Kompetenz für das Geschäft besitze, heißt es. Beim Verlag G + J, der auch Anteile

am SPIEGEL hält, ist man darüber zumindest irritiert, nach eigener Einschätzung hätte das Projekt die Anforderungen erfüllt. G + J-Chef Bernd Buchholz begründet ausbleibende Zukäufe salomonisch damit, dass der Mutterkonzern noch seine Strategie festlege. Auch Bertelsmann zeigt sich versöhnlich: Der Konzern unterstütze den Kurs von G + J, es sei normal, dass Projekte auch mal abgesagt würden. Die Sache aber trifft auf sensible Gemüter: 2009 hatte der damalige G + J-Chef Bernd Kundrun nach einem Streit um Investitionen mit Rabes Vorgänger das Haus verlassen.

NIGGEMEIERS MEDIENLEXIKON

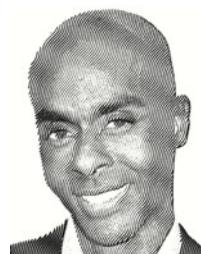
Dar|nell|Bruce

Heuler; bei „Germany's Next Topmodel“ entdecktes Fernsehmaskottchen

Es ist nicht offenkundig, was Bruce Darnell dazu qualifiziert, in der Jury von „Deutschland sucht den Superstar“ zu sitzen. Musik ist nicht sein Fachgebiet, ob einer der Vorsingenden die Töne getroffen hat, möchte er häufig sicherheitshalber nicht sagen. Es ist nicht einmal so, dass man sagen könnte, es hätte einfach jemand völlig Verrücktes in der Jury gefehlt – schließlich sitzt er neben einer Frau, die „DSDS“ als „so einen ernsthaft zu nehmenden Gesangswettbewerb“ bezeichnet. Moderator Marco Schreyl hat neulich erklärt, Bruce Darnell sei „dafür da, uns Gefühle zu zeigen und bei den Kandidaten Gefühle abzufor-

dern“. Gezeigt wurde dann noch einmal, wie Darnell auf den eher unscheinbaren Auftritt eines Kandidaten reagiert hatte: Er war hysterisch auf den Tisch gestiegen, um wiederholt mit großer Geste und unter Tränen zu demonstrieren, bis wohin dessen Stimme gehe: „bis zum Himmel“. Schreyl nannte diesen Ausbruch „so was wie einen Herzensorgasmus“ und einen „Rohrbruch im Tränenkanal“ (Es ist auch nicht offenkundig, was Schreyl dazu qualifiziert, diese Sendung zu moderieren). Tatsächlich ist es Darnells Rolle, Gefühle zu zeigen – in einer brutalen Show, die sich das im Umgang mit den Kandidaten selbst nicht gönnnt. Er ist für die Illusion von Menschlichkeit zuständig, und womöglich ist es kein Widerspruch, dass er mit seinem exzentrischen Auftreten die unrealste Figur in dieser Seifenoper ist. „Oh, mein Gott, oh,

mein Gott, oh, mein Gott“, bricht es aus ihm heraus, wenn er nicht weiß, ob er einem Kandidaten ein folgenloses Ja oder ein folgenloses Nein geben soll. Erleichterung über einen gelungenen Auftritt klingt bei ihm: „Yes. Yes. Yes. Yes. Yes. Yes. Yes. Yes. Yes. Das ist das. Das ist das.“ Er ist aus einer anderen Welt, weshalb es angemessen ist, dass man seine Sätze häufig erst mühsam durch Umstellen von Wörtern und Austauschen von Lauten für sich verständlich machen muss. Es hilft, die üblichen Casting-Show-Floskeln in der Bruce-Form zu hören („Du musst mehr raus dir komme“), und es hilft, zu erleben, wie jemand in einer industriellen Inszenierung von Drama alle Sicherungen herausschraubt und den Irrwitz ins Lächerlichste steigert. Das macht die Sendung nicht besser, aber es lässt sie wenigstens weniger real wirken.



ESSAY

Kollaps der Kontexte

In der Digital-Ära wird der Kontrollverlust zur Alltagserfahrung – und der Skandal allgegenwärtig.

Von Bernhard Pörksen und Hanne Detel

Die letzten zwei Bundespräsidenten haben Erfahrungen mit der modernen Medienwirklichkeit gemacht, die extrem sind, aber doch typisch, Zeichen der neuen Zeit. Horst Köhler trat, verletzt und schockiert, zurück, weil er die Sprengkraft von ein paar zunächst gänzlich unbeachtet gebliebenen Sätzen eines Radiointerviews unterschätzt hatte, die einige Blogger ausgruben, um sie dann, unterstützt von klassischen Massenmedien, zu skandalisieren. Die spontan auf einem Rückflug aus Afghanistan geäußerten Sätze fanden auf einmal ihr Publikum – und wenig später stand der erste Mann des Staats am Pranger als jemand, der in Unkenntnis des Grundgesetzes womöglich Wirtschaftskriege rechtfertigt.

Sein Nachfolger Christian Wulff schuf mit der Drohnachricht auf der Mailbox des „Bild“-Chefredakteurs ein ebenso leicht recycelbares Dokument von gnadenloser Beweiskraft und strauchelte in einem endlosen Reigen von sagenhaft peinlichen Teilgeständnissen und Halbwahrheiten, die stets in Rekordgeschwindigkeit wieder dementiert und erneut korrigiert werden mussten. Die Salami-Taktik, so muss man kühn konstatieren, passt nicht zu den Geschwindigkeitsverhältnissen des digitalen Zeitalters. Niemand kann mehr auf Zeit spielen.

Und auch der amtierende Bundespräsident Joachim Gauck schließlich geriet schon vor Dienstantritt ins Visier. Kaum nominiert, wurde er im Netz als Verteidiger der Vorratsdatenspeicherung und als ein Reaktionär attackiert, der den Holocaust verharmlose – meist belegt durch einige hastig auf den Eklat hin frisierte Vortrags- und Interviewfetzen. Auch dies gewiss ein Extrembeispiel der Erregungsgier, das aber doch die Alltäglichkeit des Kontrollverlustes im digitalen Zeitalter offenbart. Denn was sich am Beispiel der drei Staatsoberhäupter zeigt, bedroht aus guten oder schlechten Gründen jeden, der Spuren hinterlässt, und zwar unabhängig von politischer Macht, gesellschaftlichem Status und Prominenz.

Niemand kann sagen, welche seiner Äußerungen oder Handlungen schon morgen einen Skandal auslösen oder ihn womöglich weltweit zum Gespött machen werden. Niemand vermag sich die Eventualität eines öffentlichen und im Extremfall global vernehmbaren Echoes auch nur annähernd vorzustellen – und schon heute dementsprechend zu handeln.

Menschliches Bewusstsein und mediales Sein haben zu keinem Moment der Menschheitsgeschichte wirklich zueinander gepasst. Es ist das Wesen von medialer Kommunikation, über sich selbst hinauszuweisen und zuverlässig Überraschungen zu produzieren, kalkulierbare Unkalkulierbarkeit. Aber noch nie klafften die moderne Medienwelt und das Gespür für die

öffentlichen Fernwirkungen eigener Äußerungen und Handlungen in derart dramatischer Weise auseinander wie heute.

Möglichkeitsblindheit, so könnte man das fehlende Gespür für extreme Kommunikationseffekte nennen, die prinzipiell unbeherrschbar sind. Dabei handelt es sich nicht um einen Defekt, der sich kurieren ließe, weil niemand, der redet, schreibt, bloggt, twittert oder unter den Augen einer Kamera tanzt, pöbelt oder flirtet, kurzum: lebt, auch nur ahnen kann, was mit den eigenen Daten und Dokumenten passiert und in welchen merkwürdigen und beschämenden Kontexten sie womöglich eines Tages zu ihm zurückkehren und sich unauflösbar mit dem eigenen Ich verbinden.

Wir alle sind unvermeidlich blind für die mögliche Zukunft unserer Sätze, Fotos, Filmchen, Mailbox-Nachrichten. Und die digitalen Überall-Medien haben, dies ist für jeden erfahrbar geworden, eine mediale Allgegenwart erzeugt – das Universum einer neuen Sichtbarkeit, in welcher der plötzliche Reputationsverlust zum Dauerrisiko geworden ist.

Kleinere und größere Normverletzungen, echte und falsche Skandale, Missverständnisse, Provokationen und Peinlichkeiten verwandeln sich, einmal digitalisiert, in leicht revitalisierbare Zombie-Informationen, stetig wiederkehrende Realitätskürzel und Chiffren der persönlichen, nun auf Dauer demolierten Existenz. Das eigene Image wird zur Summe der Treffer, die eine Suchmaschine prominent platziert.

Da landet der tschechische Staatschef Václav Klaus einen unfreiwilligen YouTube-Hit, der ihn beim Diebstahl eines Kugelschreibers zeigt. Da sorgt der Sportler Tiger Woods oder der daraufhin zurückgetretene finnische Außenminister Ilkka Kanerva mit höchst privaten SMS- und Sex-Botschaften für Amusement. Da spricht der Dior-Designer John Galliano komplett besoffen den auf einem Handy-Video verewigten Satz „Ich liebe Hitler“ – und verliert seinen Job.

Kann man hier noch ernsthaft von fehlender Medienkompetenz sprechen? Gewiss nicht, denn auch die Mitglieder der Piratenpartei, offenkundig in der Mehrzahl Technik-Aficionados, haben mit satirisch gemeinten Porträtfotos (ein Berliner Abgeordneter schnupft eine Prise Salz), verspielt verschickten E-Mails oder antisemitischen Twitter-Meldungen für das eine oder andere Kommunikationsdesaster gesorgt. Selbst Julian Assange, Zentralfigur von WikiLeaks, blamierte zuerst eine Weltmacht – und dann seine eigene, angeblich doch gegen den Kontrollverlust strikt geschützte Organisation. Durch seine Nachlässigkeit und die später folgenden Durchstechereien einstiger Weggefährten wurde offenbar, dass



Bundespräsident Wulff im Januar

Niemand kann ahnen, was mit seinen Daten und Dokumenten passiert.

die sogenannten Diplomaten-Depeschen gänzlich unbearbeitet im Netz kursieren – eine für die hier Genannten und nun Identifizierbaren im Extremfall lebensgefährliche Variante der Möglichkeitsblindheit.

Assanges mutmaßlicher Zentralinformant Bradley Manning verriet sich, nach allem, was man weiß, in einem dusselig-unvorsichtigen Chat selbst. Und Charles Graner, Hauptverbrecher im Foltergefängnis von Abu Ghuraib, dokumentierte die Gewaltexzesse seiner Gruppe gleich mit der eigenen Kamera und gab die CDs mit den Fotos aus einer Laune heraus dem Sergeant Joseph Darby, der ihn eigentlich nach anderen Bildern gefragt hatte. Darby fertigte eine Kopie an, zeigte sie anderen – und löste einen Weltkandal aus, der selbst den amerikanischen Präsidenten George W. Bush zu so etwas wie einer Entschuldigung nötigte.

Diese und viele andere zwischen Bestialität und Banalität angesiedelten Beispiele zeigen, dass die Digitalisierung selbst die Möglichkeitsblindheit unvermeidlich macht. Denn die Verwandlung von allem Möglichen in einen Strom aus Bits und Bytes hebt die störenden Beschränkungen und Begrenzungen der Materialität auf. Sie überführt all die Folterfotos, die Kriegs- und Schandbilder, aber auch die satirischen Spielereien und die intimen Botschaften in einen „neuen Aggregatzustand“ (so der Netzphilosoph Peter Glaser), stattet sie mit einer bis dato unbekannten Beweglichkeit und Leichtigkeit aus und erlaubt es, die Dokumente der Blamage und der Demontage rasch zu speichern, blitzschnell zu versenden, endlos zu kombinieren und vor einem Riesenpublikum auszubreiten.

Sie macht einst schwer zugängliche Archive zum Allgemeingut und verwandelt den Kollaps der Kontexte zur Alltagserfahrung. Nun wird es mit einem Mausklick, einem einzigen Link, einer sekunden schnell abgesetzten Twitter-Meldung möglich, räumliche, kulturelle und zeitliche Kontexte aufzusprengen und zu verschieben, für den Moment Gesprochenes zu fixieren und eine neue Zeitstufe zu kreieren – eine ewige, seltsam eingefrorene wirkende Gegenwart permanenter Präsenz.

Und mit einem Mal erscheinen der Folterer aus Abu Ghuraib und der Spaßvogel von den Piraten in einem anderen Licht. Die Technologien des Web 2.0 erlauben es schließlich, den Akt der Enthüllung zu demokratisieren – mit vier fundamentalen Konsequenzen, die in ihrem Zusammenspiel bislang unbekannte, nicht mehr eingrenzbare Erregungszonen in der Sphäre der Öffentlichkeit entstehen lassen.

Es tauchen, erstens, neue Enthüller auf. Mal sind es Einzelne, mal regiert der Mob, mal sind es kluge Blogger oder Freiheitsaktivisten des Arabischen Frühlings, mal Schwärme von wütenden Doktoranden, die die Dissertation eines betrügerischen Verteidigungsministers vor aller Augen auseinandernehmen.

Es gibt, zweitens, neue Opfer – eben weil auch ganz und gar Ohnmächtige und komplett Unschuldige und vor allem bislang vollständig Unbekannte zum Objekt kollektiver Empörung und unerwünschter Aufmerksamkeitsexzesse werden können.

Es werden, drittens, neue Themen wichtig, denn das klassische Spektrum der Inhalte wird, vorsichtig formuliert, erweitert, weil das massenmediale Diktat der Relevanz von dem universalen Diktat der Interessantheit abgelöst wird. Bedeutsame Information und private Narration, echte Missstände und abstruse Behauptungen, das Merkwürdige und das Ekelhafte, die entscheidende Enthüllung und die hingerotzte Banalität sind gleichermaßen vorhanden.

Und es zeigen sich, viertens, neue Formen der Ungewissheit. Man weiß nie, was andere über einen wissen, wie sie zu diesem Wissen gelangt sind, welchen digitalen Spuren sie folgen, welche Fotos sie durch Zufall bekommen haben – und was sie mit ihnen anfangen, wie sie diese verändern, kombinieren, streuen. Im Extremfall entstehen so äußerst intime Bilder des eigenen Selbst – ohne dass man auch nur eine Ahnung davon hat.

In dieser Situation, in der das Skandalrisiko allgegenwärtig wird, lässt sich der Imperativ des digitalen Zeitalters nur noch resignativ formulieren: „Handle stets so“, so könnte er lauten, „dass dir die öffentlichen Effekte deines Handelns langfristig vertretbar erscheinen. Aber rechne damit, dass dies nichts nützt.“ Allerdings führt auch ein solches Eingeständnis nicht weiter, deutet es doch eigentlich nur die Tatsache der Möglichkeitsblindheit zu einer Gewissheit höherer Ordnung um und beschwört die vollendete Hilflosigkeit als letzten Halt.

Sinnvoller, hilfreicher, wenn auch unendlich viel schwieriger wäre es, die Perspektive grundsätzlich zu drehen – und auf die riesenhafte Zahl all derjenigen zu blicken, die senden, schreiben, publizieren, Daten verbreiten, Dokumente verlinken, die spotten, wütten, hassen. Die Publizisten der neuen Zeit, also

wir alle, müssen nicht nur, wie Buchautor Viktor Mayer-Schönberger meint, die „Tugend des Vergessens“ trainieren, sondern Schritt für Schritt ein journalistisches Bewusstsein entwickeln, die Mentalität eines moralisch sensiblen, an Nuancen und Kontexten interessierten und hier selbstverständlich offensiv idealisierten Gatekeepers, der Wichtiges und Unwichtiges voneinander unterscheiden lernt, gleichsam von Kindesbeinen an.

Jeder Mensch ist heute ein Sender, zumindest potentiell. Und Zensur, das ist die gute und die schlechte Nachricht, funktioniert nicht mehr. Oft sind es gerade die Versuche der Informationskontrolle, die den Kontrollverlust provozieren. Wer damit droht, einmal veröffentlichte Daten wieder aus dem Netz zu bannen, der macht sie in der Regel erst so richtig bekannt, sorgt für jede Menge Aufregung und eine Fülle von blitzschnell angefertigten, begeistert verbreiteten Kopien. Es bleibt also nur die Arbeit am Bewusstsein des Einzelnen, der sich im digitalen Zeitalter in die entscheidende Instanz und einen Gatekeeper eigenen Rechts verwandelt.

Dieser Einzelne muss so handeln, als wäre er ein wirklich guter Journalist, den Idealen der Verantwortung und der Aufklärung verpflichtet.

Es mag utopisch klingen, aber ähnlich wie das demokratische Prinzip müssen journalistisches Bewusstsein und eine Mentalität des empathischen Abwägens heute zu einem universellen Wert und zur Lebensmaxime des digitalen Zeitalters werden.

Sonst entsteht eine Gesellschaft, deren Mitglieder sich aus Angst vor dem Kontrollverlust und dem grausamen Ad-hoc-Spektakel permanent selbst kontrollieren, sich allenfalls noch flüsternd verständigen und möglichst keimfrei austauschen. Ganz so, als würde man sie ausspionieren und als würde jeder, der ihnen zuhört, eigentlich nur ihre baldige Hinrichtung planen. Es wäre eine Gesellschaft, die an der eigenen Transparenz erstickt.

Bernhard Pörksen, 43, ist Professor für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen; Hanne Detel, 28, arbeitet dort als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Anfang Mai erscheint ihr gemeinsames Buch „Der entfesselte Skandal. Das Ende der Kontrolle im digitalen Zeitalter“ (Herbert von Halem Verlag).



Bislang unbekannte, nicht mehr eingrenzbare Erregungszonen.



BERND JAWOREK / SAT.1

Late-Night-Talker Schmidt: Begräbnis zweiter Klasse

TV-SENDER

In der Problemzone

Der Rauswurf von Harald Schmidt ist ein Symptom dafür, wie tief der Sender Sat.1 in der Krise steckt. Der neue Senderchef bastelt nun an einem Rettungsplan, wieder einmal.

Wenn die Zahl der Trauergäste etwas über die Bedeutung des Begründeten sagt, dann steht es um Harald Schmidt wirklich mies. Als Sat.1 vergangene Woche nach langem Quotensiechtum das Ende von Schmidts Late-Night-Talk verkündete, flocht das Feuilleton dem Verblichenen eher kleine Kränze.

Gemessen an dem Aufstand, den Kollegen und Politiker probten, als Schmidt 2003 seine berüchtigte „Kreativpause“ verkündete, war es ein Begräbnis zweiter Klasse. Nicht einmal Hämme bekam der Star noch ab. Es ging bloß ein Achselzucken durch die Presse.

Für Schmidt ist das bitter. Besonders, weil seine Show in den letzten Wochen besser war als das, was er in der ARD abgeliefert hatte. Doch er wird darüber hinwegkommen, mal wieder Urlaub machen und irgendwann den nächsten Sender überreden, es noch einmal zu versuchen.

Sat.1 aber wird sich nicht so rasch erholen. Nach Oliver Pocher und Johannes B. Kerner ist Schmidt der dritte Star, den Sat.1 teuer kaufte – und mit dem es dann nichts anzufangen wusste. Normalerwei-

se machen Fernsehsender ihre Leute groß. Sat.1 hat seine Stars geschrumpft.

Der Marktanteil des Senders rutschte zuletzt gefährlich oft unter zehn Prozent oder klemmte nur knapp darüber. Die Sat.1-Chefs scheiterten in Serie. Frische Ideen sind Mangelware, neue Stars nicht in Sicht. Ende Mai ist auch noch die Champions League weg.

Und dann beginnt erst das Tal der Tränen: Im Sommer laufen die Fußball-Europameisterschaft und die Olympischen Spiele bei ARD und ZDF. Dann wären zehn Prozent Marktanteil ein Erfolg.

Zum wiederholten Mal stehen die Macher von Sat.1 nun ratlos vor der Frage, woran es eigentlich liegt, dass sich bei Sat.1 Flop an Flop reiht. Was immer die Verantwortlichen in den vergangenen Jahren unternahmen, um den Sender wieder in Schwung zu bringen – es nutzte alles nichts.

Schon die Frage, wer oder was Sat.1 eigentlich ist, kann im Sender kaum noch jemand beantworten. Im Kern, lästern Mitarbeiter, bestehe der Kanal bloß noch aus zwei Menschen: dem Chef und seiner

Assistentin. Als Sat.1 aus Spargründen 2009 von Berlin nach München, an den Sitz von ProSiebenSat.1, umsiedeln musste, zogen nur 30 von 220 Leuten mit. Sat.1 wird seither von ProSieben- und Kabel eins-Kräften mitgemanagt.

Als seelenlos und blutleer empfinden frühere Mitarbeiter ihren ehemaligen Arbeitgeber. „Der Umzug hat den Sender natürlich erschüttert, es hat zu viel gerückelt“, gibt der amtierende Chef Joachim Kosack zu. Von der alten Truppe ist keiner mehr da, der noch ein Gespür hätte, was bei Sat.1 funktioniert und was nicht.

Anders als etwa beim übermächtigen Konkurrenten RTL kann der Senderchef bei Sat.1 noch nicht einmal durchregieren. Die Sender haben keine eigenen Unterhaltungs- oder Fiction-Chefs mehr, die fielen dem Synergierausch des von Finanzinvestoren kontrollierten TV-Konzerns zum Opfer. Stattdessen sind nun in jeder Sparte Experten tätig, die für alle Kanäle der Gruppe zuständig sind. Zur ersten „Harald Schmidt Show“ kam der Comedy-Beauftragte des Konzerns, lobte die Show und verabschiedete sich vom Team, er müsse nun noch rüber zur „Alm“, der Trashshow von ProSieben.

Auf den Visitenkarten sind zwar alle Vice President für irgendetwas, doch die großspurig „Matrix“ getaufte Struktur entpuppte sich so vor allem für Sat.1 als organisierte Verantwortungslosigkeit.

Dabei ist die Aufgabe schwer genug. Kein zweiter Sender im Konzern ist so schwierig zu führen wie Sat.1 – und kein anderer bietet so viele Chancen, zu scheitern. Der Sender lebt von deutscher, selbst-

produzierter Ware, ob Serien, Filme oder Shows, ständig muss frische Kost her.

Für wen das gesendet werden soll, weiß schon lange keiner mehr. Früher hieß die Antwort mal: für die ganze Familie. Aber ein Familiensender – was soll das heute sein? Ein bisschen Romantik-Schmonzette für Mami, „Harald Schmidt“ für Papi und morgens, mittags, abends „Lenßen & Partner“ für ... ?

Am Schluss hieß das Konzept nur noch: Die Frauen müssen einschalten, den Werbekunden zuliebe, die Männer sollen nicht wegzapfen. Für die „haushaltführenden Frauen“, wie es im Werbejargon heißt, waren aber Pocher und Schmidt kein Grund zum Einschalten, und Kerner, der softe Talker vom ZDF, versuchte sich ausgerechnet bei Sat.1 an einem eher harren Info-Magazin.

Den als „Leuchttürme“ geholten Prominenten fehlte ein festes Fundament an Zuschauern, die drei wirkten wie Fremdkörper im eher betulichen Umfeld.

Verzweifelt wühlten und wurschelten innerhalb von drei Jahren drei Senderchefs im Programm herum. Die Dauerserie „Lenßen & Partner“ wurde erst aus dem Programm und dann wieder hineingehievt, die Sportsendung „ran“ einst abgeschafft und dann wiederbelebt. Das „Sat.1 Magazin“ wurde vor kurzem eingestellt, neue Ideen wurden zwar entwickelt, dann aber wieder eingestampft. Ständig wechselten auch die Slogans. Der

aktuelle, „Colour your live“, ist so beliebig wie altbacken. Passend wäre er allenfalls bei der Einführung des Farbfernsehens gewesen. „Das einzige Beständige bei Sat.1“, lästert ein Produzent, „ist die blöde Ball im Logo.“

Doch jetzt soll alles besser werden, mal wieder. Vor ein paar Tagen haben die Marketingexperten um Sat.1-Chef Kosack intern präsentiert, was der Sender künftig sein soll. Für Kosack, seit fünf Jahren im Sender, ist es bereits der vierte Anlauf, die Marke Sat.1 zu fassen zu kriegen. „Es fühlt sich jetzt gut an“, sagt er. Mit dem Etikett „Familiensender“ habe nicht mehr jeder im Haus etwas anfangen können.

Von „Wir-Gefühl“, Optimismus und „positivem Lebensgefühl“ ist stattdessen jetzt die Rede, von Lebens- statt Schadenfreude und großen Emotionen mit Happy End und Erlösung. „Nach der Sendung soll es dem Zuschauer immer ein bisschen besser gehen“, gibt Kosack vor. Mit trutschiger Kuscheligkeit will er das nicht verwechselt wissen. Starke Charaktere mit klarer Kante und Haltung wie „Der letzte Bulle“ brauche das Programm. Und Sendergesichter? Habe man doch: Annette Frier, Anke Engelke, Bastian Pastewka, das muss reichen.

Dass Sat.1 so ausgezehrt ist, liegt nicht mal so sehr an fehlendem Geld. Im Konzern wird in diesen Tagen gern darauf hingewiesen, dass das Budget für Sat.1 nie größer war als in den vergangenen

eineinhalb Jahren. Doch das ist auch nur ein Teil der Wahrheit. Für die prominenten Gesichter Pocher, Kerner und Schmidt durfte zwar viel Geld ausgegeben werden, dafür aber musste an anderer Stelle gespart werden, zuallererst an Ideen und Entwicklungen für den ausgebluteten Nachmittag und Vorabend.

Zwischen acht und zehn Uhr abends sorgen Serien wie „Danni Lowinski“ und „Der letzte Bulle“ oder Event-Filme wie das Mittelalterspektakel „Die Wanderhure“ mit Alexandra Neldel für gute Quoten. Doch davor und danach ist der Sender eine einzige Problemzone. Am frühen Abend brachte es Sat.1 im Februar gerade mal auf 8,6 Prozent Quote, RTL hatte mehr als doppelt so viele Zuschauer.

Die Richter „Alexander Hold“ und „Barbara Salesch“ etwa werden bei Sat.1 seit 11 oder sogar 13 Jahren über Stunden durchs Programm genudelt, die Kommissar-Serie „K11“ seit neun Jahren – die übliche Haltbarkeit solcher Formate liegt bei sechs Jahren. Die Geduld, die den wechselnden Sat.1-Verantwortlichen bei neuen Formaten bisher fehlte, haben sie bei den alten zu Genüge.

Die Rendite wurde so zur Freude der Finanzinvestoren KKR und Permira prächtig gesteigert. Seit ihrem Einstieg ist die Profitmarge der Sendergruppe von gut 20 auf 30 Prozent geklettert – kein anderer TV-Konzern in Europa hat eine derartig hohe Rendite.

Der Optimierungswahn des Konzerns hat vor allem bei Sat.1 seine Spuren hinterlassen. Die Werbekunden sind zwar zufrieden, solange das Abendprogramm läuft, hier wird das Geld verdient. Sat.1 ist noch immer der größte Umsatzbringer der TV-Familie. Aber sollte der tägliche Marktanteil von Sat.1 dauerhaft auf zehn Prozent oder gar weniger absinken, bestrafen die Werbekunden irgendwann die ganze Gruppe. „Das Eis ist dünn, vielleicht hilft die Angst jetzt, den Sender zu drehen“, sagt ein Konzernmanager.

Und wenn es die Angst nicht schafft, dann vielleicht der „Rösti-Burger“-Effekt. Auf den setzt Kosack ganz ernsthaft, um neue Programme zu erfinden. McDonald's und Burger King würden ständig bewährtes Zeug zu neuen Ideen kombinieren, um ihre Marken immer wieder neu „aufzuladen“: Aus Kartoffelpuffer plus Hamburger wird so der „Rösti-Burger“.

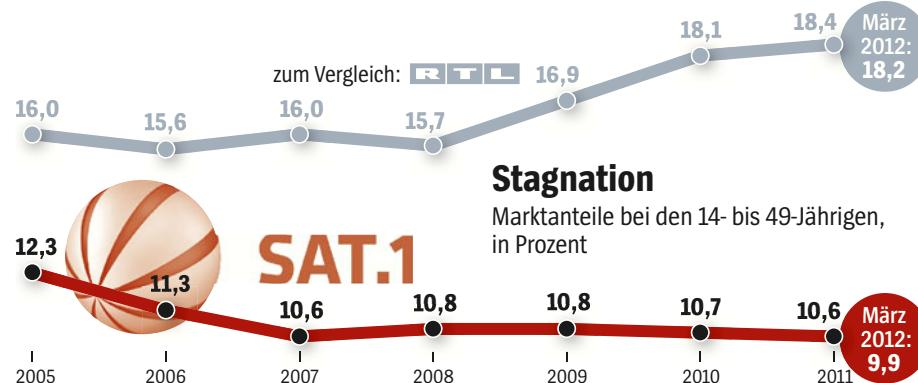
Die „Rösti-Burger“-Dramaturgie soll demnächst auf dem Sendeplatz von „Barbara Salesch“ zum Einsatz kommen: Statt der ausgelutschten Gerichtsshow will Kosack dort ein emotionales Familienmelodram senden, in dem einer der Protagonisten sich rechtlichen Beistand holt, um sein Problem zu lösen.

Einen „Rösti-Burger“, gibt Kosack übrigens zu, hat er noch nie gegessen.

MARKUS BRAUCK, ISABELL HÜLSEN



Szene aus dem Erfolgs-Movie „Die Wanderhure“: Lebensfreude statt Schadenfreude





BILL PUGLIANO / AFP

THEMA DER WOCHE

Größenwahn



BRYAN MITCHELL / AFP

In einer staugeplagten Metropole sind spritschluckende Geländewagen eigentlich völlig fehl am Platze – doch in New York werden bei der Auto Show etliche neue Allrad-Giganten vorgestellt.

- **Womit Daimler und BMW die Kunden locken**
- **Kommt der Durchbruch bei den E-Autos?**

POLITIK | Pionier im Freistaat

Er ist 27, schwul, evangelisch und auch noch in der SPD. Wie Deutschlands jüngster Landrat versucht, seine Heimat im tiefsten Bayern in die Moderne zu führen.

WIRTSCHAFT | Abzocke beim Bankberater

In Deutschland zahlen Verbraucher bei der Geldanlage teils horrende Provisionen – häufig, ohne es zu wissen. Die Politik will damit Schluss machen. Doch für beherzte Reformen fehlt der Mut.

SPORT | Spanische Alpträume

Hannover 96 und Schalke 04 bangen um den Einzug ins Halbfinale der Europa League. Die spanischen Clubs Athletic Bilbao und Atlético Madrid haben es den Deutschen schon im Hinspiel schwergemacht.

einestages.de | Rohr in die Freiheit



WITZ WABNITZ / DAS NEUE BERLIN

Mitte der Siebziger ließ die Sowjetunion eine gigantische Erdgas-Trasse bauen. Auf der Mega-Baustelle schufteten freiwillig auch Tausende Abenteurer aus der DDR. Auf einestages.de erinnert sich Frank Michael Wagner, wie er in der Kälte die wildesten Partys seines Lebens feierte – und den Glauben an den Kommunismus verlor.

www.spiegel.de – Schneller wissen, was wichtig ist

SPIEGEL TV

MONTAG, 2. 4., 23.00 – 23.30 UHR | SAT.1

SPIEGEL TV REPORTAGE

Deutsch werden – Der lange Weg zur Einbürgerung, Teil 2

Wer hierzulande eingebürgert werden will, muss von eigenem Geld leben können, die deutsche Sprache ausreichend beherrschen, und er darf keine Straftaten begangen haben. Neu-Deutsche müssen im Regelfall ihren alten Pass abgeben. Beate Schwarz über Migranten auf dem Weg zum Bundesbürger.

SONNTAG, 8. 4. | RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

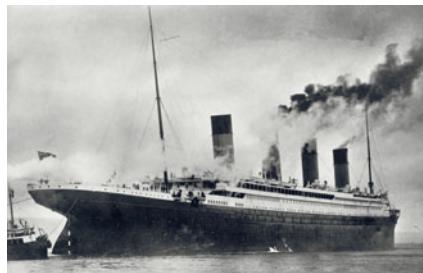
Die Sendung entfällt aufgrund des Osterprogramms.

FREITAG, 6. 4., 20.15 – 0.15 UHR | VOX

Die GROSSE DOKUMENTATION

„Titanic“ – Anatomie einer Katastrophe

Vor genau 100 Jahren versank die „Titanic“, das damals größte Passagierschiff der Welt, im atlantischen Ozean. 1490 der über 2000 Menschen an Bord starben. Die Jungfernreise des Dampfschiffs endete am 14. April 1912 in einer Katastrophe. Als „unsinkbar“ hatte die Presse das neue Schiff gepriesen – doch kurz vor



„Titanic“ 1912

Mitternacht hatte der Luxusliner einen Eisberg gerammt, war leckgeschlagen und innerhalb von zweieinhalb Stunden gesunken. SPIEGEL TV widmet sich in einer vierstündigen Dokumentation der Tragödie. Wie konnte es zu diesem Unglück kommen? Hat die Schiffahrt aus den damaligen Fehlern gelernt? Warum kommt es noch heute zu Katastrophen wie der Havarie der „Costa Concordia“ im Januar dieses Jahres? Es kommen Experten zu Wort wie David Livingstone, ehemaliger Schiffbauingenieur der nordirischen „Titanic“-Werft Harland & Wolff, „Titanic“-Experte Claes-Göran Wetterholm aus Schweden und Buchautor Wolf Schneider.



SPIEGEL- Gespräch – live in der Uni

**SPIEGEL-Redakteure
fragen nach:**

Maximilian Popp
im Gespräch mit

► **Cem Özdemir**

**Die Bildungsfalle – warum
Herkunft noch immer über
Aufstiegschancen entscheidet**

Christian-Albrechts-Universität
zu Kiel, CAP 2, Hörsaal C
Christian-Albrechts-Platz 2
24118 Kiel
10. April 2012, 18.00 Uhr

Änderungen vorbehalten

**Alle Infos und kurzfristige Änderungen
unter www.spiegel.de/uni**

Register

GESTORBEN

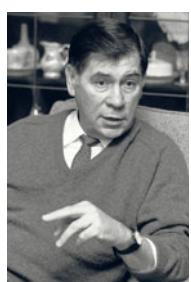
Antonio Tabucchi, 68. „Wir alle suchen doch etwas, das nicht existiert.“ Der Satz, den der italienische Autor noch vor kurzem äußerte, enthält ein Kernalement vieler seiner Erzählungen: Tabucchis Figuren, wie auch der lange in Portugal und Frankreich lebende Italiener selbst, sind



ALBERTO CRISTOFARI / /3 / CONTRASTO / LAPI

häufig unterwegs – aber ihr Ankommen ist ungewiss. In den Romanen und Erzählungen des Literaturprofessors finden das Denken und Suchen, die inneren und äußeren Reisen der Protagonisten meist einen unerwarteten Ausgang; seine Figuren begeben sich plötzlich und unbegründet auf Wege, die in unbekannte Richtungen führen – wie etwa in „Indisches Nachstück“ (1984), seinem ersten kommerziell erfolgreichen Roman. Tabucchi, in bildungsbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, begeisterte sich früh für Fernando Pessoa, widmete dem portugiesischen Dichter einen großen Teil seines wissenschaftlichen Werks. In Portugal fand er Liebe und Heimat, hier spielt sein bekanntester Roman „Erklärt Pereira“ (1994), der mit Marcello Mastroianni verfilmt wurde. Darin geht es auch um die politische Verantwortung des Intellektuellen, eine Verantwortung, die Tabucchi mit Verve wahrnahm: Immer wieder schrieb er gegen die Auswüchse der Berlusconi-Regierung an. Antonio Tabucchi starb am 25. März in Lissabon an Krebs.

Leonid Schebarschin, 77. Agenten seien „in erster Linie Staatsdiener, die den Willen der Macht erfüllen“, war die Überzeugung des ehemals obersten Spions des KGB. Von 1983 an war der Geheimdienstoffizier, der Orientalistik studiert und als Berufsdiplomat in Pakistan, Indien und Iran gearbeitet hatte, zunächst stellvertretender Abteilungsleiter in der Hauptverwaltung Aufklärung des KGB und mit dem Krieg in Afghanistan befasst. Über die Fehler, die in dieser Zeit begangen



wurden, schrieb er später in seinen Memoiren. 1989 übernahm er die Spitzel der Auslandsaufklärung. Nach dem missglückten Putsch gegen Kreml-Chef Michail Gorbatschow im August 1991 war er für zwei Tage amtierender Chef des Geheimdienstes. Seine Abteilung sei nicht über die Putschpläne informiert gewesen, erzählte er später. Nach einer Auseinandersetzung mit dem neuen KGB-Chef Wadim Bakatin quittierte er den Dienst und wurde Unternehmensberater. Leonid Schebarschin, der mit seiner vollständigen Erblindung rechnete, wurde am 30. März tot in Moskau aufgefunden.

Adrienne Rich, 82. Für die Tochter eines Medizinprofessors und einer Pianistin war Sprache „eine elementare Kraft wie der Wind im Rücken“. Und die US-amerikanische Schriftstellerin nutzte sie auch als solche, als Mittel in ihrem Kampf für Gerechtigkeit. Die zunächst als Lyrikerin bekannte Rich wurde in ihren Arbeiten zunehmend politischer, protestierte gegen den Vietnam-Krieg und erarbeitete sich den Ruf einer führenden Feminismus-Theoretikerin und Kulturrednerin. Die Mutter dreier Söhne entzuberte den Mythos der Mutterschaft („Von Frauen geboren. Mutterschaft als Erfahrung und Institution“, 1978), trennte sich von ihrem Mann und lebte mit der Autorin Michelle Cliff zusammen. Trotz lehnte die Aktivistin 1997 die Ehrengabe mit der „National Medal of Arts“ ab, da sich „die Demokratie im Niedergang“ befand. Adrienne Rich starb am 27. März in Santa Cruz, Kalifornien.



BETTMANN / CORBIS

Wolfgang Rennert, 89. Noch 2008 dirigierte er die Mozart-Opern „Don Giovanni“ und „Die Zauberflöte“ in Dresden. Der in Köln geborene jüngere Bruder des Opernregisseurs Günther Rennert lernte sein Handwerk am Salzburger Mozarteum. Dort prägten ihn die Begegnungen mit dem Dirigenten Clemens Krauss und dem Komponisten Johann Nepomuk David. Nach Stationen in Düsseldorf, Kiel, Frankfurt am Main und München wurde Rennert 1972 an die Staatsoper nach Ost-Berlin verpflichtet, wo er unter anderem „Falstaff“, „Othello“, „Wozzeck“, „Salome“ und Wagners „Ring“ als Premieren erarbeitete. Von 1980 bis 1985 war er Generalmusik- und Operndirektor am Nationaltheater Mannheim. Wolfgang Rennert, der zahlreichen europäischen Bühnen sowie den Salzburger Festspielen als Gastdirigent verbunden war, starb am 24. März in Berlin.



OSTERN ERLEBEN SIE
IHR BLAUES WUNDER!

Mein
RTL

OSTERSONNTAG | 20:15

JETZT AUCH IN HD!

AVATAR
Aufbruch nach Pandora



Bahr

Daniel Bahr, 35, Bundesgesundheitsminister (FDP), gab vergangenen Dienstag den symbolischen Startschuss für die neue „Mach's mit“-Kampagne. Wie die „Gib Aids keine Chance“-Aktion wirbt sie für den Gebrauch von Kondomen, um Erkrankungen zu verhindern. Die Zahl der HIV-Neuinfektionen in Deutschland sei seit 2007 zwar zurückgegangen, so Bahr, aber „auf diesen Erfolgen dürfen wir uns nicht ausruhen“. Neu ist, dass diesmal auch über andere sexuell übertragbare Krankheiten wie Tripper, Syphilis oder Clamydieninfektionen informiert wird. Hier sind die Infektionsraten in den vergangenen Jahren europaweit gestiegen. Die Kampagne soll mit 65 000 Plakaten in der ganzen Bundesrepublik nicht nur Risikogruppen ansprechen, sondern alle sexuell aktiven Menschen.

Gerry Brownlee, 55, Verkehrsminister von Neuseeland, trieb die finnische Bevölkerung auf die Barrikaden. In einer Antwort an Oppositionschef David Shearer, der Finnland als Vorbild für Neuseeland bezeichnet hatte, erging sich Brownlee in Schmähungen. Das nordische Land könne seine „Bevölkerung kaum ernähren“, bilde seine Bürger schlecht aus, habe „eine schreckliche Selbstmordrate“ und „keinen Respekt vor Frauen“. Aufgebrachte Finnen forderten im Internet eine Entschuldigung, im Fernsehen wurden der Verkehrsminister und ganz Neuseeland durch den Kakao gezogen. Außenminister Erkki Tuomioja regte an, den neuseeländischen Politiker nach Helsinki einzuladen: „Der Mann weiß wahrscheinlich nicht einmal, wo Finnland liegt“, so Tuomioja wenig diplomatisch.



JURGEN FRANK / CORBIS OUTLINE

ZITAT

„Die heutigen Männer sind furchtbar selbstgerecht. Ich finde es sehr viel einfacher, mit Frauen klarzukommen.“

Yoko Ono, 79, Künstlerin und Witwe von John Lennon, über ihr Verhältnis zum anderen Geschlecht

Eberhard Mannschatz, 84, ehemals Leiter der Abteilung Jugendhilfe im Ministerium für Volksbildung der DDR, sorgt auch über zwei Jahrzehnte nach dem Ende des selbsternannten Arbeiter- und Bauern-Staates für erbitterte Debatten. Auslöser: ein Kapitel im Fachbuch „Grundkurs Soziale Arbeit“, Lehrmaterial an der evangelischen Hochschule des Rauhen Hauses in Hamburg, in dem Mannschatz das rigide System der Umerziehung in der DDR verharmlosend darstellt und von gemeinsamen sozialpädagogisch-ethischen Grundlagen in Ost und West fabuliert. In einem offenen Brief an das Kuratorium und den Rektor der Hochschule machten jetzt der Sächsische Landesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen und Vertreter von Verfolgtenverbänden Front gegen das Lehrbuch: Mannschatz sei direkt „verantwortlich für die Einrichtung des Geschlossenen Jugendwerkhofes Torgau“, in dem „die Menschenrechte und die Würde“ von über 4000 Jugendlichen „systematisch verletzt“ wurden, wie das Berliner Kammergericht 2004 festgestellt habe. „Es ist nicht hinzunehmen, dass jemand wie er als Kronzeuge gelungener ‚Sozialarbeit‘ in der DDR herangezogen wird.“



REX FEATURES / ACTION PRESS

Brown, Houston 2009

Bobbi Kristina Brown, 19, Tochter der im Februar mit 48 Jahren verstorbenen Sängerin **Whitney Houston**, will ihren Namen ändern. Schon seit der Scheidung der turbulenten Ehe von Bobby Brown und Houston im Jahr 2007 habe sie das tun wollen, berichtet die Klatsch-Website TMZ. Ihre Mutter habe sie aber stets davon abgehalten. Die junge Frau, Alleinerbin des Millionenvermögens ihrer berühmten Mutter, möchte sich nun lieber Kristina Houston nennen.



Bar Refaeli, 26, israelisches Fotomodel, will ihr schauspielerisches Talent beweisen. In einem Kinofilm über das Attentat auf den Hamas-Führer Mahmud al-Mabhu im Januar 2010 wird sie eine Rolle übernehmen. Der Mord an dem radikalen Islamisten in Dubai ist nie restlos aufgeklärt worden. Geheimdienstexperten gehen davon aus, dass der Mossad hinter dem Anschlag steht. Wen Refaeli darstellen soll, haben die israelisch-französischen Filmemacher noch nicht verraten.

Iben Wiene Rathje, 31, dänische Politikerin und Mitglied der Kopenhagener Bürgerschaft, hat einen Etappensieg in ihrem Kampf für wahrhaftige Gleichstellung errungen. Das Urinieren im Stehen soll auch Frauen ermöglicht werden. Die Sozialistin hatte im Stadtparlament vorgeschlagen, in Kopenhagen sogenannte Missoirs aufzustellen, Pissoirs für Frauen, damit auch die weibliche Bevölkerung unkompliziert dringenden Bedürfnissen nachkommen könne. Trotz bürgerlichen Widerstands – „komisch bis lächerlich“ (so der Konservative Rasmus Jarlov) – wurde der Vorschlag angenommen und nun zur Weiterbehandlung an den Ausschuss für Umwelt und Technik verwiesen. Die lesbische Politikerin, die mit einer Frau in einer registrierten Partnerschaft lebt und gemeinsam mit einem schwulen Paar zwei Kinder hat, hält die Einführung von Missoirs auch für eine touristische Attraktion: „Das wird ein progressives Branding für Kopenhagen bewirken.“



Rathje

Martin Sonneborn, 46, Satiriker und Vorsitzender der Partei „Die Partei“, will das politische System weiter unterwandern. In einer Berliner Kneipe ernannte er vergangenen Donnerstag mehrere persönlich anwesende Bundestagsabgeordnete der Linken zu Ehrenmitgliedern, weil sich die Parlamentarier im Plenum dafür starkgemacht hatten, „Die Partei“ zur Bundestagswahl zuzulassen: „Wir vergessen keinen, der uns den Weg zur Macht ebnet“, sagte Sonneborn. Die zum Ehrenmitglied ernannte stellvertretende Bundesvorsitzende der Linken, **Halina Wawzyniak**, 38, forderte eine Fusion: „Wir nehmen eure Wähler und euer Geld gerne.“ Doch der Plan ist zum Scheitern verurteilt. „Das Tischtuch zwischen Lafontaine und uns ist so zerschnitten“, bedauerte Sonneborn, „wie das Tischtuch zwischen Lafontaine und seiner eigenen Partei.“



Sonneborn, Wawzyniak

Norbert Röttgen, 46, Bundesumweltminister und CDU-Spitzenkandidat in Nordrhein-Westfalen, hat Mühe, sich mit seinen umweltpolitischen Vorstellungen zu Hause in Königswinter durchzusetzen. So will er zum Beispiel seine Kinder dazu bringen, stets das Licht zu löschen, wenn

sie aus ihrem Zimmer gehen. „Leider ist es noch nicht so weit, dass sich das automatisiert hat“, gestand Röttgen kürzlich bei einem Besuch der Europaschule in Bornheim bei Bonn. Letztlich müssten immer er und seine Ehefrau den Strom ausschalten.

Aus der „Heilbronner Stimme“: „Bis dahin lag Pole-Mann Hamilton noch in Führung, Button war Zweiter. Schumacher war durch den Crash mit dem etwas zu forschen Franzosen Romain Grosjean im Lotus in Runde eins längst aussichtslos zurück, und Alonso hatte sich bereits vor Alonso gesetzt.“

Jedes dritte Kind hat eine OP-Geburt

Aus dem „Kölner Stadt-Anzeiger“

Aus der „Frankfurter Allgemeinen“: „Oft wird das weit Ausladende, das man von Madonna seit ‚Ray of Light‘ (1998) kennt, jetzt in Verschlucktes zerkrümelt wie Zahnstein bei der medizinischen Mundreinigung.“

BARCELONA Prostitution war ein großes Problem in der spanischen Hauptstadt Barcelona. Deshalb würden

Aus der „Abendzeitung Nürnberg“

Aus dem „Tagesspiegel“: „Aus Wut über einen Mitarbeiter eines Bürgeramtes wurde ein arbeitsloser Mechaniker zu einem Jahr Haft auf Bewährung verurteilt.“

Tausend Gedanken in einem leeren Kopf

Aus dem Bonner „General-Anzeiger“

Aus der „Badischen Zeitung“: „Schlecker schließt nach dem Plan des Insolvenzverwalters 2200 seiner 5400 Märkte – die allermeisten von ihnen sind Frauen.“

Jusos beklagen: Zu wenig Wickeltische für Männer

Aus den „Lübecker Nachrichten“

Aus der „Schwetzingen Zeitung“: „Neben den Gärtnerinnen und Gärtnern des Schlosses sind es jährlich Tausende Besucherinnen und Besucher, die – kleinen Hummeln gleich – ebenfalls in den Startlöchern stehen, um die Blütenpracht mitzuerleben.“

Aus der „Presse“: „Sie mussten die Preise herabsetzen, weil die Daunenjacken und Pullover bei den niedrigen Temperaturen niemand haben wollte.“

Zitate

Die „Financial Times Deutschland“ zum SPIEGEL-Streitgespräch „Sorry, das geht zu langsam“ zwischen EU-Kommissarin Viviane Reding und Familienministerin Kristina Schröder (Nr. 13/2012):

Länder wie Spanien haben bereits Regelungen beschlossen, die eine Frauenquote in Führungspositionen von 40 Prozent bis 2015 verbindlich machen. EU-Justizkommissarin Viviane Reding fordert europaweit die Einführung dieser Quote bis 2020. Bundesfamilienministerin Kristina Schröder (CDU) lehnt dagegen eine Quote prinzipiell ab: „Die Bundesregierung ist der Meinung, dass Brüssel uns keine Quote vorschreiben kann“, sagte Schröder zuletzt dem SPIEGEL.

Die „Berliner Morgenpost“ über das Ende der „Harald Schmidt Show“ und zum SPIEGEL-Gespräch „Erleuchtung“ mit Harald Schmidt (Nr. 52/2011):

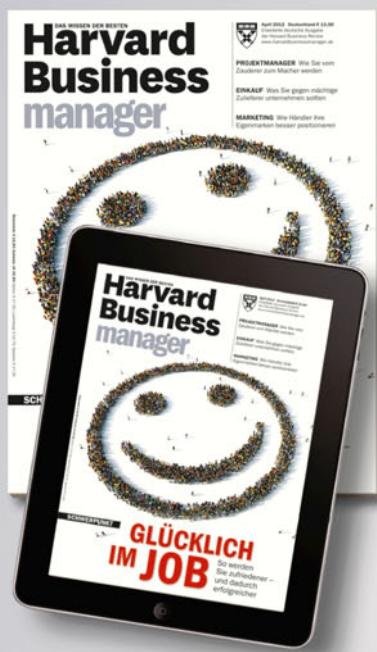
Harald Schmidts Kommentar lautete so: „Schade.“ Womit er wieder einmal seine Größe zeigte. Viel mehr gibt es dazu einfach nicht zu sagen ... Denn so ganz überraschend kommt die erzwungene Demission für ihn natürlich nicht. Ende vergangenen Jahres tauschte er sich mit dem SPIEGEL aus und mutmaßte selber darüber, warum er nicht so viele Menschen für sich gewinnt wie erhofft: „Vielleicht ist ein Teil der Zuschauer schon zu alt geworden für die Sendung ...“, und dann folgte ein prophetischer Satz: „Ich überlege mir ja nicht, wie kriege ich zwei Millionen Zuschauer, sondern, ich habe so viele Zuschauer – genügt das dem Sender?“

Der SPIEGEL berichtete ...

... in Nr. 46/2010 „Affären – Bullshit mit Bildchen“ über eine Clique von Börsenjournalisten, die Aktienkurse kleinerer Firmen manipuliert und dabei selbst abkassiert haben sollen.

Einer von ihnen, der ehemalige Mitarbeiter von „Focus Money“ und Bundesvorsitzender der „Partei der Vernunft“, Oliver Janich, wehrte sich gerichtlich gegen seine Nennung und Abbildung im SPIEGEL. Nach einem Urteil des Oberlandesgerichts München stehen die Persönlichkeitsrechte des Klägers hinter dem „Informationsinteresse der Öffentlichkeit an einer sachgerechten Unterrichtung“ zurück, da „Gegenstand der Berichterstattung ein Vorgang von gravierendem Gewicht“ gewesen sei. Die Autoren hätten ihrer Sorgfaltspflicht genügt, da die Informationen „aus den Ermittlungsakten“, also „aus einer zuverlässigen Quelle“ stammten.

Jetzt auch digital!



■ PROJEKTMANAGER

Wie Sie vom Zauderer zum Macher werden

■ EINKAUF

Was Sie gegen mächtige Zulieferer unternehmen sollten

■ MARKETING

Wie Händler ihre Eigenmarken besser positionieren

Einführungspreis: € 9,90

- Einmal online herunterladen, jederzeit offline lesen
- Für Tablet und PC/Mac



www.harvardbusinessmanager.de/hbm-digital



**Harvard
Business
manager**

DAS WISSEN DER BESTEN



NEW THINKING.
NEW POSSIBILITIES.



Sie denken, Sie kennen Hyundai?



Der neue Hyundai i30. Bringt Sie auf neue Gedanken.

In Deutschland entwickelt. In Europa gebaut. Für höchsten Qualitätsanspruch in seiner Klasse. Der neue i30 überzeugt nicht nur in punkto Design und Komfort, sondern er bietet auch technologische Innovationen. Zum Beispiel die in drei Stufen schaltbare FLEX STEER Lenkunterstützung. Mit dem i30 fahren Sie serienmäßig sorgenfrei, und das 5 Jahre lang.*

Erfahren Sie den neuen i30 jetzt bei Ihrem Hyundai Händler: Vereinbaren Sie gleich einen Probefahrttermin. Mehr unter www.hyundai.de

Kraftstoffverbrauch kombiniert: 6,7–3,7 l/100 km; CO₂-Emission kombiniert: 157–97 g/km; Effizienzklasse: D–A+.

Abbildung ähnlich. Fahrzeug enthält z.T. aufpreispflichtige Sonderausstattung.

* 5 Jahre Fahrzeug- und Lack-Garantie ohne Kilometerbegrenzung sowie 5 Jahre Mobilitäts-Garantie mit kostenlosem Pannen- und Abschleppdienst (gemäß den jeweiligen Bedingungen); 5 kostenlose Sicherheits-Checks in den ersten 5 Jahren gemäß Hyundai Sicherheits-Check-Heft. Taxen und Mietfahrzeuge: 3 Jahre Fahrzeug-Garantie und 2 Jahre Lack-Garantie, jeweils bis 100.000 km Fahrleistung (gemäß den jeweiligen Bedingungen).



1&1 ALL-NET-FLAT



NEU: HTC ONE S

- 10,9 cm Bildschirmdiagonale
- 7,8 mm flaches Design
- 8 Megapixel-Kamera
- 1,5 GHz Dual-Core Prozessor
- 16 GB interner Speicher

0,- €
~~499,- €~~

- ✓ FLAT FESTNETZ
- ✓ FLAT ALLE HANDY-NETZE
- ✓ FLAT INTERNET

29,99
~~39,99~~
€/Monat*



In bester D-Netz-Qualität unbegrenzt ins gesamte deutsche Festnetz und in alle deutschen Handy-Netze telefonieren und mobil surfen. Mit Ihrem eigenen Handy für 29,99 €/Monat. Oder mit einem kostenlosen Smartphone von 1&1, wie dem brandneuen HTC One S, für 39,99 €/Monat. Weitere topaktuelle Smartphones auf 1und1.de



1&1

www.1und1.de
0 26 02 / 96 96